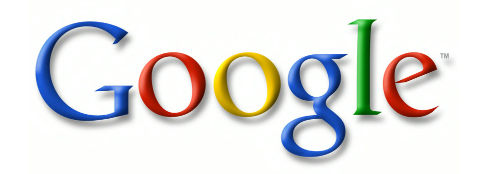
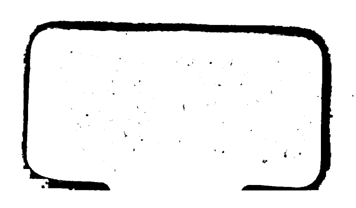
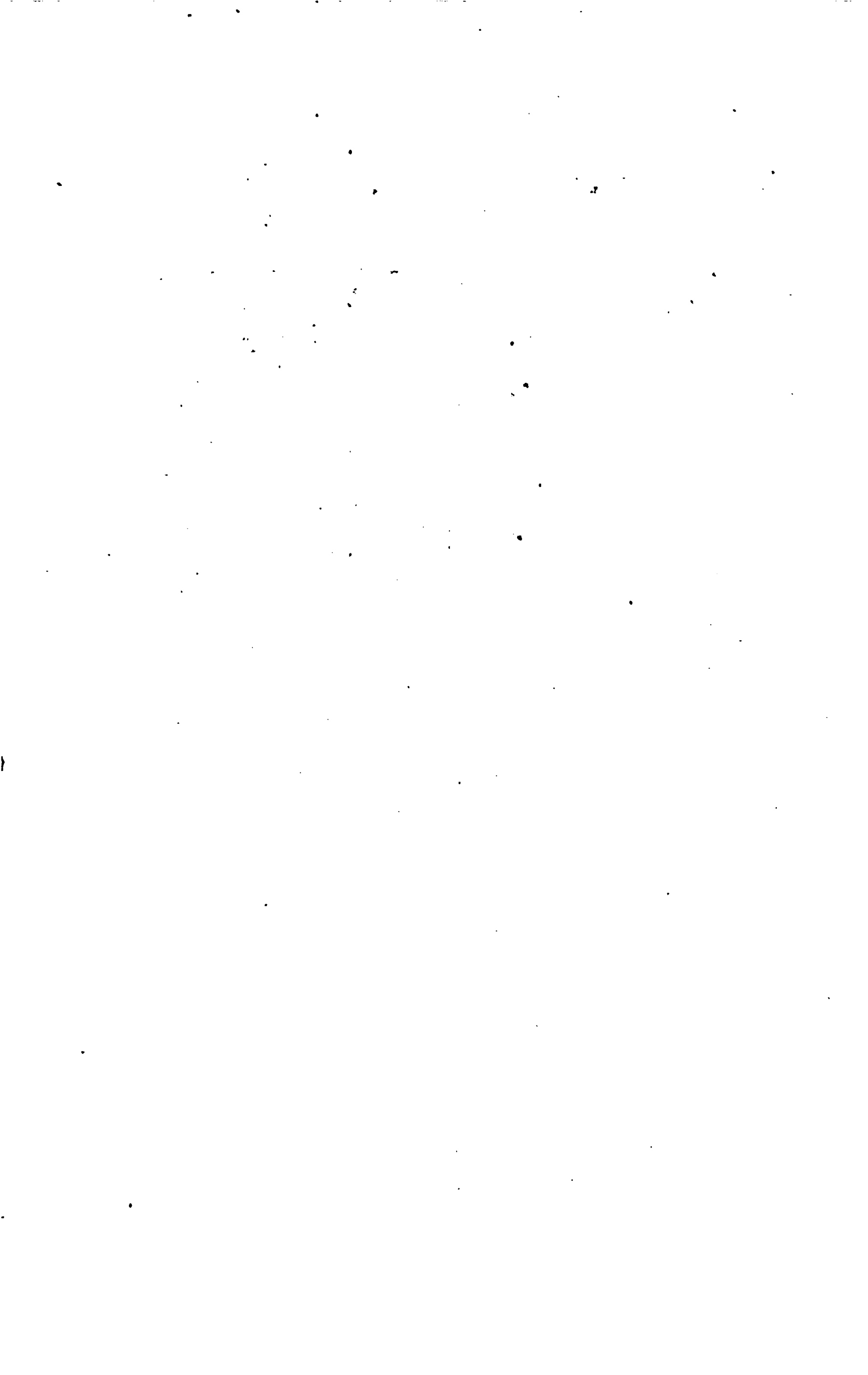
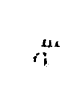










Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.



PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

DAS CURATORIUM:

Dr. Rudolf Gneist,
Wirkl. Geh. Oberjuztizrath,
ordentl. Professor an der Königl. Universität
zu Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Director der Königl. Akademie der Künste
zu Berlin.

Dr. C. Werder,
Geh. Regierungsrath, Professor an der
Königl. Universität zu Berlin.

Dr. H. Brugsch,
Kaisl. Legationsrath und Professor.

Adolf Hagen,
Stadtrath.

STATUT:

§. 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an eine beliebige Buchhandlung oder an das Bureau des Vereins für Deutsche Literatur in Berlin W., Lützowstrasse 113, direct zu übermitteln.

§. 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines Serienbeitrages von Achtzehn Mark Reichs-Währung, der vor oder bei Empfang des ersten Bandes der Serie zu entrichten ist. (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie.)

§. 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder unserer beliebtesten und hervorragendsten Autoren. Die Bände haben durchschnittlich einen Umfang von 20—26 Bogen, zeichnen sich durch geschmackvolle Druckausstattung und höchst eleganten Einband aus und gelangen in Zwischenräumen von 2—3 Monaten zur Ausgabe.

§. 4. Die Vereins-Publicationen gelangen zunächst nur zur Vertheilung an die Vereinsmitglieder und werden an Nichtmitglieder erst später und auch dann nur zu bedeutend erhöhtem Preise (à Band 6—8 Mk.) abgegeben. Der sofortige Umtausch eines neu erschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist gestattet.

§. 5. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie der betreffenden Buchhandlung resp. dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§. 6. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler **Dr. Hermann Paetel** in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band von Serie V an ist elegant in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie das Bureau des Vereins in Berlin, W., Lützowstrasse 113, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

In den bisher erschienenen Serien I—XII kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. PopulärwissenschaftlicheAufsätze.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Serie II

Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.

Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.

Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.

Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.

Heyse, Paul, Giuseppe Giusti, Gedichte.

Hoyns, Georg, Die alte Welt.

Richter, H. M., Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Thiere.

Goldbaum, W., Entlegene Culturen.

Lindau, Paul, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten. (Vergriffen.)

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände. (Vergriffen.)

Vambéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Thierwelt.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

Lenz, Oscar, Skizzen aus Westafrika.

Strodtmann, Ad., Lessing, Ein Lebensbild.

Vogel, H. W., Lichtbilder nach der Natur.

Woltmann, Alfred, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Serie V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Theil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

Werner, Reinhold, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Serie VI

Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

Schmidt, Max, Der Leonhardsritt, Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

Kreyssig, Friedrich, Literarische Studien und Charakteristiken.

Serie VII

Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Neményi.

Serie VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Theil.)

Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann, J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Serie IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

Gottschall, Rudolf v., Literarische Todtenklänge u. Lebensfragen.

Serie X

Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.

Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

Lotheissen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre.

Serie XI

Gneist, Rudolf, Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güssfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse aus den Jahren 1859—1885.

Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Serie XII

Meyer, Prof. Dr. Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit.

Herrmann, Prof. Dr. Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft.

Büchner, Prof. Dr. Ludwig, Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart.

Hanslick, Prof. Dr. Ed., Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper". 4. Theil.)

Serie XIII

Es ist erschienen:

Geffcken, Prof. Dr. Fr. H., Politische Federzeichnungen.

In den nächsten Serien werden u. A. erscheinen:

„Die Memoiren von Ferdinand von Lesseps".

Die

Entstehung der Erde

und des Irdischen.

Von

M. Wilhelm Meyer.

Die

denkwürdigsten Erinnerungen

aus meinem Leben.

Von

Friedrich von Bodenstedt.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Geschäftsführender Director:

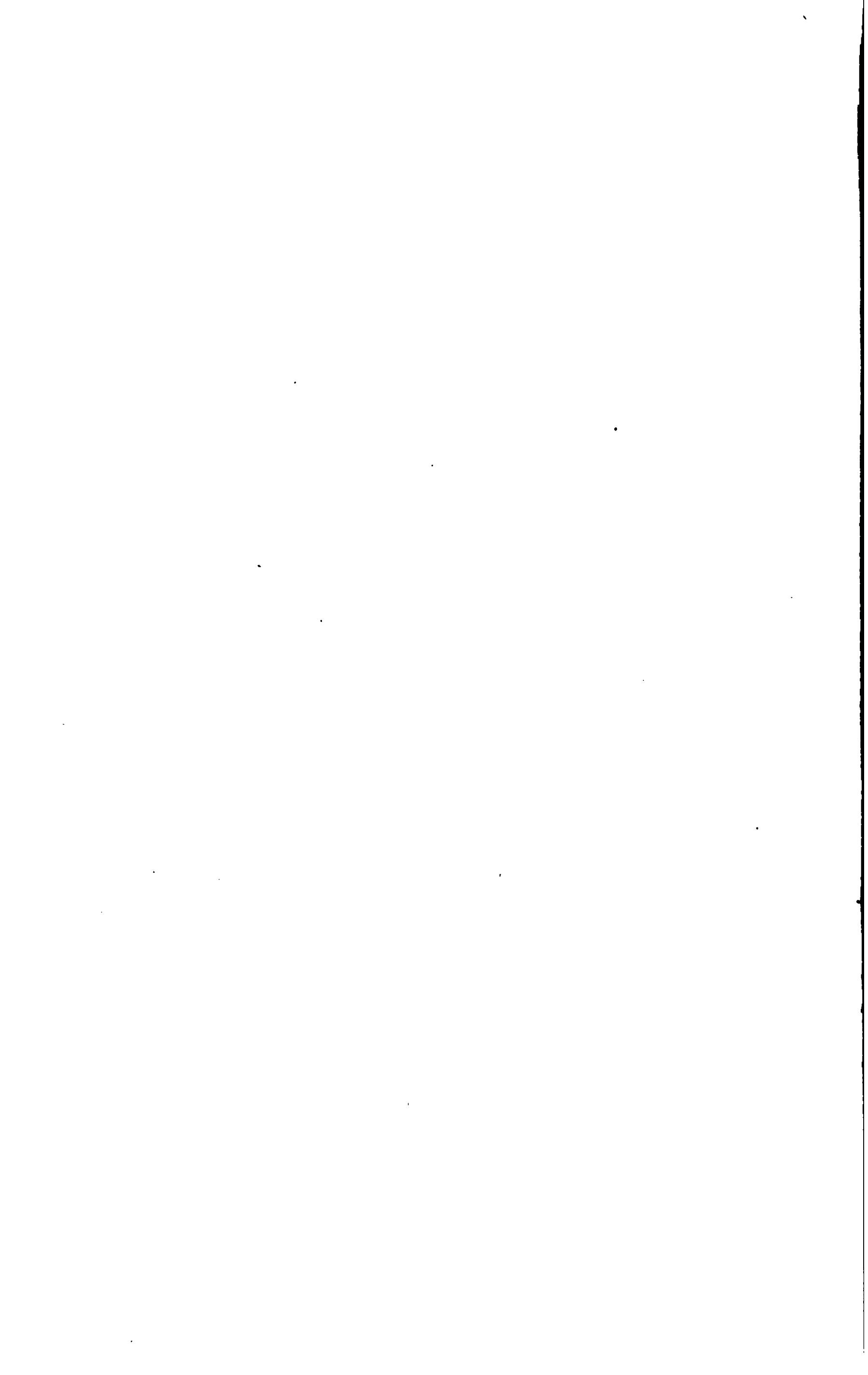
Dr. Hermann Paetel,

Verlagsbuchhändler in Berlin, W., Lützowstrasse 113.



G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Politische
Federzeichnungen.



o

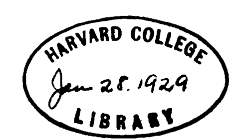
Politische Federzeichnungen

von

F. H. Geffcken.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
1888.

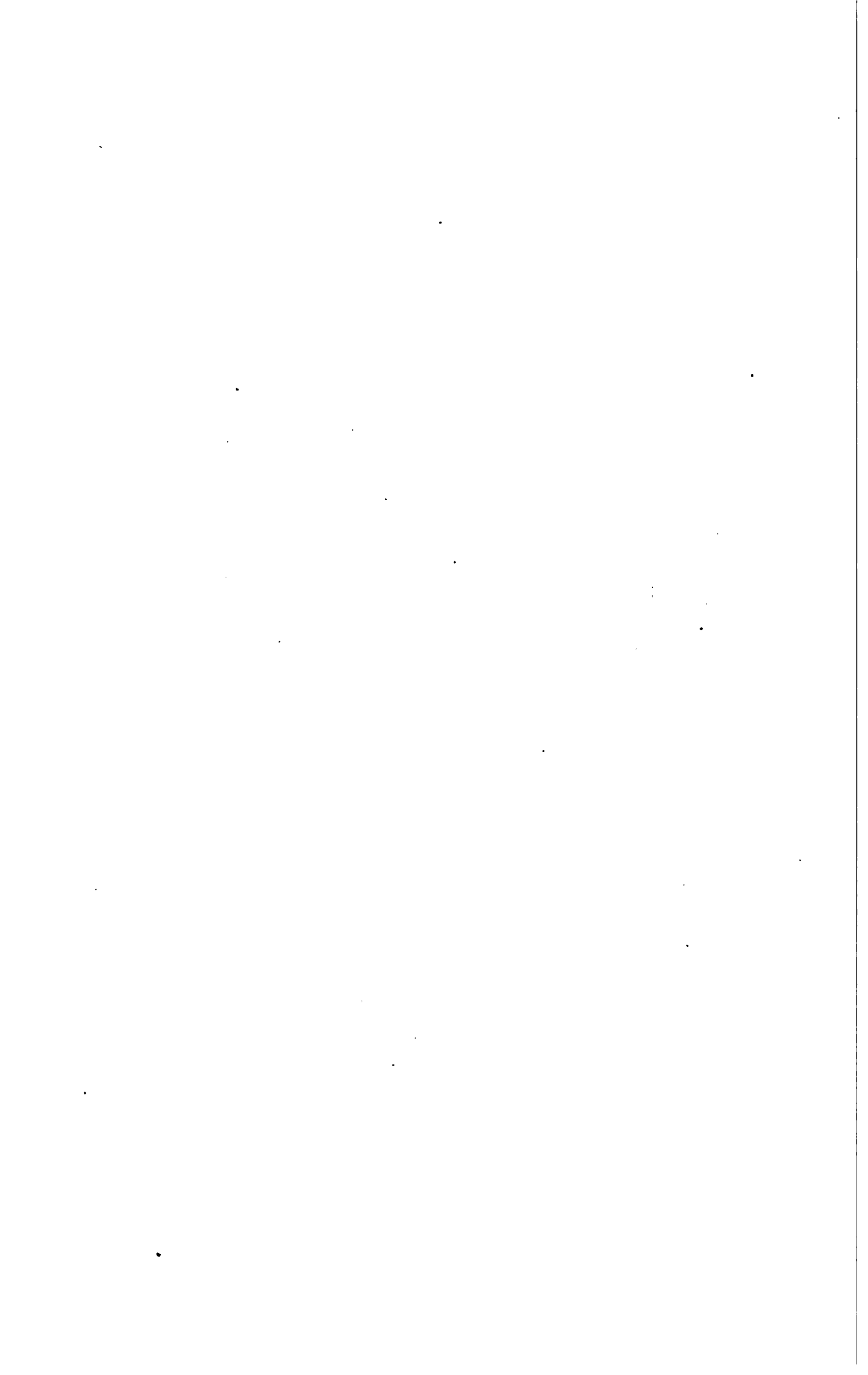


Freiherrn

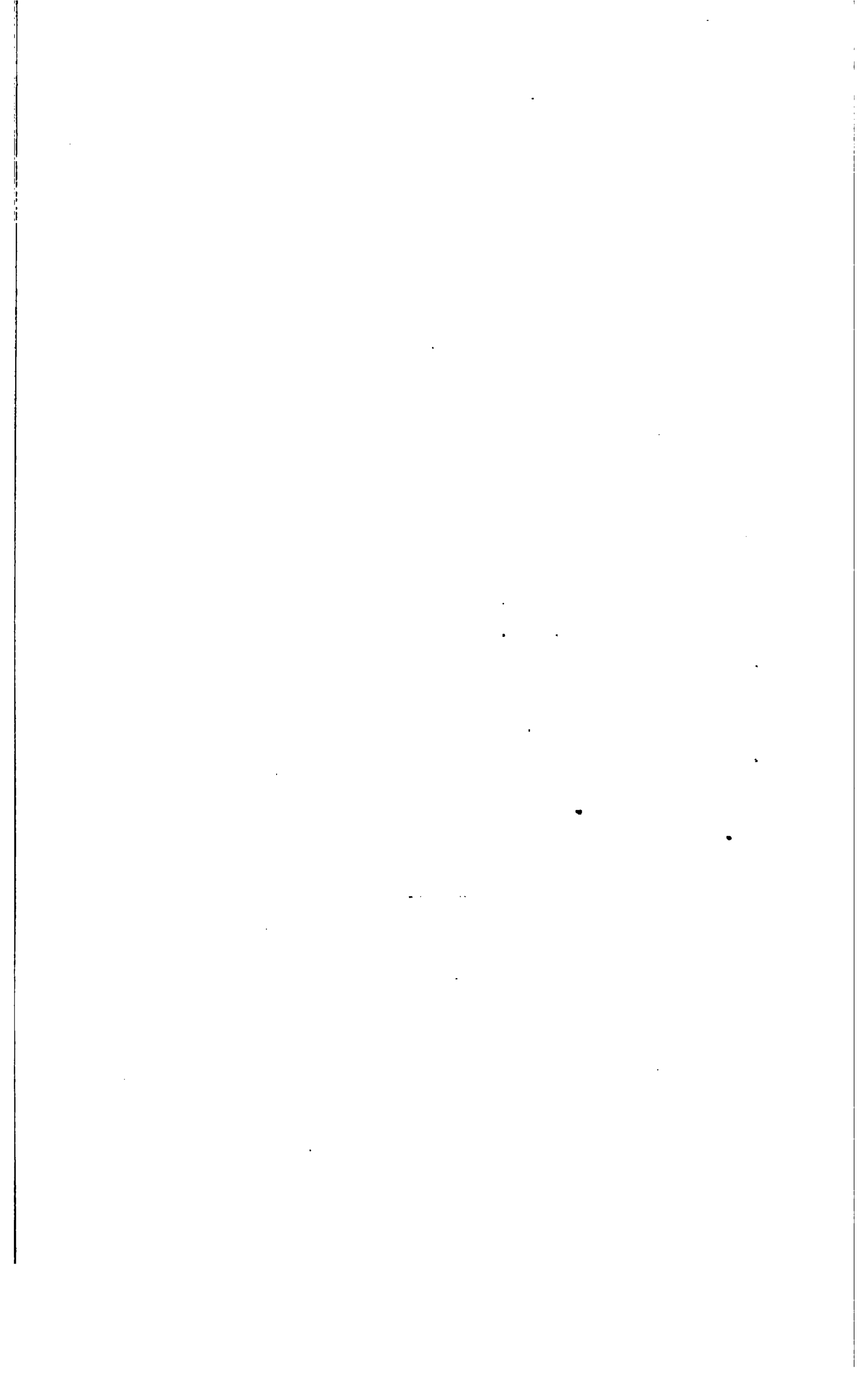
Franz von Roggenbach

in alter Freundschaft

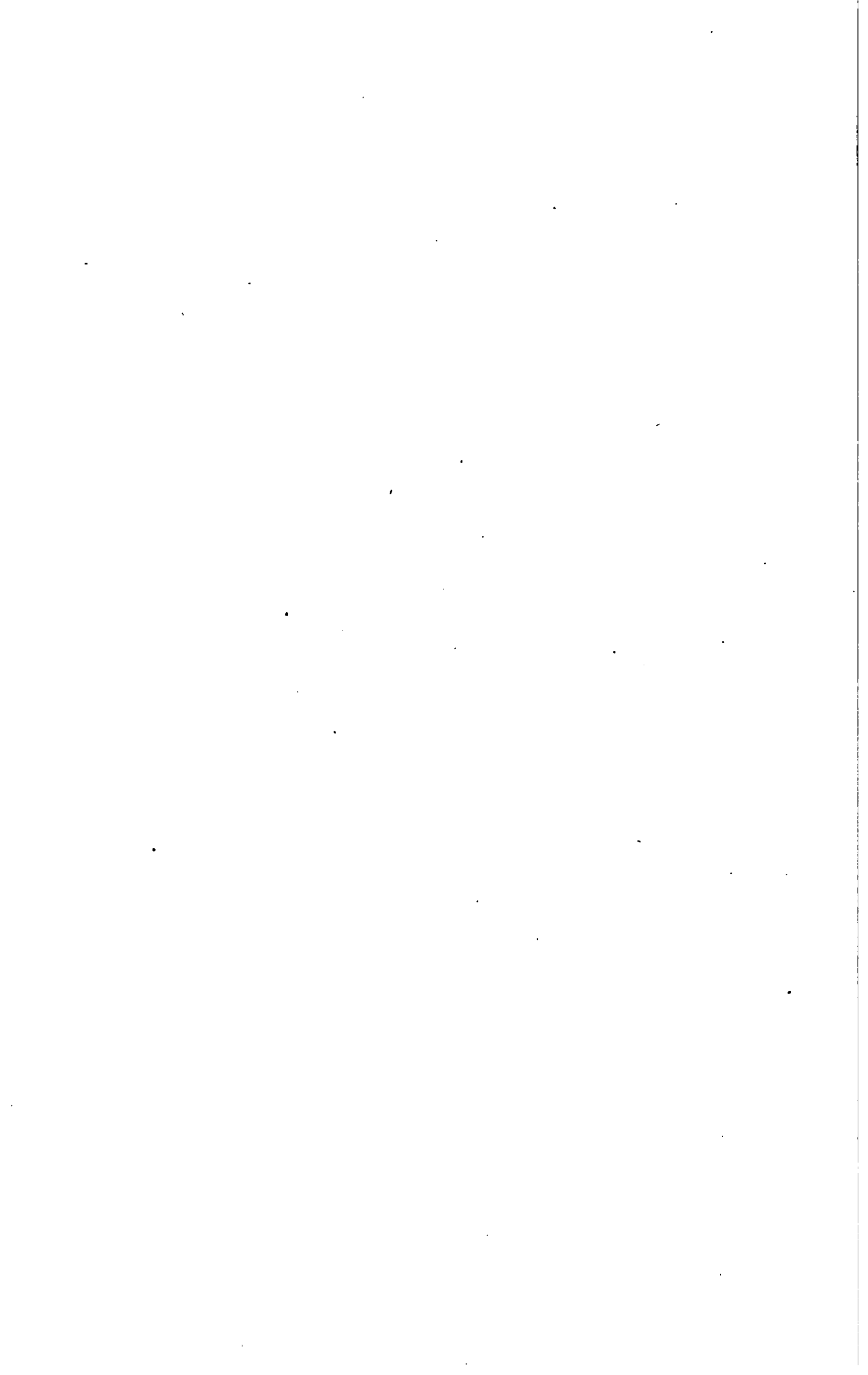
zugeeignet.



Inhalt.



Das britische Weltreich.





I.*)

Der erste und überwältigende Eindruck, den der Besucher empfängt, welcher durch die endlosen Höfe und Säle der Colonial and Indian Exhibition wandert, ist der der unermeßlichen Größe des britischen Reiches. Man mag gerne zugeben, daß die Ueberschrift des Eingangs „Britisches Reich — Flächeninhalt 9,126,999 □M.,**) Bevölkerung 305,337,929“ in ihrem Lapidarstiel nicht genau zu nehmen ist; denn wer hat die Eiswüsten des nördlichsten Amerika auf die Quadratmeile vermessen oder die Kaffern und sonstigen Eingeborenen genau gezählt? Man muß auch anerkennen, daß einzelne Gebiete in der Ausstellung vertreten sind, welche England nicht gehören; Cypern ist keine britische Colonie, sondern wird nur für den Sultan verwaltet, dem der Ueberschuß der Einnahmen gezahlt wird, Nepal ist ein unabhängiger Staat und die Abhängigkeit Kaschmirs beschränkt sich darauf, daß sein Fürst der Kaiserin von Indien jährlich einen Tribut von 1 Pferd, 12 Ziegen und 6 Shawls zahlt. Indeß solche Ausstellungen im kleinen ändern nichts an der massiven Thatsache der Größe dieses Reiches, neben dem das altrömische klein erscheint, eine Thatsache, die uns

*) Geschrieben bei Gelegenheit der Londoner Colonialausstellung von 1886.

**) Die englischen Maße sind hier beibehalten.

auf Schritt und Tritt in der Ausstellung begleitet; übertrifft doch die Dominion of Canada allein Europa an Umfang. Wie gering erscheinen dem gegenüber die heutigen überseeischen Gebiete anderer europäischer Staaten, Hollands: 688,000 □M. mit 26,841,600 Einw., Frankreichs: 382,700 □M. mit 8,723,000 Einw., Spaniens: 165,730 □M. mit 8,175,470 Einw. Erst wenn man das Labyrinth dieser Ausstellung durchschreitet, begreift man recht, daß London, diese Riesenstadt von 4³/₄ Mill. Einw., gar nicht als die Hauptstadt der britischen Inseln, sondern nur als die eines Staatenreiches möglich ist, von dem das Mutterland nicht mehr als ¹/₆₆ der Gesammtfläche einnimmt und etwa ¹/₈ der Gesammtbevölkerung zählt. Und dieses Reich ist nahezu über den ganzen Erdball verbreitet, so daß ein Reisender, der von London nach Yokohama und über das Stille Meer, von Vancouver nach Halifax und zurück nach London geht, auf seiner ganzen Fahrt in kurzen Zwischenräumen die britische Flagge findet. Auf der ersten Hälfte sind die Staffeln, Gibraltar, Malta, Aden, Indien, Singapore, Hong-Kong; die zweite führt auf der Eisenbahn von Port Moody durch die ganze Breite Nordamerikas bis Neufundland, von wo Dampfer in acht Tagen nach Queenstown gehen; dabei bleiben das Capland, die afrikanischen Inseln und Küstenniederlassungen, alle australischen Colonien, Westindien, Honduras, Guyana und eine Reihe kleinerer Punkte von Borneo bis Helgoland noch unberührt. Das britische Reich umfaßt alle Zonen, von den Pelzjagdgründen der Hudsonsbai bis zu den tropischen Jungles Indiens oder den Mahagoniwäldern von Honduras; kaum ein Erzeugniß des Thier-, Pflanzen- und Mineralreiches läßt sich nennen, das nicht irgend eine britische Provinz in großer Menge und Vorzüglichkeit hervorbringt. Sind Indien und Canada große Kornkammern, so beherrschen Australien und das Capland den Wollmarkt;

Canada führt für 32 Mill. Mk. Käse aus; die westindischen Inseln sind das ergiebigste Zuckergebiet, Ceylons Thee ist jetzt der beste, indische Baumwolle und Jute, australische und canadische Hölzer sind überall gehandelt. Victoria allein hat in dreißig Jahren für 216 Mill. £ Gold geliefert, das Capland sendet seine Diamanten, Ceylon Edelsteine, die Bahamas Perlen. Kohlen, Eisen, Kupfer und alle anderen Metalle finden sich in den verschiedensten Colonien in unerschöpflicher Fülle. Ebenso wird es nicht leicht sein, irgend einen Gegenstand des Gewerbefleißes zu nennen, der nicht im britischen Reiche in erster Güte hergestellt würde, von den indischen Teppichen, Muslinen und Elfenbeinschnitzereien bis zu den Nägeln Canadas, von denen in einer Pyramide viele hundert Sorten ausgestellt sind. Kurz, so unmöglich aus politisch-finanziellen Rücksichten ein das britische Reich umfassender Zollverein ist, so könnte, wirthschaftlich betrachtet, ein solcher sich selbst vollkommen genügen und brauchte kaum etwas von anderen Ländern zu beziehen, was nicht in seinen Grenzen auch erzeugt würde.

Nicht minder mannigfaltig sind die Stufen der Gesittung, die das Reich umfaßt, von den schwarzen Urbewohnern Indiens, den nomadischen Stämmen Canadas, den höher gearteten Maoris Neuseelands und den Kaffern Südafrikas bis zu den Einwohnern Torontos und Sidneys, die keinem Europäer an Bildung nachstehen. Neben den Christen aller Bekenntnisse stehen 150 Mill. Hindus, 50 Mill. Mohammedaner, die Buddhisten Ceylons, die heidnischen Kaffern und Australneger, die Fetischanbeter Westafrikas; Indien und die Kroncolonien werden absolut regiert, Canada und Australien erfreuen sich demokratischer Verfassungen; bildet dieses letztere ein Neuengland über See, so herrscht in Indien eine Handvoll Europäer über 259 Mill. Eingeborene. Quebec ist eine

französisch redende Provinz, im Capland überwiegt das holländische Element; die Bibel ist in 130 Sprachen und Mundarten gedruckt, welche in Indien und den Colonien gesprochen werden.

Trotz aller dieser bunt durch einander gewürfelter Elemente herrscht im ganzen Reiche Frieden; wie verschieden auch Nationalität, Religion, Gesittung, Regierungsform sein mögen, Ruhe und Ordnung weiß die englische Regierung überall aufrecht zu halten; der indische Aufstand von 1857 war ein rein militärischer, aus Ursachen, die sich nicht wiederholen werden. Die einzige Ausnahme bildet das Capland, das überhaupt die schwächste Seite der englischen Colonialpolitik zeigt.

Die Größe dieses, alle jene Elemente umfassenden Reiches, von dem in Wahrheit gesagt werden kann, daß in ihm die Sonne nicht untergeht, ist um so bemerkenswerther, als dasselbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit aufgebaut ist. England hatte nicht im Zeitalter der Entdeckungen, wie Spanien und Portugal, in fernen Welttheilen Eroberungen gemacht; mit jenen trat vor ihm Holland in Mitbewerb. Unter der großen Elisabeth besaß es kaum einen Fuß breit überseeischen Landes. Milton spricht zwar von seinem Vaterland als „umgeben von allen seinen Töchterstaaten", aber dies war das Gesicht eines Propheten, nicht Wirklichkeit; denn die einzigen überseeischen Niederlassungen Englands unter Cromwell waren die der von Karl I. vertriebenen Puritaner und Jamaika, das der Protector den Spaniern entrissen. Harrington in seiner „Oceana" sagte die überseeische Größe Englands voraus, weil es für die Begründung eines solchen Reiches durch seine insulare Lage besser geeignet sei, als Venedig, dem die genügende Unterlage eines eigenen Gebietes fehle; aber sicher glaubte er dabei nicht, daß in zweihundert Jahren ganze Festlande von 50 Mill. englisch redenden Bürgern bewohnt sein würden

und das Parlament von Westminster in Afrika und im Reiche des Großmoguls Gesetze geben werde, wo damals Engländer kaum als Kaufleute geduldet waren.

England mußte sich eben nach langen Bürgerkriegen erst innerlich sammeln, um die eigenthümlichen Vortheile auszunutzen, welche seine geographische Lage und seine Bevölkerung bot, um so mit Erfolg in den Streit um die Herrschaft der neuen Welt einzutreten.

Das damalige Colonialsystem beruhte auf der Ausbeutung der überseeischen Besitzungen durch das Mutterland: die Colonien sollten diesem die Erzeugnisse liefern, welche es selbst nicht besaß, und ein Absatzgebiet für dessen Gewerbfleiß bilden; ausschließlich nationale Schiffe vermittelten den Verkehr. Nach diesen Grundsätzen verfuhren Holland und England nicht weniger, als Spanien und Portugal; die Colonien sollten sich auf die Erzeugung von Rohstoffen beschränken, welche England brauchte oder mit großem Gewinn an andere Länder weiter verkaufte; nicht ein Nagel dürfe in Amerika gemacht werden, sagte Lord Chatham. Selbst die Raffinirung des Zuckers war dem Mutterlande vorbehalten, und als unter Wilhelm III. Virginia um die Erlaubniß bat, eine höhere Unterrichtsanstalt zu gründen, da seine Angehörigen doch auch unsterbliche Seelen hätten, erwiderte der Generalstaatsanwalt: „Zum Teufel mit euren Seelen, baut Tabak!“ Indeß ein an sich enges und hartes System kann in sehr verschiedenem Geiste verfolgt werden. Spanien suchte in seinem unermeßlichen überseeischen Reiche nur Herrschaft, Gold und Stellen für seinen Adel; auf den Handel sah der Castilianer geringschätzig herab; derselbe war auf zwei regelmäßige Regierungs-Seekarawanen beschränkt, der Verkehr mit den Philippinen sogar auf eine Galeere jährlich. „Die Versorgung eines großen Reiches ward betrieben, wie die Verproviantirung

einer blockirten Festung", sagt A. von Humboldt; die Regierung erfuhr oft die wichtigsten Vorgänge in Amerika erst durch Fremde. — Während so das Mutterland mitten unter seinen Schätzen wirthschaftlich verhungerte, wurde für Holland und England das coloniale Monopol Grundlage einer mächtigen Entwickelung. Sie privilegirten zwar große Gesellschaften für den Handel nach gewissen überseeischen Gebieten, aber sie ließen diese, welche zuerst amtlich Adventurers hießen, frei gewähren und beschränkten sich darauf, deren Interessen nach außen mit gewaffneter Hand zu vertreten. Hunderte von jungen unternehmenden Leuten gingen jährlich hinaus, um im Dienst dieser Gesellschaften ihr Glück zu machen und kehrten mit großen Vermögen heim, während die Directoren und Mitglieder in London ihre Dividenden einstrichen. Die Reichthümer, welche durch die Hudsonsbai-, die Ost- und Westindischen Gesellschaften im 18. Jahrhundert nach England geflossen, sind für damalige Verhältnisse ungeheuer. Der Verdienst an Colonialzucker allein wird auf 1,200,000 £ jährlich geschätzt, der Tabakshandel beschäftigte 24,000 Tons, und alle Erzeugnisse der Colonien wurden mit englischen Waaren bezahlt. Von 1704 bis 1772 stieg die Ausfuhr nach Nordamerika, Westindien und Afrika von 569,930 £ auf 6,024,221 £; erst durch seine Colonien ist damals Englands Wohlstand begründet worden.

Noch ein anderes Element in der colonialen Entwickelung Englands war ihm eigenthümlich. Die starre Rechtgläubigkeit der spanischen Philippe hätte es als Frevel betrachtet, auch nur einen Ketzer innerhalb seiner Colonien zu dulden. Die Inquisition wartete ihres Amtes in Mexiko und Peru wie in Madrid und Sevilla. Der Plan Colignys, ein hugenottisches Gemeinwesen jenseits der See zu gründen, scheiterte. In England ließen die Regierungen, welche abwechselnd

Dissenters und Katholiken zu Hause unterdrückten, denselben wenigstens die Freiheit, auszuwandern; ja, man gab ihnen in den Freibriefen für ihre amerikanischen Niederlassungen die religiöse Freiheit, welche ihnen in der Heimath verweigert wurde. Diese Auswanderer aber, welche ihr Land nicht wegen Uebervölkerung, sondern nur gezwungen verließen, um dem religiösen und politischen Druck zu entgehen, hatten keine Truppen zu ihrer Verfügung, um Länder zu erobern, wie Cortez und Pizarro; sie waren darauf angewiesen, ein Gebiet in gemäßigter Zone zu suchen, das ihnen Raum zur Ansiedlung bot, und in dem sie von ihrer Hände Arbeit leben konnten. Sie fanden es in dem spärlich bevölkerten Nordamerika, das bald die wichtigste Colonie Englands ward, und von dem, als der größte Theil verloren ging, doch Canada erhalten blieb. So entstand ein zweites England jenseits des Meeres, das sich in unseren Tagen durch Australien verdoppelt hat und das mit dem Mutterlande durch Abstammung, Sprache und Gesittung verbunden blieb.

Hiervon abgesehen lag in dem System der damaligen Colonialpolitik die Nothwendigkeit seiner Ausdehnung. Wenn das Mutterland nach Gebieten suchte, welche es zu seinem Vortheil ausbeuten konnte, so mußte es danach trachten, in Besitz der für diesen Zweck werthvollsten Colonien zu kommen und diese, wo sie anderen Mächten gehörten, ihnen zu entreißen. So geräth England, sobald es anfängt, über See Fuß zu fassen, in Krieg mit Holland, welches seinerseits Portugals werthvollste Besitzungen in Asien erobert hat und als Holland besiegt ist, beginnt der große Kampf mit Spanien und Frankreich um die Herrschaft der neuen Welt, welcher mit einmaliger Unterbrechung fast hundert Jahre dauert. Frankreich war unter Colberts umsichtiger Leitung in die Reihe der Colonialmächte eingetreten, als Spaniens Größe

zu schwinden begann, und schien zuerst England den Rang ablaufen zu wollen. Hatte letzteres die Nordküste der jetzigen Vereinigten Staaten inne, so beherrschte Frankreich die großen Stromthäler des St. Lorenz, Ohio und Mississippi. Waren die englischen Auswanderer fortgezogen, um dem Druck der heimischen Regierung zu entgehen, so hatte Frankreich, welches damals noch nicht die gezwungene Erbtheilung des Code Napoléon und das Zweikindersystem kannte, in den kinderreichen Familien der Normandie und Bretagne einen Ueberschuß von Bevölkerung, welcher Canada und Luisiana colonisirte. St. Domingo war 1789 das größte Zuckerland der Welt, das 1789 für 193 Mill. Frcs. ausführte; der ganze Colonialhandel betrug 300 Mill. Frcs. und beschäftigte 30,000 Matrosen. In Indien hatte Frankreich sogar die Vorhand; es war der geniale Dupleix, welcher zuerst die Idee faßte, eine eingeborene Armee unter europäischer Führung zum Werkzeug der Eroberung zu machen. 1741 begann er damit, und nach wenigen Jahren herrschte er über 35 Mill. Labourdonnais entriß den Engländern Madras, Bussy eroberte den Mahrattenstaat mit 17,000 □M. Wenn diese kühnen Pioniere dem jungen Abenteurer Clive unterlagen, wenn Frankreich nach einander seine Besitzungen in Nordamerika verlor, so ist die Schuld einerseits in der elenden Regierung Ludwigs XV. zu suchen, während die Englands die größte Vereinigung von Stetigkeit und Freiheit bot, und unter Chathams genialer Leitung nur nationale Interessen verfolgte; andererseits in Englands insularer Lage, durch die es, selbst unangreifbar, vermochte, alle festländischen Verwickelungen seiner colonialen Machterweiterung dienstbar zu machen. Mit dem Versailler Frieden von 1763 stand Englands Uebergewicht fest.

Die nächste Zeit brachte zwar durch den Verlust des größten Theiles von Nordamerika eine schwere Niederlage,

aber der dreiundzwanzigjährige Kampf gegen die französische Revolution und das Kaiserreich machte diese Einbuße mehr als wett. England vereitelt Napoleons Absichten gegen sein indisches Reich und begründet seine Alleinherrschaft auf der Gangeshalbinsel: es vernichtet die spanisch-französische Flotte bei Trafalgar und sichert sich damit die Alleinherrschaft der Meere; es nimmt Holland Ceylon und das Capland, Frankreich Mauritius und mehrere Antillen und gewinnt in Malta einen Stützpunkt im Mittelmeer, welcher den Plan des lac français beseitigt. Beim Schluß des großen Kampfes steht England als die fast allein herrschende See- und Colonialmacht da, während Frankreich nur kümmerliche Ueberbleibsel seines einstigen überseeischen Reiches behält, Holland auf Java und Guyana beschränkt ist und Spanien seine Herrschaft in Süd- und Mittelamerika durch Losreißung seiner dortigen Colonien verliert, welche in erster Linie wieder dem englischen Handel zu gute kommt.

Daß nun mit der Entwickelung des Handels und der Schiffahrt, wie sie das 19. Jahrh. gesehen und dem Eintritt der Vereinigten Staaten in die Reihe der Großmächte, das alte Colonialsystem unhaltbar werden mußte, ist begreiflich. Die Colonien hätten dasselbe mit ihrer wachsenden Bevölkerung und ihrer aufstrebenden Industrie nicht ertragen. Dazu begann die Auswanderung, die 1815 nur 2000 Köpfe betrug, aber schon 1819 auf 35,000 stieg und sich vornehmlich nach den Vereinigten Staaten richtete, eine große Rolle zu spielen. Die neue Welt, welche für die alte bisher hauptsächlich ein Handelsgebiet gewesen war, wurde jetzt die Zuflucht Derer, für welche zu Hause der Raum fehlte. Fanden die Auswanderer in den Vereinigten Staaten sich im Vollbesitz aller politischen Rechte und freiester wirthschaftlicher Bewegung, so wurde der Anspruch, Canada und Australien von London

aus nach den Interessen des Mutterlandes zu regieren, unhaltbar. Aber das alte englische System ließ sich reformiren, das spanische stürzte zusammen, sobald man einen Stein aus dem künstlichen Bau herauszog. So fielen die alten Fesseln, die Monopole der Gesellschaften, die Korngesetze und die Schiffahrtsacte wurden aufgehoben, die Colonien mit europäischer Bevölkerung erhielten freie Verfassungen, welche ihnen die vollste Selbstregierung sicherten, andererseits wuchs die englische Herrschaft in Indien immer weiter und faßte in China Fuß. Unter dem neuen System nahm der Handel einen gewaltigen Aufschwung; von 1815—43 stieg der Werth der Ausführ um 63, die Tonnenzahl der Handelsmarine um 55 Proc., die britische Theeeinfuhr, welche im letzten Jahr des Monopols der ostindischen Gesellschaft 1833/34 nur $29\frac{1}{2}$ Mill. Pfund betrug, war 1853: $70\frac{1}{2}$, 1879: 145 Mill. Pfund. Namentlich aber zeigten Canada und die australischen Colonien, welche das schlimmste Uebel des alten Systems, die Sclaverei, nie gekannt, ein reißendes Wachsthum; überall entstanden aufstrebende Gemeinwesen mit volkreichen Städten, Eisenbahnen, Dampferlinien, lebhaftem Handel, umfassender Schulbildung und selbstständigen Parlamenten. Als die ersten Weißen 1834 nach Victoria kamen, fanden sie nur Lager von Eingeborenen, welche Känguruh und Opossum mit dem Wurfspeer jagten und die Ströme in ausgehöhlten Baumstämmen kreuzten; jetzt hat das damals mit einigen Blockhäusern gegründete Melbourne 325,000 Einw., mit prächtigen Kirchen, Theatern, Galerien, Werften, Wasserleitungen, Parks und einer Universität. Die älteste Colonie des Festlandes, Neu-Süd-Wales, zählte 1828: 36,598 Einw., 1886: 992,875; Victoria, 1834 begründet, fast 1 Mill.; 1792 hatte Neu-Süd-Wales, damals die einzige australische Colonie, 23 Stück Rindvieh, 11 Pferde, 105 Schafe, 43 Schweine. 1881 zählten

sämmtliche australische Colonien 9 Mill. Stück Rindvieh, 80 Mill. Schafe, $1^1/_2$ Mill. Schweine, ihr Gesammthandel betrug 40 £ pro Kopf, der Großbritanniens nur etwas über 20 £; die Bevölkerung Canadas stieg von 1871—1881 von 3,687,024 auf 4,324,810 (17,3 Proc.). Hinter solchem Wachsthum steht nun eine noch auf lange Zeit unerschöpfliche Fülle von natürlichen Hilfsquellen. Von den 2 Mill. □M. Acker- und Forstlandes von Canada sind nur etwa 70,000 unter Cultur und von diesen nur die Hälfte wirklich mit Korn, Weide und Gärten angebaut, so daß mehr als 1,800,000 □M. noch jungfräulicher Boden sind, von denen 1 Mill. als weizenfähig gilt, mehr als die achtfache Fläche der britischen Inseln, bei einem Flächenraum von 8,822,000 □Kilom. kommen nur 0,5 Bewohner auf 1 □Kilom. der Dominion, in Britisch-Indien 87. In Neu-Süd-Wales sind 852,000 Acres unter Cultur und 28 Mill. stehen noch zur Verfügung, mit der Ausbeutung der Kohlenlager ist kaum ein Anfang gemacht. So haben sicher diese jungen Töchterstaaten noch eine weit größere Zukunft vor sich. Mag das bekannte Zukunftsbild Macaulays, der einen Neuseeländer von einem Bogen der London-Bridge die Ruinen der St. Pauls-Kirche aufnehmen läßt, der Einbildungskraft zu sehr die Zügel schießen lassen, so bilden doch die überseeischen Colonien unstreitig den am raschesten wachsenden Theil des Gesammtreiches, ihre Bevölkerung europäischer Abstammung betrug 1837: 4,204,700, 1886: 15,763,172; es liegt daher kein Grund vor, zu bezweifeln, daß Canada, Victoria oder Neuseeland einst eine so große Rolle spielen werden, wie Frankreich oder Italien: sie werden weiter wachsen, wenn das Mutterland nach Erschöpfung seiner Kohlenfelder in seiner Bedeutung zurückgehen muß, in jedem dieser Staaten wird England verjüngt erstehen.

Es ist dieses Weltreich, welches uns die Ausstellung in South-Kensington in allen seinen Theilen mit allen seinen Erzeugnissen vorführt und zwar in einer Vollständigkeit und Systematik, die nicht genug gerühmt werden können. Man hat sich nicht darauf beschränkt, die Gegenstände jeder Colonie oder Provinz nach Klassen geordnet aufzustellen, sondern fast überall finden wir vortreffliche Karten aller Art, Zeichnungen Photographien und Gemälde, die uns das Land, seine Geologie, Wetterverhältnisse u. s. w. veranschaulichen, vollständige statistische Angaben, Modelle von Eingeborenen in Lebensgröße, von Bauwerken, vom indischen Tempel bis zur malayischen Hütte, Sculpturen, landwirthschaftlichem und fabrikmäßigem Betrieb, von den indischen Frauen, welche Korn zwischen zwei Steinen zerreiben, bis zu den canadischen Mäh- und Dreschmaschinen, der australischen Mühle, welche den goldhaltigen Quarz zermalmt und der Diamantschleiferei des Caplandes, in denen wir verfolgen können, wie der rohe Stein gewonnen, bearbeitet und gefaßt wird. Die Thierwelt ist in prächtigen ausgestopften Gruppen vertreten, in den australischen Höfen finden wir plastische Gruppen aus dem Leben der Eingeborenen, in den indischen Modelle eines Dorfes und eines Bazars, wir sehen die Art, wie die Felder bewässert werden, das Pflügen und Säen, Ernten und Dreschen mit durchweg primitiven hölzernen Werkzeugen, in verschiedenen Buden sitzen die Verkäufer von Korn, Gemüse, Früchten und Droguen. Ebenso wird uns das politische und religiöse Leben durch vortreffliche Modelle vergegenwärtigt, wir finden die Hütten der Urbewohner Australiens, Indiens, Mittelamerikas, mohammedanische Moscheen, Hindu- und buddhistische Tempel, Häuser einfacher Handwerker wie reicher Kaufleute, prachtvolle Paläste indischer Fürsten mit weiten Höfen und Galerien, über dem Eingange der Ausstellung sehen wir ein Concert im Vorhofe eines solchen, dieser selbst

wird uns im vollen Glanze eines Durbars vorgeführt; alle hauptsächlichsten Truppenarten, Postboten, Priester, Beamte werden in naturgetreuer Nachbildung gezeigt; alle Waffen, Geräthe und Schmuckgegenstände einheimischen Lebens sind vertreten, die Forsten werden uns in einzelnen massiven Blöcken und Stämmen, sowie vollständigen Sammlungen der Durchschnitte vorgeführt, daneben vergegenwärtigen uns eigens angelegte Treibhäuser die ganze Vegetation einzelner Colonien mit ihren Palmen, Farren und Orchideen; Korn und Wolle, Früchte und Baumwolle, Indigo, Opium, Zuckerrohr und alle Arten von Zucker, Thee, Kaffee und Gewürze, Steinkohlen und Erze sind überall in leichtübersichtlicher Weise in vollständigen Mustersammlungen geordnet.

Suchen wir denn in großen Zügen die einzelnen Colonien zu betrachten.

II.

Wenn man vom Haupteingang die Vorhalle durchschreitet, erblickt man die Süd-Galerie, welche in drei Abtheilungen die indische Ausstellung enthält und ein so vielseitiges Gesammtbild des ungeheuren Reiches, über welches die Königin als Kaisar-i-Hind herrscht, bietet, wie es noch nie zuvor zu sehen war. Es entspricht dies der gegenwärtigen Bedeutung Indiens für England; denn die Natur der Herrschaft des letzteren über das erstere bringt es mit sich, daß die Beziehungen beider in gewisser Hinsicht weit enger sind, als die des Mutterlandes mit den Colonien, welche sich selbst regieren. Die Zahl der Engländer in Indien beläuft sich nicht auf 200,000, und doch sind sie das maßgebende Element in einer Bevölkerung, die nur von der Chinas übertroffen wird, und mehr als doppelt so groß ist als die, welche Gibbon für das römische Reich in der Zeit seiner höchsten Blüthe annahm. In diesem Lande der

Kasten sind sie die regierende Kaste, die nur durch überlegene Einsicht und Organisation ein so unbedingtes Ansehen genießt, daß ihr überall willig gehorcht wird. Abgesehen von der Armee stellt England für Indien alle höheren Beamten, es hat nahezu allein das Geld für die indische Schuld von 161 Mill. £. das ganze Capital für die 12,376 Meilen Eisenbahnen und 25,307 Mill. Telegraphen geliefert, die Summe der Gehalte, Pensionen, Zinsen und Dividenden, welche England aus Indien bezieht, beläuft sich sicher auf mehr als 20 Mill. £. Die India Council Bills, durch welche dieses Debet hauptsächlich beglichen wird, betrugen in 5 Jahren 100 Mill. £. Nirgends in der Geschichte finden wir ein ähnliches Beispiel, daß ein Staat, der auf der Weltkarte nur einen winzigen Raum einnimmt, auf eine Entfernung von Tausenden von Meilen ein Reich von 259 Millionen regiert, welche so verschiedenen Racen und Religionen angehören, wie die Nationen Europas. Ethnographisch ist Indien nur ein geographischer Begriff für alle die Völkerschaften, welche die Halbinsel bis zu den westlichen und nördlichen hohen Bergketten bewohnen; politisch bezeichnet es die Herrschaft Englands über dies Menschenmeer, welche das einzige allgemeine zusammenhaltende Band bildet. Rom entnahm den unterworfenen Ländern wohl Hilfstruppen, aber seine Herrschaft über den alten Erdenkreis ruhte doch auf der Schulter der eigenen Legionen, im indischen Heere bilden die englischen Truppen nicht die Hälfte der Gesammtstärke; ein einziger Resident, der Tausende von Meilen von Calcutta entfernt ist, regiert mit unumschränkter Vollmacht einen Bezirk von mehr als 2 Mill. Menschen, von denen ihm Niemand zu widersprechen wagt. Und diese Bevölkerung besteht zum größten Theile nicht aus rohen Wilden, sie hat im Gegentheil eine hochentwickelte Cultur, die weit älter ist, als irgend eine

europäische. Die Vedas waren längst vollendet, ehe Griechenland der Welt die homerischen Gesänge gab. Man schrieb seine Gesetze lange bevor Lykurg und Solon geboren waren; die dravidischen Tempelbauten stehen den egyptischen an Großartigkeit nicht nach und übertreffen sie an künstlerischer Durchbildung. Indische Gewebe und Metallarbeiten galten schon dem Alterthum als unerreichte Muster des Kunstgewerbes, welches noch heute auf so hoher Stufe steht, daß wir von ihm zu lernen haben. Dennoch wird die Herrschaft Englands von diesen 259 Mill. willig getragen, ihr Geheimniß liegt lediglich in der überlegenen Organisation. Von Alters zerfiel die Halbinsel in eine Reihe von Staaten, deren Bevölkerung meist unkriegerisch war, so daß ihr Reichthum für fremde Eroberer besondere Anziehungskraft bot, deßhalb ist die indische Geschichte eine Reihe von Invasionen, von den arischen Stämmen, welche die Urbevölkerung unterwarfen bis zum Reiche des Großmoguls, Nadirs und Achmet Schahs. Als letzter in dieser Reihe ist England getreten, aber nachdem es seine Herrschaft militärisch begründet, hat es dieselbe durch eine Verwaltung ausgebaut, von der alle früheren Eroberer nichts wußten, und die ganz andere Gewähr der Dauer bietet, als deren Reiche. Die Thaten Clives und Warren Hastings sollen nicht beschönigt werden, aber seit Anfang des 19. Jahrhunderts ist die Regierung eine so gute, wie Indien sie nie zuvor gekannt, sie sichert die Ordnung, schont die religiösen Vorurtheile aller Bekenntnisse und hat doch ihre schlimmsten Auswüchse, wie Wittwenverbrennungen, Selbstmord als Opfer u. s. w. zu beseitigen gewußt. Mit vollem Rechte sagte daher eine Glückwunschadresse der Pandits von Bengalen zum Jubiläum der Königin: „Niemals ist während Deiner Regierung die Vollziehung irgend welcher vom Gesetz gebotenen religiösen Ceremonien eingeschränkt worden, vielmehr sind mannigfache Maß-

regeln getroffen, um die bei Wallfahrten drohenden Gefahren abzuwehren und für unsern Gottesdienst hat uns die Wiederherstellung alter Göttersitze Hilfe gewährt, Tempel wie Moscheen sind hergestellt." Die Regierung beschränkt sich nicht, wie die holländische auf Java, auf die materielle Cultur und den Bau der Eisenbahnen, durch welche die früheren Hungersnöthe verschwunden sind und die Ausfuhr von Getreide ermöglicht, die werthvollerer Waaren erleichtert ist, sondern sie hat Großes für die Erziehung durch Unterrichts-Anstalten und Gewerbeschulen gethan, manche der schönsten kunstgewerblichen Arbeiten der Ausstellung sind von Zöglingen der letzteren angefertigt. Und nicht nur werden diese Anstalten von den Eingeborenen besucht, sondern in wachsender Zahl kommen Inder der höheren Kasten nach England, um dort zu studiren; in Londoner Gesellschaften gehören die Rajahs in ihren goldgestickten seidenen und Kaschmirgewändern zu den herkömmlichen Gästen, in einer Garten-Gesellschaft der Prinzeß Luise begegnete ich ganzen indischen Familien, ja selbst in der Westminster-Abtei sah ich einen Inder mit seinem Kinde auf dem Arm die gothische Halle sinnend durchschreiten.

Die Ausstellung, welche dieses Reich vergegenwärtigt, umfaßt außer dem erwähnten Hofe mit einheimischen Arbeitern und dem indischen Palaste, der in voller Größe die Residenz eines einheimischen Fürsten zeigt, drei Abtheilungen: 1) die wirthschaftliche, welche die Naturerzeugnisse, die Thierwelt, die Bewohner und ihr Leben vorführt; 2) zwei Galerien, mit den Erzeugnissen von Kunst und Gewerbe; 3) die administrative, welche zeigt, wie Indien regiert wird. Am anziehendsten für das Auge ist die Ausstellung des indischen Kunstgewerbes, das schon dem Alterthum als unerreichtes Muster galt und noch heute auf so hoher Stufe steht, daß wir mehr von demselben lernen, als dasselbe lehren können. Aber man darf dabei

nicht übersehen, daß Indien vor allem ein ackerbauendes Land ist, 90 Procent der nichtstädtischen Bevölkerung leben von landwirthschaftlicher Arbeit und es würde ein Buch erfordern, wenn man eine Uebersicht der großen Mannigfaltigkeit der Culturen der verschiedenen Provinzen geben wollte, in denen zusammen über 189 Millionen Acres bebaut werden, die 1 Mill. Tons Weizen und 1 1/2 Mill. Tons Reis ausführen. Den Eingang zu der wirthschaftlichen Galerie bildet die Forsttrophäe, ein massiver Bau mit zwei Thoren, 15' hoch, 46' breit, welcher 3000 Muster indischer Nutzhölzer enthält, vom eisenharten Tiekholz bis zum duftenden Sandel; große Blöcke zeigen daneben den Umfang, den einzelne Bäume erreichen; etwas weiter hin erhebt sich eine massive Brücke aus dreißig Arten Bambusrohr zusammengesetzt, welches im südasiatischen Leben eine so große Rolle spielt und aus dem die zierlichsten Körbchen, wie thurmhohe Gerüste gefertigt werden. Zahlreich ist das Geschlecht der Nüsse vertreten, unter ihnen in erster Linie die Cocos und Singa, von der die ärmeren Klassen Monate lang leben; die bekannte Revalenta, eine Linsenart, soll 48 Millionen Acres einnehmen. Das Hauptnahrungsmittel eines großen Theiles der Halbinsel ist Reis, mit dem fast 60 Millionen Acres bestellt sind; Weizen, der jetzt für die Ausfuhr eine so große Rolle spielt, erscheint daneben nur mit 27,8 Mill. Acres und hat sich 1885/86 um 585,675 Acres vermindert, da trotz der Silberwährung die Landwirthe bei den billigen Preisen ihre Rechnung nicht mehr fanden, von den geernteten 8 Millionen Tons werden 7 Millionen zur eigenen Ernährung gebraucht. Der Baumwolle wurde erst bei Absperrung oder Aufhören der amerikanischen Zufuhr im Bürgerkriege Sorgfalt gewidmet, sie nimmt jetzt 14 Millionen Acres ein, welche einen Werth von über 13 Millionen £ erzeugen, daneben ist die Jute der wichtigste Faserstoff, von

dem roh und fabricirt für 6,241,568 £ ausgeführt wird, insgesammt zählt Indien über 300 Faserarten, von denen etwa $^1/_8$ verarbeitet wird. Die Production der Oelsaaten repräsentirt einen Werth von jährlich fast 11 Mill. £, die Fabrikation des Indigo, das neben Gewürzen die erste von Europäern ausgeführte Waare war, beschäftigt in Bengalen 197 Fabriken. Fast 9 Mill. £ zieht die Regierung aus dem verderblichen Opium-Monopol, wovon 8 Mill. £ auf die Ausfuhr kommen. Eine verhältnißmäßig neue Pflanze ist in Indien der Thee, der 1830 in Assam, wo er wild wuchs, angepflanzt wurde. 1838 kamen die ersten 12 Kisten nach England, 1884 bereits 60 Mill. Pfund. Unter den Harzen sind Catechu, Gutta-Percha, Kautschuk und Kampher zu nennen, unter den mehr als 100 officinellen Droguen steht die Chinarinde obenan. Das merkwürdige und werthvolle Lack, das im asiatischen Kunstgewerbe eine so große Rolle spielt, ist ein verhärtetes Harz, das an den Zweigen gewisser Bäume durch den Stich eines Insectes ausschwitzt; in Spiritus aufgelöst, wird es als Firniß, mit Schwefel gemischt, als Siegellack und zur Ueberziehung von Holzwaaren gebraucht.

Das indische Kunstgewerbe finden wir in zwei langen Galerien vertreten, eingetheilt in eine Reihe von Höfen, welche durch reich geschnitzte oder lackirte Holz- und durchbrochene Steinwände gebildet werden. Sie vergegenwärtigen uns auf das anschaulichste in Copien einheimischer Arbeiter die hochentwickelte decorative Kunst der Inder, welche sich von jeher auf die Ausschmückung der Tempel und Häuser durch Schnitzereien und feine Steinmetzarbeiten gelegt. Noch heute verwenden alle wohlhabenden Leute einen Theil ihres Ueberflusses auf diesen Luxus, welcher das Kunsthandwerk in erster Linie beschäftigt. Die Originale dieser Wände sind meist Tempel und Paläste, welche uns zugleich in zier-

lichen Modellen von Gips, Holz, Messing und Elfenbein vorgeführt werden. Sie zeigen im Material, Stil und Ausführung die reichste Mannigfaltigkeit; bald ist der Stoff durchbrochener Sandstein oder eingelegter Marmor, bald Teak-, Schwarz-, Cedern- oder Birkenholz und Bambus, hier finden wir die Wand einer Moschee in saracenischer Kunst, dort die eines Hindu- oder Buddha-Tempels; überwiegt die Schnitzerei, so sind doch andere Wände ganz mit buntfarbiger Lack- und Glasmosaik oder Papiermaché überzogen. Die Höfe selbst und ihr Inhalt sind nach geographischer Reihenfolge und nicht nach Gegenständen geordnet, weil die indischen Kunstbauten sowohl als das Handwerk der einzelnen Gebiete verschiedenartig sind, manche Gegenstände werden nur von einer oder zwei Familien eines Landes verfertigt. Der frühere geringe Verkehr des unermeßlichen Landes, die Thatsache, daß zufolge der Abschließung der Kasten jedes Handwerk vom Vater auf den Sohn übergeht und manche Kunstzweige durch die einzelnen Fürsten eingeführt wurden, erklären diese Sonderung bei manchem allgemein Verwandten. So sehen wir in der Ausstellung des Punjab entschieden den Einfluß Persiens; in den Gebieten, die früher dem Großmogul unterworfen waren, finden sich Anklänge der Renaissance, indem, wie mir der frühere Vicekönig Lord Lytton sagte, jene Dynastie italienische Künstler heranzog, bei anderen erklärt sich der Verfall der Kunst daraus, daß die reichen Höfe verschwanden, welche früher die Arbeiter vornehmlich beschäftigten.

Von dem ganzen bildnerischen Kunsthandwerk Indiens läßt sich sagen, daß es durchaus edel in seinen Formen und Motiven ist, solange es sich an die nie zu erschöpfende Welt geometrischer Figuren und Arabesken hält, aber sofort ins Steife, Groteske oder Fratzenhafte fällt, sobald es Menschen- oder Thiergestalten darstellt. Alle Götterbilder sind greuliche

Mißgeburten, nur die lebensgroßen, naturwahren Figuren aus Papiermaché, welche die Typen der indischen Bevölkerung und die Hauptwaffen des Heeres darstellen, machen eine Ausnahme, sind freilich auch unter europäischer Leitung gefertigt.

In Gold- und Silberarbeiten ragen hervor das Punjab, Mysore, Dakka in Bengalen, Rangun, Gujerat und Kutch in Bombay, letzteres besonders in schweren getriebenen Gefäßen; alles indische Geschmeide trägt einen religiös-symbolischen Charakter, der Schmuck ist nicht Zierrath, sondern soll den Träger vor irgend einem Uebel bewahren. Die Mohammedaner tragen keine Talismane, dagegen bewahren sie in Medaillons einen kleinen Compaß, der die Richtung nach Mekka zeigt, und bevorzugen das Silber, das in heidnischer Zeit dem Mondgott geheiligt war, wie Gold dem Baal, und im Anschluß an diese Tradition wurde auch Silber, das in Arabien damals zugleich das seltenere Metall war, das Geld des Orients. Der Schmuck gilt gleichsam als Sparkasse, da er leicht zu Geld zu machen ist. Travancore und Kuttak zeichnen sich besonders durch Filigran aus, welches wahrscheinlich schon von Phöniciern und Arabern nach dem Westen, von den Normannen nach dem Norden gebracht wurde, denn wir finden es in Arabien und Malta, wie in Etrurien und Skandinavien; es wird vorzugsweise von Knaben verfertigt, deren scharfe Augen und zartfühlige Finger die feinen Silberfäden mit der nöthigen Genauigkeit und Schnelligkeit zusammenzufügen wissen. Die Emailarbeiten sind von großer Schönheit, namentlich das sog. grüne Email, das durch Aetzungen einer Glasplatte hergestellt wird, welche mit feinem Goldstaub bestreut wird, den starke Hitze anhaften läßt; hinter das Glas wird dann eine dünne Silberplatte gelegt, welche dem Ganzen einen eigenen Glanz und Tiefe der Farbe gibt.

Die damascirten Waffen Hyderabads halten ihren alten

Ruf aufrecht. Schilder von Stahl und eingelegter Rhinoceroshaut mit Goldbuckeln, Dolche mit erhabener Arbeit zeigt Jeypore, Kettenpanzer, golddamascirte Brustplatten, welche an italienische Sgrafitti erinnern, das Punjab.

Der allgemeine Gebrauch von Gefäßen in Messing, Kupfer und anderen Metallen für religiöse und häusliche Zwecke giebt der Herstellung dieser Gegenstände weite Verbreitung; durchbrochene Messingarbeiten und Gefäße in getriebenem Kupfer stehen dabei an der Spitze. Indien eigenthümlich sind die Bidri-Waaren, genannt nach der Stadt Bidra, wo sie zuerst gefertigt wurden; der Grundstoff ist eine Mischung von Kupfer und Zinn, in welche die Zeichnung in Gold, Silber oder Messing eingelegt wird, entweder ist der Grund hell und das Muster in Schwarz ausgeführt, oder ersterer dunkel, das Muster silbern oder lichtgelb.

Die indischen Lackarbeiten unterscheiden sich ganz von den chinesischen und japanesischen; während diese auf einfarbig schwarzem oder rothem Grunde Zeichnungen in Gold bieten, zeigen die indischen nur Arabesken in hellen Farben auf meist glänzend rothem oder blauem Grund aufgetragen. Die Gegenstände in Holz oder Bambus werden auf einer Scheibe gedreht und das Lack dann in weichem Zustande in einer oder mehreren Lagen aufgetragen, die Zeichnung wird eingeritzt oder aufgetragen, in Hyderabad werden besonders erhabene Muster gemacht, welche durch eine aufgelegte Mischung von Muschelkalk mit einem besonderen Harz hergestellt und dann reich vergoldet werden. Die Elfenbeinschnitzereien sind kunstvoll, stehen aber den chinesischen an Feinheit nach, dagegen sind die eingelegten Arbeiten in Elfenbein, Eben- und Sandelholz, Silber und kleinen Steinchen, aus denen die kunstvollste Mosaik hergestellt wird, ebenso unübertroffen, wie die in Schwarzholz geschnitzten Möbel und Rahmen.

Die Baumwollenweberei hält sich trotz der starken Einfuhr von Manchesters Maschinenwaare, der Bombay nachstrebt, noch für den Hausgebrauch. Die Kattune sind einfarbig, gestreift oder auf weißem und farbigem Grunde bedruckt, letzteres geschieht meist mit der Hand. Der Arbeiter hat einen Stempel, ähnlich wie unsere Buchbinder zum Vergolden, und trägt damit das Muster in nie fehlender Regelmäßigkeit auf das Gewebe. Persischer Waare nachgeahmt sind die mit Goldstaub bestreuten Zitze, die vorher mit Leimwasser befeuchtet werden. Unerreicht stehen die feinen Musseline da, die jedoch in ihrer früheren Vollendung kaum noch angefertigt werden. Vor Alters hatte man so duftige Gewebe, daß ein Stück, 15 Ellen lang und 1 breit, nur 300 Gramm wog, während jetzt das feinste von gleicher Größe 1600 Gramm Gewicht hat. Die Namen der alten sind denn auch orientalisch-poetisch, um eine Idee von der Zartheit des Gespinnstes zu geben: laufendes Wasser, Abendthau, gewobene Luft. Auch die heutigen besten, Königsmusseline genannt, können nur in der Morgen- und Abendkühle gewebt werden, wo die Finger der Arbeiter nicht durch die Hitze feucht werden. Bei den gestickten werden vorzugsweise Gold- und Silberfäden, sowie glänzende Käferflügel verwendet, oft zeigen sie eingestickte Verse aus den Vedas oder dem Koran: die Künstlerinnen sind kleine Mädchen, deren feine Finger sich am besten für solche Arbeit eignen. Die Seidenweberei war in Indien von jeher ein blühendes Gewerbe und ist es noch; auch hier haben die reichen Stoffe vielverheißende Namen: Silbergeriesel, Tauben- und Nachtigallen-Augen, Pfauenhals u. s. w. Gemischte Gewebe von Baumwolle und Seide werden namentlich für die Mohammedaner gemacht, denen es verboten ist, ganzseidene Gewänder zu tragen. Besonders schön sind die mit Gold broschirten Seidengewebe, Kinkhabs genannt, sie passen vortrefflich zu der matten Oliven-

farbe indischer Frauen von hoher Kaste, wie man sie jetzt häufig in der hohen Gesellschaft Londons sieht, und wogen wie fließendes Gold um die geschmeidigen Gestalten. Die Stickerei ist sehr verbreitet; selbst Bauerfrauen sticken ihre Hemden, die oft ihre ganze Bekleidung bilden, wie dies ähnlich in Rumänien geschieht, mit Baumwolle oder Seide in bunten Farben, kostbarere Gewänder für Brautpaare und Tänzerinnen werden mit Silber- und Goldfäden gestickt. Am reichsten aber sind die Arbeiten auf Sammt oder Tuch für Staatsfeierlichkeiten, Elephantengeschirr, Palankine und Throne; die Gold- und Silberspitzen zeichnen sich durch außerordentliche Zartheit aus, wie man daraus abnehmen mag, daß aus einer Rupie Silber fast 800 Ellen Fäden gezogen werden.

Die indischen Shawls sind durch die Feinheit ihres Gewebes wie durch den Glanz ihrer Muster bekannt, wenn auch die französische Nachahmung dieselben jetzt vielfach von den europäischen Märkten verdrängt hat, und dasselbe gilt auch von den Teppichen, bei denen man zum Schaden der Industrie vielfach die alten harmonischen Farben verlassen, hauptsächlich indem die Regierung die Teppichweberei zur Gefängnißarbeit machte und die glänzenden aber unhaltbaren Anilinfarben einführte. In neuester Zeit bemühen sich die Kunstschulen in Bombay, Lahore und Madras, die alten reinen orientalischen Muster wieder herzustellen. Die ursprünglich indischen Teppiche sind von Baumwolle in Streifen von blauer oder Chocolade-Farbe mit jeweiligen Feldern, sie werden vornehmlich in Bengalen und Nordindien verfertigt; die wollenen wurden von den mohammedanischen Eroberern eingeführt und ihre Hauptwerkstätten sind noch in den muselmännischen Mittelpunkten.

Der administrative Hof soll die Regierung Indiens veranschaulichen, kann jedoch nicht die eigentliche Organisation derselben zeigen, die Grundzüge sind folgende:

England hat die Herrschaft einer Reihe einheimischer Fürsten bestehen lassen, welche ihre Staaten unter der Leitung der vom Vicekönig ernannten Residenten regieren. Diese Gebiete umfassen ein Drittel des Reiches und 55 Mill. Einw. Die Rechte der Fürsten sind verschieden und durch Verträge festgestellt, keiner von ihnen darf jedoch einen andern bekriegen oder Bündnisse mit auswärtigen Mächten eingehen, und England schreitet ein, wenn einer derselben sein Volk bedrückt; weil sie wissen, daß dies geschieht, sonst aber ihre verbrieften Rechte geachtet werden, geben die einheimischen Fürsten jetzt wenig Anstoß. Das einzige Uebel sind ihre zu zahlreichen Truppen, welche eine Ueberwachung durch englische nöthig machen und dadurch einen Theil der letzteren festlegen. Das übrige, zwei Drittel des Reiches und 4/5 der Bevölkerung, 200 Mill. umfassende Gebiet, wird seit Aufhebung der ostindischen Gesellschaft folgendermaßen regiert. An der Spitze steht in England der Staatssekretär für Indien mit einem Rathe, dessen Mitglieder auf 10 Jahre ernannt werden, in Indien der in Calcutta residirende Vicekönig, welcher, sowie die Statthalter von Bombay und Madras, von der Königin auf 5 Jahre ernannt wird. Ihm zur Seite steht ein Rath, von dem er nur in gewissen Beziehungen unabhängig ist. Die exekutive Abtheilung desselben wird aus 6 Mitgliedern desselben gebildet, welche als Ministerium handeln. Für die Gesetzgebung treten hinzu die Statthalter der 10 Provinzen, außer Bombay und Madras, die vom Vicekönig ernannt werden, Vertreter von Bombay und Madras und eine Anzahl berufener europäischer und einheimischer Mitglieder; jedem Statthalter ist für seine Provinz ein ähnlicher Rath beigegeben. Unter ihnen stehen etwa 240 Distrikte als Verwaltungseinheiten mit verantwortlichen Beamten an der Spitze, diese leiten mit ihren Untergebenen die ganze Verwaltung und

sind zugleich Richter. Die Dichtigkeit der Bevölkerung erreicht auf dem England unmittelbar untergebenen Gebiete theilweise die höchste Stufe, nämlich 243 Köpfe pro engl. □Meil., während sie in Frankreich 180, in England nicht ganz 200 beträgt, in vielen Bezirken herrscht daher, zumal bei dem zähen Festhalten des Inders an seinem ländlichen und gewerblichen Betrieb, Ueberbevölkerung, der erst in neuerer Zeit durch Uebersiedelung nach dünner bevölkerten Gegenden, wie Assam und Birma, gesteuert wird, im ganzen zeigt der Census von 1881 eine Zunahme von 12³/₄ Mill., 6²/₃ Proc. in 10 Jahren, die sich aber sehr ungleich vertheilt. Der Abstammung nach zerfällt die Bevölkerung in 1) dunkle Urbewohner, 18 Mill., 2) die Nachkommen der arischen Eroberer, Brahmanen und Râjputs 16 Mill., 3) die aus beiden gemischten Hindus 116 Mill., 4) Mohammedaner 41 Mill., eine ähnliche Scheidung findet in den Gebieten der einheimischen Fürsten statt. Der Religion nach gehört die Masse mit 187 Mill. dem Brahmaismus an, der Buddhismus, der so weite Gebiete Asiens ganz beherrscht, hat in Indien niemals feste Wurzel fassen können und zählt dort nur etwa 3¹/₂ Mill. Anhänger; dagegen giebt es noch 6¹/₂ Mill. Urbewohner. In der Einnahme steht die Grundsteuer mit 22 Mill. £ voran, dann folgt die Opium-Accise, welche allerdings fast ganz von den auswärtigen Abnehmern gezahlt wird, da Opium nur im Punjab, Assam und Birma geraucht wird, die Salzsteuer mit 6 Mill., Stempel mit 3¹/₂, sonstige Accise mit 3,83, Zölle mit 1,18, Forsten mit 1,05 Mill., im ganzen 71,727,000 £. Die Ausgaben betrugen 1883/84 70,340,000 £. Ungeheuere Summen sind in neuester Zeit für öffentliche Arbeiten verwendet. 1878 waren 95¹/₂ Mill. £ in garantirten Privatbahnen, 19 Mill. in Staatsbahnen angelegt, 19 Mill. für Bewässerung ausgegeben.

Das Regiment muß seiner Natur nach autokratisch sein,

aber es ist das eines intelligenten und wohlwollenden Absolutismus, der durch berathende Behörden der Willkür der Gouverneure Schranken setzt und die Herrschaft einer Reihe einheimischer Fürsten hat bestehen lassen, welche ihre Staaten unter Leitung britischer Residenten regieren. Hübner sagt in dieser Beziehung: *)

„Indien ist büreaukratisch regiert; aber diese Büreaukratie zeichnet sich vor der unsrigen aus. Ich habe im intimen Umgang Beamte aller Grade kennen lernen, überall habe ich Männer gefunden, die sich ganz ihrem Dienste hingaben, vom Morgen bis zum Abend arbeiteten und trotz ihrer mannigfaltigen Beschäftigung noch Muße fanden, sich mit Literatur und ernsten Studien zu beschäftigen. In Europa herrscht unter den Beamten Routine, die Tage folgen und gleichen sich, es bedarf großer Revolutionen, europäischer Kriege, um ihre gemächliche Eintönigkeit zu stören. So ist es hier nicht. Die Mannigfaltigkeit der Pflichten erweitert und bildet den Geist des anglo-indischen Beamten, die Gefahren, denen er von einem Augenblick zum andern begegnen kann, stählen seinen Charakter. Er bekommt einen weiten Gesichtskreis und lernt in seinem Zimmer zu arbeiten, während der Boden unter seinen Füßen zittert. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es keine unterrichtetere, geschäftskundigere und staatsmännisch geschultere und, wie Niemand bestreiten wird, keine unbescholtenere Büreaukratie giebt, als die, welche die Ganges-Halbinsel verwaltet."

Es bestehen in Indien drei Universitäten, in Calcutta, Madras und Bombay, in denen indeß nicht gelehrt wird, sondern die nur in Recht, Medicin, Kunst- und Ingenieur-Wesen prüfen und so die ganze höhere Erziehung leiten, welche in den Colleges vor sich geht. Diese, zweiundachtzig an der Zahl, sind nach den Gegenständen eingetheilt, in welchen sie unterrichten, und zählen an 9000 Studirende. Zum Eintritt in dieselben werden die Knaben durch höhere Schulen vorbereitet, deren in jedem District eine besteht und in denen eng-

*) A travers l'empire Britannique II p. 174.

lisch unterrichtet wird. Die Volksschulen lehren in der Landessprache, die Mittelschulen in den kleineren Städten und größeren Dörfern brauchen je nach Umständen das eine oder andere Idiom. Besonders in neuester Zeit ist für die Volksschulen viel gethan, die bei der Verschiedenheit der Racen und Religionen nicht gleichförmig sein können; in Birma sind sie z. B. noch wesentlich in Händen buddhistischer Mönche, in manchen Orten in denen christlicher Missionen, die Mohammedaner haben ihre besonderen Schulen. Die Regierung überwacht alle Privatschulen, giebt ihnen Subventionen und errichtet, wo sie fehlen, solche selbst. Die Mädchenschulen sind infolge der einheimischen Vorurtheile noch sehr zurück, in den Nordwestprovinzen mit 15 Mill. Einw. zählen sie nur 6550 Zöglinge, in Bengalen bei 30 Mill. kaum 12,000; besser steht es in Madras, Bombay und dem Punjab, wo man mit Erfolg Knaben und Mädchen in einer Schule vereinigt hat, im ganzen zählt man 112,237 Schulen mit 2,750,161 Zöglingen. Die christliche Mission hat Großes in Indien geleistet, während zu Anfang des Jahrhunderts die Directoren der Ostindischen Gesellschaft es als ein hoffnungsloses Beginnen ansahen, Hindus bekehren zu wollen, spricht sich ein amtliches Schriftstück der indischen Regierung aus neuester Zeit folgendermaßen aus: „Der Gewinn an Bekehrten ist nur ein kleiner Theil der wohlthätigen Folgen, welche die Arbeit der Missionare hat. Keine Statistik kann einen richtigen Einblick in Alles das gewähren, was sie zu stande gebracht haben. Der sittliche Gehalt ihrer Predigt wird von Hunderten erkannt, die nicht übertreten. Ihre Lehre hat dem Volke neue Gedanken gegeben, nicht nur über rein religiöse Fragen, sondern über das Wesen des Bösen, die Verbindlichkeit des Gesetzes und die Beweggründe, welche das menschliche Leben leiten sollen. Die indische Regierung kann nicht umhin, aus-

zusprechen, wie sehr sie zu Dank verpflichtet ist für die wohlthätigen Bemühungen der 600 Missionare, deren vorwurfsloses Leben und selbstverleugnende Arbeit den großen, unter englischer Herrschaft stehenden Völkern neue Lebenskraft eingehaucht haben.“ Die einheimische Presse hat seit 1818, wo die erste Zeitung in Hindustan gedruckt ward, einen großen Aufschwung genommen: 1880 gab es 230 Blätter in 18 verschiedenen Landessprachen mit 130,000 Exemplaren, die Zahl der Leser aber ist unendlich viel größer, da jedes Blatt in den Bazaren von Hand zu Hand geht. Im Zusammenhang mit der sich verbreitenden Bildung ist in neuerer Zeit vielfach die Forderung örtlicher Selbstregierung aufgetreten, aber viel weniger von Indern als von englischen Theoretikern aufgestellt, die in dem letzten schwachen Vicekönig Lord Ripon ein Mundstück fanden. „Der Eingeborene,“ sagt Hübner,*) „will nicht von seines Gleichen gewählt sein, sondern von solchen, die über ihm stehen und das sind für ihn die englischen Beamten; in den nordwestlichen Provinzen mußte die Regierung sehr gegen ihren Wunsch den Statthalter bevollmächtigen, die Municipalverwaltung in die Hand zu nehmen.“ Indem Lord Ripon den Indern sagte, daß in der Selbstregierung das Mittel für alle ihre Uebel liege, brachte er sie auf den Gedanken, daß England die Zeit voraussehe, wo es Indien sich selbst überlassen müsse. Während der Eingeborene stets vorzieht, von einem englischen Richter, dessen Unparteilichkeit er vertraut, Recht zu nehmen, wollte er im Widerspruch mit aller praktischen Erfahrung, in ländlichen Districten die Europäer unter einheimische Richter stellen. Die radicalsentimentale Schule, welche Engländer mit den verschiedenartigen Racen gleichstellen will, die sich gegenseitig abstoßen,

*) II p. 157.

untergräbt die dortige englische Herrschaft, und doch ist kein Zweifel, daß nach dem Sturz die alte Anarchie eintreten würde. In Indien giebt es nur religiöse, wirthschaftliche und örtliche Institutionen, keine politischen, die Bevölkerung ist seit undenklichen Zeiten stets von Fremden beherrscht und das englische Regiment wird willig getragen, weil das große Land nie zuvor so gut regiert war.

„In materieller Beziehung," sagt Hübner (p. 267) „ist Indien nie so blühend gewesen, wie jetzt. Das Aussehen der Eingeborenen, die meist wohlgekleidet sind, sowie auch ihre Dörfer, Häuser und Felder scheinen dies zu beweisen. In ihrem Benehmen liegt nichts Knechtisches, vielmehr begegnen sie ihren englischen Gebietern mit einer gewissen Freiheit, die weit von der platten Unterwürfigkeit entfernt ist, welche uns in anderen Ländern des Orients abstößt. Ich vermag nicht den heutigen Eingeborenen mit dem zu vergleichen, der er früher war, aber ich habe die der Kaiserin unmittelbar untergebenen Völkerschaften mit den Unterthanen der einheimischen Fürsten vergleichen können. Man überschreitet z. B. die Grenzen von Hyderabad, Himmel, Sonne und Race sind dieselben, aber der Unterschied zwischen beiden Gebieten ist auffallend und ganz zum Vortheil der Präsidentschaft Madras oder Bombay, die man verlassen hat. Selbst wenn man sich auf den Standpunkt der Pessimisten stellt, so kann man nicht bestreiten, daß Britisch-Indien ein Beispiel bietet, das ohne Gleichen in der Weltgeschichte dasteht. An die Stelle ewiger Fehden ist ein fest begründeter Friede im ganzen Umfang des Reiches getreten, statt der früheren grausamen Erpressungen werden mäßige Steuern erhoben, die geringer sind als in den Gebieten der einheimischen Fürsten, die Willkür ist durch Gerechtigkeit ersetzt, welche für Alle die gleiche ist, die Gerichte, deren Käuflichkeit sprichwörtlich war, haben unbescholtenen Richtern Platz gemacht, deren Beispiel schon auf die Eingeborenen zu wirken beginnt; die Sitten mildern sich. — Und wer hat alle diese Wunder bewirkt? Die Weisheit und Unerschrockenheit einiger leitender Staatsmänner, die Tapferkeit und Zucht eines Heeres, das aus einer Anzahl Engländer und einer großen Zahl Eingeborener zusammengesetzt ist und von Helden geführt wurde, endlich und ich möchte fast sagen hauptsächlich, die Hingebung, die Einsicht, der Muth, die Ausdauer, das Geschick, vereint mit einer

unbedingt probehaltigen Unbescholtenheit einer Handvoll Beamter und Richter, welche das indische Reich regieren und verwalten."

Es ist nur die Anerkennung dieser Thatsachen und ein Zeugniß der in Indien allgemein herrschenden Zufriedenheit mit der Regierung, daß das 50jährige Jubiläum der Königin mit der lebhaftesten und durchaus freiwilligen Begeisterung von der Bevölkerung gefeiert wurde.

Ceylon, von allen Geographen die äußerste Insel Indiens genannt, von dem es nur durch die Palkstraße getrennt ist, unterscheidet sich von demselben doch sehr; das umgebende Meer mäßigt die Hitze, die Gebirge und Wälder sind großartig, durch die mannigfaltigste Fauna belebt, die Fruchtbarkeit ist allgemein, die ganze Natur der Insel höchst reizvoll: sie zeigt in ihren Ruinen von Tempeln und Palästen die Reste uralter Cultur und ist im Gegensatz zu Indien fast ganz buddhistisch; so begreift es sich, das Ceylon, „das hängende Kleinod Indiens" von Dichtern genannt, von Alters her Abenteurer und Eroberer angezogen hat. Die ersten europäischen Ansiedler waren Portugiesen, die dann von Holländern verdrängt wurden, welche 160 Jahre die Küsten beherrschten, während das Innere unter einheimischen Herrschern blieb; erst 1795—98 eroberten die Engländer Ceylon und unterwarfen das ganze Land, das in sieben Provinzen getheilt, als Kron-Colonie regiert wird. Die Bevölkerung ist durchweg ackerbauend, wie dies die schon 500 v. Chr. begonnenen Bewässerungsanlagen zeigen, welche den Regenfall in großen Behältern ansammeln, der Handel liegt ganz in den Händen eingewanderter Mohammedaner. Bis vor kurzem war die Hauptcultur Kaffee, der, von den Arabern eingeführt, auf dem Londoner Markt höher als irgend ein anderer bezahlt wurde; 1874 war die Ausfuhr 5 Mill. £; in jüngster Zeit aber sind die Pflanzungen von einem Blätterpilz heimgesucht worden,

der einen Verlust von 15 Millionen £ herbeigeführt hat. Ersatz hat man außer Cacao und Chinarinde in der Theecultur gefunden, welche jetzt schon an 4 Mill. Pfd. liefert und deren Waare mit 1 ß $3^1/_2$ d bezahlt wird, während die Chinas nur $10^1/_2$ d durchschnittlich bedingt, so daß Ceylon sicher in Zukunft eines der Hauptttheeländer werden wird. Neben zahlreichen anderen Erzeugnissen hält die Ausstellung den alten Ruhm der Insel für Edelsteine aufrecht; die Perlenfischerei lieferte 1881: $^1/_2$ Mill. £, die Gesammtausfuhr betrug 1881: 3,161,252 £.

Die unter dem Namen der Strait-Settlements zusammengefaßten und seit 1865 von der indischen Verwaltung getrennten Niederlassungen auf oder nahe der malayischen Halbinsel gehören zu den blühendsten britischen Colonien, ihre Gesammtausfuhr beläuft sich auf $17^1/_3$ Mill. £. Die Hauptbedeutung dieser Collectiv-Colonie, von der die wichtigste Insel Singapore 1819 durch den Scharfblick Sir Stamford Raffles, des früheren Statthalters von Java, erworben wurde, ist commerciell; in ihren Freihäfen sammelt sich ein gewaltiger Handel, der 1884 für Singapore, ohne einheimische Fahrzeuge 2,288,118, für Penang 1,164,982, für Malacca 181,074 Tons betrug. Die Bevölkerung besteht fast zu gleichen Theilen aus mohammedanischen Malayen und eingewanderten Chinesen; von Handelserzeugnissen sind besonders Zinn, Bauholz, Gewürze, Kaffee, Kautschuk und Gutta-Percha zu nennen.

Die 30 □Meil. große Felsen-Insel Hong-Kong, welche 1842 erworben ward, beherrscht die Gewässer von China, ist aber namentlich durch ihre Lage und ihren vortrefflichen Hafen für den Handel wichtig, welcher durch den Suezkanal 1884 auf $5^1/_2$ Mill. Tons gestiegen war. Im Malayischen Archipel sind vor allem bedeutend die Ansiedelungen auf Borneo; Sarawak wurde in den dreißiger Jahren von Sir James Brooke

erworben und ist jetzt eine Colonie von 300,000 Einw.; als noch zukunftsreicher erscheint Nord-Borneo, dessen Colonisatoren 1881 einen Freibrief erhielten, welcher der Gesellschaft die weitgehendsten Rechte verleiht. Im Mittelpunkt des malayischen Verkehrs gelegen, mit einer Küstenlinie von 600 Meil., trefflichen Häfen und fruchtbarem Boden, der Kaffee, Tabak, Gewürze und Faserstoffe erzeugt, große Wälder von Mahagoni und Eisenholz und reiche Guanolager hat, ist dies Gebiet einer großen Entwickelung gewiß.[1])

III.

Wenden wir uns jetzt nach Westen und lassen Aden-Perim nördlich liegen, die weniger eine Colonie als eine militärische und Kohlenstation sind, so finden wir auf dem Wege nach Afrika eine Inselgruppe, von denen Mauritius die bedeutendste ist. Bis zum Kaiserreich in französischen Händen, war diese stella clavisque maris Indici oder, wie Thiers sie nennt, das „Malta des Indischen Oceans“, das Hauptquartier der Kreuzer, welche dem ostindischen Handel der Engländer schweren Schaden thaten; von denselben genommen, blieb sie im Pariser Frieden britisch und hat die hohe Cultur, welche sie den Franzosen

[1]) Das Handelsblatt in Batavia zieht in einem längeren Artikel eine Parallele zwischen dem englischen und niederländischen Colonialsystem und weist auf die in Nord-Borneo herrschenden Zustände. Wüster Boden wird hier mit freigebiger Hand selbst ohne Rücksicht auf die Nationalität zur Urbarmachung ausgegeben, andere Beschränkungen des Eigenthums als die aus der Landeshoheit sich ergebenden bestehen hier nicht, und die Regierung selbst sucht fremdes Capital und fremde Intelligenz auf jede Weise aufzumuntern. Dafür herrscht daselbst aber auch ein Wohlstand, der gar merkwürdig gegen die niederländischen Buitenbezittingen, d. h. alle außerhalb Javas liegenden Besitzungen, absticht.

verdankt, erhalten. Fast alle Bedürfnisse der 370,000 Einw. werden von Außen eingeführt, dagegen das Gesammterzeugniß ihres Bodens an Zucker, Rum, Droguen, Hölzern und Faserstoffen ausgeführt; hierbei herrscht Zucker, dessen Cultur Labourdonnais vor 140 Jahren einführte, so vor, daß von der Gesammtausfuhr von 3,941,373 £ nur 370,000 £ auf andere Erzeugnisse kamen. Von hier aus werden hauptsächlich Indien, Südafrika und Australien versorgt; doch hat die Ausfuhr nach letzterem, das selbst beginnt, Zucker zu bauen, sich in den letzten Jahren stark vermindert.

Das Capland wurde 1652 zuerst von den Holländern besetzt und dem Monopol ihrer Ostindischen Gesellschaft übergeben, erst zu Ende des 17. Jahrh. kamen Holländer, Deutsche, französische und italienische Flüchtlinge als Colonisten, welche, um dem engherzigen Regiment der Gesellschaft zu entgehen, sich ins Innere zogen. 1793 eroberten die Engländer die Colonie, gaben sie im Frieden von Amiens an Holland zurück, aber besetzten sie 1806 wieder und behielten sie. Das holländische Element hat nichts desto weniger seine große Bedeutung aufrecht erhalten, sowohl in der Capstadt, als durch die zahlreichen Ansiedler im Innern, die Afrikanders; Hübner fand landeinwärts noch ganz die Dörfer Ruysdaels und die Häuser der großen Zeit der Republik in Seeland und Friesland. In der Behandlung dieser Bevölkerung, welche das Land zu dem gemacht, was es ist, hat nun England nicht das Geschick gezeigt, das sonst seine Colonialpolitik auszeichnet. Die Holländer hatten eine Art Haussclaverei der Eingeborenen eingeführt, die sie übrigens sehr gut behandelten und damit vertheidigten, daß dieselben ohne Zwang überhaupt nicht arbeiteten. Bei der allgemeinen Aufhebung der Sclaverei wurde den Holländern nur eine im Vergleich mit anderen Colonien ganz geringe Entschädigung zugesprochen, welche sie verweigerten; dazu hob

die Regierung die Gesetze gegen Landstreicherei auf, die nun eine allgemeine Plage für die Ansiedler ward. So wurden die Boers, die an sich gegen alle Politik gleichgiltig waren, in die Opposition getrieben, packten auf und zogen 1835 weiter ins Innere, wo sie allmählich Natal, Transvaal und den Oranjestaat begründeten; im Colonialamt fand man, daß sie trotzdem englische Unterthanen blieben und verfolgte sie, es gab eine Reihe von Kriegen mit den Afrikanders und Kaffern, bis man 1852 den Oranjestaat und Transvaal als unabhängig anerkannte und sich verpflichtete, nicht mehr in ihre Beziehungen zu den Eingeborenen sich zu mischen. Siebzehn Jahre dauerte der Friede, und jene beiden Staaten gediehen. Da wurden die Diamantenfelder in Oranje entdeckt und unter dem Vorwand, daß sie einem Griquahäuptling gehörten, nahm man sie den Boers, hetzte die Kaffern gegen sie auf, versuchte dann die gegeneinander erbitterten Theile in eine Südafrikanische Conföderation zusammenzubringen, und als dies naturgemäß scheitern mußte, einverleibte man Transvaal. Dazu gerieth man in Kriege mit den Kaffern und Zulus, und um die Verwirrung voll zu machen, gab man der Colonie eine Verfassung, die auf zwei wesentlichen Grundsätzen beruhte, der Autonomie in eigenen Angelegenheiten, der entsprechend dieselbe für ihre eigene Vertheidigung sorgen soll und der Gleichheit der Racen. Die erstere hat bei unzureichenden Kräften stets zu Verwickelungen geführt, in denen England schließlich doch einschreiten mußte. Die Behauptung der Gleichheit aller Unterthanen widersprach den offenkundigsten Thatsachen, die Erfahrung hat gezeigt, daß es unmöglich, eine Colonie von gemischter Bevölkerung, in welcher die farbigen Eingeborenen die große Mehrheit bilden, constitutionell zu regieren. Jamaica und Natal, die man auch mit einer Verfassung beglückt, haben selbst verlangt, wieder Kroncolonien zu

werden; im Capland kam der Gegensatz von Holländern und Engländern hinzu, welche sich schroff im Parlament gegenüberstehen. Die Verwirrung führte zu einem allgemeinen Kriege, der mit einer entscheidenden Niederlage der englischen Truppen bei Majuba-Hill endete. Es war unvermeidlich, nachzugeben; aber man that es ungeschickt mit Vorbehalten, schädigte das englische Ansehen in ganz Südafrika und kam doch nicht zum Frieden. Man mußte die Unabhängigkeit Transvaals wieder anerkennen und zog in dem unklugen Streit mit Deutschland über Angra-Pequena den kürzeren, wollte dann aber zeigen, daß England noch einen Willen habe und unternahm gegen die Ansicht der Capregierung und der Majorität ihres Parlaments einen neuen Feldzug gegen Bechuanaland, mit dem man jetzt nichts anzufangen weiß. Die ganze englische Politik in Südafrika ist eine Kette von Widersprüchen, von ungerechtem Vorgehen und kleinmüthigem Rückzug, und der Präsident des Transvaal, Krüger, sagte Froude nicht mit Unrecht, daß mit seltenen Ausnahmen jeder Schritt derselben von dem Gedanken eingegeben erscheine, die Herrschaft Englands zu untergraben. Im Parlament haben die Holländer die Mehrheit, der Statthalter und sein Ministerium hängen von ihr ab und doch ist ersterer zugleich Obercommissar für ganz Südafrika und soll die Befehle des englischen Colonialamts ausführen. Die Beamten haben in dieser Verwirrung jedes Vertrauen verloren, da sie fürchten müssen, entweder in London verleugnet oder im Parlament angegriffen zu werden. Man hat das Recht aufgegeben, die Colonie zu regieren und es doch den Colonisten unmöglich gemacht, sich selbst mit der nöthigen Unabhängigkeit zu regieren. So ist das Land die Beute wohlmeinender Philantropen, wechselnder Colonialminister und innerer Parteien geworden, deren jede um englische Hilfe wirbt. Nachdem man es mit allen Parteien ver-

dorben, bleibt nur eine Alternative, entweder die Verfassung zu beseitigen und die Colonie durch einen festen und umsichtigen Statthalter zu regieren, oder da das wohl nicht möglich sein wird, die Colonie sich selbst zu überlassen und nach dem Willen der holländischen Mehrheit zu regieren.

Daß die Elemente des Gedeihens an sich nicht fehlen, zeigt die materielle Entwickelung inmitten aller dieser Wirren: die Einfuhr stieg von 2,065,592 £ in 1860 auf 5,240,000 £ in 1884, die Ausfuhr von 2,080,398 auf 6,345,674 £; die Schiffahrtsbewegung von 665,292 auf 5,322,147 Tons. Die Straußenzucht lieferte 1857 für 10,000 £ Federn, jetzt für 966,840 £, die Ausfuhr von Wolle betrug 1830: 10,000 £, 1872: 49 Mill. Pfd. Der berühmte Capwein zählt 70 Mill. Stöcke; die von 1868—84 ausgeführten Diamanten und andere Steine repräsentiren einen Werth von fast 32 Mill. £; die Kupferminen sind sehr reichhaltig. Die Erzeugnisse der nordöstlichen Kroncolonie Natal sind ähnlich, aber schon mehr tropischer Natur, Zucker und Thee stehen im Vordergrunde. St. Helena und Ascension haben durch den Suezkanal sehr an Bedeutung verloren, die westafrikanischen Besitzungen, das älteste europäische Colonialgebiet, indem schon 1380 Portugiesen nach der Goldküste gingen, welche derselben von dem heimgebrachten edeln Metall den Namen gaben, aber steigen an Wichtigkeit durch die bedeutende Ausfuhr von Cocos- und Palmöl, Palmkernen, Elfenbein und Gold; das zukunftsreichste Gebiet ist das des Niger, welches 1885 unter Protectorat gestellt ist und von dessen Handel die Engländer, da die Congoacte nur freie Schiffahrt des Stromes festgesetzt hat, andere Nationen, namentlich die Deutschen durch Zollplackereien auszuschließen suchen. — Cypern gehört, wie erwähnt, England nicht, aber hat sich unter seiner Verwaltung sehr gehoben: die Ein- und Ausfuhr stieg von 334,775 £ in 1878 auf

634,393 £ in 1883—84. Malta hat vor allem strategische Bedeutung, ist aber auch vortrefflich angebaut und bewährt seinen alten Ruf für Spitzen und Filigranarbeit.

In Süd- und Mittelamerika besitzt England, von den Falklands-Inseln abgesehen, die 1833 als Walfischfahrer-Station besetzt wurden, aber jetzt nur Viehzucht und Fischfang treiben, Guyana und Honduras. Die Hauptausfuhr beider sind Holz, vor allem Mahagoni und Kampesche und Zucker, der in den fruchtbaren Marschen der Seeküste wunderbar gedeiht, bei dem heißen und feuchten Klima ist die Arbeiterfrage die Hauptschwierigkeit. Von den Antillen gehören England Jamaika, Trinidad, die Windward-Inseln: Barbados, St. Vincent, Granada, Tobago, St. Lucia, die Leeward-Inseln: Antigua, Montserrat, St. Christopher, Dominica, die Virgin-Inseln, endlich die Bahamas, ohne letztere zählen sie eine Bevölkerung von $1^1/_2$ Mill., eine Ausfuhr von 6,711,243 £ und eine Schiffahrtsbewegung von 5,398,869 Tons. Alle diese Inseln sind von größter Fruchtbarkeit, meist gutem Klima und erzeugen alle tropischen Producte; sie sind durch die Aufhebung der Sclaverei sehr zurückgegangen, da die freigewordenen Neger nicht mehr arbeiteten, als sie zu ihrer Nothdurft gebrauchten, und haben sich erst neuerlich durch die Einführung von Kulis und die Schaffung kleinen Grundeigenthums für Neger wieder gehoben. Die Hauptcultur bleibt Zucker, trotz der drückenden Concurrenz der durch Ausfuhrprämien begünstigten europäischen Rübe, man hält daran fest, weil das Rohr sich allen verschiedenen Bodenbedingungen fügt und zuverlässigen Ertrag giebt, und erzielt durch verbesserte Preßmaschinen größeren Ertrag, während die Creolen Cubas in träger Resignation ihre Pflanzungen eingehen lassen. Kaffee, Tabak und namentlich Südfrüchte bilden die nächstwichtigen Ausfuhrartikel, so gehen Ananas,

Orangen und Citronen in großen Mengen nach den Vereinigten Staaten. Die Bahamas sind neben ähnlichen Erzeugnissen namentlich bemerkenswerth durch die der See: Schwämme, Korallen, Muscheln, aus denen schöne Kameen geschnitten werden; Seefarren, die den Stoff zu zierlichen Körben und Damenhüten liefern und die kostbaren rosa Perlen, welche für den Nichtkenner freilich kaum von blassen Korallen zu unterscheiden sind.

Neufundland, die älteste überseeische Colonie Englands, ist vor allem durch seine Fischerei bekannt, welche schon Lord Bacon für werthvoller als die Minen Perus erklärte und welche bis auf die Gegenwart der Gegenstand stets wiederkehrenden Streites mit Frankreich und den Vereinigten Staaten geblieben ist. Den Hauptfang bildet der Kabeljau, der getrocknet als Fastenspeise nach katholischen Ländern geht, von 1872—76 war die durchschnittliche jährliche Ausfuhr fast 8 Mill. Doll. Die Lebern liefern feinen Thran, die Luftblasen Fischleim und die Abgänge werden durch Dampf getrocknet und zu Dünger verarbeitet.

Canada, von den Franzosen erfolgreich colonisirt, wurde nach hartnäckigen Kämpfen 1760 von England erobert und 1763 an dasselbe abgetreten, damals tröstete über dessen Verlust die hochmüthige Unwissenheit Voltaires seine Landsleute als „quelques arpents de neige“, jetzt ist es zu einer blühenden Conföderation mit 5 Millionen Einwohnern gewachsen, deren unermeßliches Gebiet noch einer unübersehbaren Entwickelung fähig ist. Und doch war England nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege nahe daran, es freiwillig aufzugeben und sich ganz vom Festland zurückzuziehen, nur die Rücksicht auf die Loyalisten der Vereinigten Staaten, die sich dorthin begeben hatten und die man ehrenhalber schützen mußte, hielt es davon ab. Im Gegensatz zum Capland hat

die Regierung mit einer kurzen Ausnahme verstanden, die beiden Haupt-Nationalitäten der Colonie gerecht zu behandeln; Canada hatte bei der Abtretung eine fast ganz französische Bevölkerung, die aber so schnell zu loyalen Unterthanen ward, daß sie bereits gegen die Vereinigten Staaten im Unabhängigkeitskrieg und noch mehr 1812 tapfer focht. Die damals 60,000 französisch redenden Canadier sind zu 1,260,000 angewachsen und haben aus der Provinz Quebec die Engländer fast ganz verdrängt, die nur im Handelsviertel von Montreal sich halten; sie greifen nach Ontario über und zeigen große Assimilationskraft; schottische Regimenter, die in Quebec aufgelöst wurden, sind französische Ansiedler geworden. Gleichwohl besteht so gut wie gar keine innere Gemeinschaft zwischen ihnen und ihrem Mutterlande Frankreich mehr; unter freien britischen Institutionen ist das französische Canada ein Stück des vorrevolutionären Frankreichs geblieben, die Bauern haben ihr Patois und ihre Cultur erhalten, der Klerus, der reich und mächtig, haßt die Revolution und die Vereinigten Staaten und ist vom Gallicanismus zum Ultramontanismus übergegangen. Engländer wie Franzosen waren ursprünglich streng conservativ, erst die starke Einwanderung puritanischer Schotten (jetzt 695,863) brachte ein liberales Element, das sich gegen die oligarchische Regierung auflehnte, so daß es, als diese auch suchte die Franzosen zu vergewaltigen, zum Bürgerkrieg kam. Die weise Verwaltung Lord Elgins stellte den Frieden her, die Colonie erhielt eine Repräsentativ-Verfassung und 1868 wurden unter Lord Dufferin die einzelnen Provinzen Ontario, Quebec, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Manitoba, Britisch-Columbia und Prinz Eduards-Inseln zu einer Conföderation, der Dominion of Canada, vereinigt. Dieselbe genießt unter einem von der Krone ernannten General-Statthalter vollständige Autonomie mit verantwortlichem Ministerium,

daneben hat jede Provinz unter einem Lieutenant governor ihre Legislative. Der von der Regierung ernannte Senat ist ziemlich null, das Wahlgesetz für das Abgeordnetenhaus ganz demokratisch. Als Gegengewicht hat die Regierung den Befehl über die ganze Miliz, die Ernennung der Richter auf Lebenszeit und der Beamten, ein Veto gegen alle Beschlüsse des Parlaments binnen zwei Jahren. Streitigkeiten zwischen der Centralregierung und den Provinzen und zwischen diesen unter einander gehen an den Geheimen Rath in London. Die Seeprovinzen Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, sowie der Nordwesten und Columbia sind von den alten Provinzen noch durch weite Wildnisse getrennt; aber die neue interoceanische Bahn, die von Halifax nach Port Moody geht, wird diese immer mehr besiegen. Die Herstellung einer unmittelbaren Schienenverbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean wurde von den Seeprovinzen zur Bedingung ihres Eintritts in den Bundesstaat der Dominion gemacht, aber erst 1881 wurde sie begonnen. Sie hatte bei einer Länge von über 3000 Meil. drei Gebirgszüge zu überschreiten, welche zum Theil nie vorher erforscht waren, darunter das Felsengebirge in einer Höhe von 5000'. Für Dynamit allein wurden $1^1/_2$ Mill. £ verausgabt, ein Strom mußte neunmal überbrückt werden, auch die Prairiestrecke führte keineswegs über ebenes Land und erforderte große Erdarbeiten, da die Linie der Schneewehen wegen hoch angelegt und stark gebaut werden mußte. Am 5. November 1885 war der Bau vollendet, am 18. Juli 1886 wurde der regelmäßige Verkehr eröffnet, schon vorher zeigte sich die Wichtigkeit der Bahn, indem sie erlaubte, den von Riel geleiteten Indianeraufstand rasch niederzuwerfen, während bei dem von 1870 Wolseley 95 Tage brauchte, um von Toronto nach Fort Georg zu gelangen. Noch mehr aber wird sie beitragen, den Verband zu stärken und

den Verkehr zu fördern, mit Sturm eilt die amerikanische Cultur durch die Wildniß, in sprungweisem Vorwärtsschreiten läßt sie in den Prairien, den Felsengebirgen und an der Küste des Stillen Meeres Städte entstehen. Einzelne Orte zeigen schon jetzt ein reißendes Wachsthum: Winnipeg war bis 1870 nur eine befestigte Handelsstation der Hudsons-Bay-Gesellschaft mit 253 Köpfen, jetzt zählt es 30,000 Einwohner mit Pferdebahn, Telephon, Parlamentsgebäude, bequemen Hôtels, und die phantastisch gekleideten Indianerfamilien, welche noch in seinen Straßen lungern und die Umwandlung ihrer Jagdgründe in Weizenfelder betrauern, werden rasch verschwinden. Eine ähnliche Entwickelung zeigt Seattle am Puget-Sund und Victoria auf Vancouver mit seinem Chinesen- und Indianerviertel und bunt zusammengewürfelter weißer Bevölkerung. Die Bahn wird aber auch die rascheste Verbindung Europas mit Ostasien bilden. Die Entfernung von Montreal nach Vancouver beträgt 2905 Meil., die von New-York nach San Francisco 3271. Der westliche Endpunkt Halifax ist Europa 600 Meil. näher als New-York; die canadische Regierung beabsichtigt Schnelldampfer von Queenstown dorthin und von Port Moody nach Hong-Kong und Yokohama laufen zu lassen. Ueber Brindisi und den Suez-Kanal dauert die Fahrt nach letzteren Plänen jetzt 32—35, bezw. 40—42 Tage, mit der Canada-Bahn hofft man diese Reisen in 25 und 31 Tagen zurückzulegen.

Der Schwerpunkt der canadischen Production liegt in den Naturerzeugnissen; die Forsten, welche 1884 auf 280,000 □ Meil. veranschlagt wurden, gleich dem fünffachen Flächeninhalt von England und Wales, liefern einen Ertrag von fast 27 Mill. Doll., wovon für etwa 21 Mill. ausgeführt wurde. Diese Forsten bilden dann mit den Strömen und Küsten auch die Jagdgründe der Pelzthiere, die uns in einer prächtigen Trophäe

ausgestopft, vom Elenthier und Eisbären bis zum Zobel vorgeführt werden. Demnächst kommen Fischereiproducte mit 17,7 Mill. und 7 1/2 Mill. Ausfuhr, letztere beträgt an Getreide 11 Mill. Doll., Rindvieh 90,684, Schafe 304,434 Stück. Berühmt sind in Europa bereits die herrlichen Früchte, namentlich Aepfel und Birnen von einer Größe und einem Aroma, die nur von den besten französischen erreicht werden; die großen Kohlen- und Erzlager stehen erst im Anfang des Betriebes. Ueberrascht wird jeder Besucher der canadischen Ausstellung sein, daneben auch eine sehr entwickelte Industrie in Mobilien, Pianofortes, Orgeln, Wollwaaren u. s. w. zu finden; diese ist nun allerdings, wie mir der frühere Statthalter Lord Lorne bemerkte, wesentlich durch die hohen Schutzzölle großgezogen und arbeitet durchweg zu theuer, um auf auswärtigen Märkten concurriren zu können, ihre Ausfuhr betrug von einer Gesammtziffer von 76 Mill. nur 3 Mill., und auch diese kommt überwiegend auf Artikel, wie sinnreiche landwirthschaftliche Maschinen, die uns in voller Arbeit vorgeführt werden, Leder und Conserven, für welche die Natur besonders günstigen Rohstoff liefert.

Das Klima Canadas bietet größere Gegensätze als das europäischer Länder von gleicher Lage. Der Winter ist kälter und länger, der Sommer heißer. Indeß wird die Temperatur günstig beeinflußt durch das Meer und im Innern durch die großen Seen, die Luft ist rein und trocken, Nebel sind selten und die Kälte erträglich, weil es wenig Wind giebt. Der starke Schneefall schützt die Saaten, erleichtert die Verbindungen zu Schlitten und giebt zu mannigfachem Sport Anlaß.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt man dem Unterrichtswesen, das uns mit der Ueberschrift: „Education the glory of Canada“ in genauer Statistik vorgeführt wird; es trägt, der Natur der Sache nach, einen überwiegend praktischen Charakter.

Im Verhältniß zu seinen unermeßlichen Hilfsquellen ist die Bevölkerung Canadas mit etwa 5 Mill. gering, eben deßhalb aber ist es sehr zur Einwanderung geeignet, die in den letzten Jahren zwischen 103—138,000 Köpfen schwankte; der lange wirthschaftliche Druck in Europa wird den Zuzug in den nächsten Jahren um so mehr steigern, als erst jetzt durch die Erwerbung der großen Ländereien der Hudsons-Bay-Gesellschaft in Manitoba seitens der Regierung weite, fruchtbare Gebiete erschlossen sind und die Einwanderer eine einsichtige feste Verwaltung ohne Parteikämpfe, unparteiische Justiz, Ordnung ohne Lynch und Revolver, volle religiöse und politische Freiheit und gute Schulen finden. Deutsche zählt man jetzt 282,906, sie halten gut zusammen und haben in den größeren Städten Clubs, über denen die schwarz-weiß-rothe Flagge weht. Die Finanzen sind wohl geordnet, die Colonie bringt mit Leichtigkeit ein Budget von $36^{1}/_{2}$ Mill. Doll. auf und die Staatsschuld von $264^{3}/_{4}$ Mill. ist fast ganz für productive Zwecke angelegt; wenn Lord Lorne daher bei seiner Rückkehr sagen konnte, es sei erstaunlich, was die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung von der See bis ins Innere geleistet, so kann man mit Sicherheit der Dominion eine noch weit größere Zukunft vorhersagen.

IV.

Von allen britischen Colonien sind die australischen die jüngsten und zeigen zugleich das reißendste Wachsthum, obgleich der größte Theil des inneren Festlandes eine Wüste ist und bei seinem Regenmangel voraussichtlich auch bleiben wird. Die erste Ansiedelung war 1787 bekanntlich die Strafcolonie von Botany-Bai, indem die Regierung nach dem Verlust der Vereinigten Staaten einen andern Ort suchte, wohin sie Sträflinge bringen konnte; bis 1800 waren deren 5000 hinüber-

gesandt. Allmählich verschwand der Charakter der Strafcolonie; aber noch vor 45 Jahren schrieb Mr. Macquarie, Statthalter von Neu-Süd-Wales nach seiner Ankunft: „Ich finde die Colonie kaum aus den Windeln kindlicher Blödigkeit heraustretend, unter den verschiedensten Entbehrungen und Mängeln leidend, das Land über vierzig Meilen von Sydney hinaus undurchdringlich, der Ackerbau noch unentwickelt, der Handel in seinen ersten Anfängen, ohne feste Einkünfte, mit Hunger bedroht, durch Parteiungen zerrissen, die öffentlichen Gebäude in Verfall, die wenigen Straßen und Brücken unpassirbar, die Bevölkerung von Armuth gedrückt, weder öffentlichen noch privaten Credit, die Moral der größten Masse auf dem niedrigsten Stand und Religion fast verschwunden." Jetzt zählt die Colonie fast 1 Mill. Einwohner, obwohl sich 1851 Victoria und 1855 Queensland von ihr abgezweigt haben, die Hauptstadt Sydney 240,000 und eine Schiffahrtsbewegung von über 4 Mill. Tons, mehr als London 1838 hatte. 852,000 Acres sind unter Cultur und 28 Mill. stehen noch zur Verfügung, die Zahl der Schafe stieg von 7 Mill. in 1863 auf 34 Mill. in 1883, von denen für $9^1/_2$ Mill. £. Wolle ausgeführt ward, das Unterrichtsbudget betrug 700,000 £. Noch wunderbarer war das Wachsthum Victorias, das 1834 als Port Phillip begründet und 1851 selbstständig geworden, 1 Mill. Einwohner hat, mit einer Ausfuhr von 20,2 Mill. £. Vor dreißig Jahren waren die Straßen Melbournes voll von Baumstümpfen und bildeten während mehrerer Monate einen Sumpf, in dem die Wagen versanken, jetzt ist die Stadt die viertgrößte des britischen Reiches, ein Wachsthum, das wohl unerreicht in der Geschichte dasteht. An einem Ende des Victoriahofes der Ausstellung sehen wir ein Lager der Eingeborenen in Hütten von Baumrinde, wie es die ersten Ansiedler 1834 fanden, am andern einen Bogen, der die

Masse des in der Colonie bis 1875 gewonnenen Goldes von 216 Mill. £ veranschaulicht. Die Bevölkerung von Queensland stieg von 1881—86 um 117,300 Seelen. Noch in den dreißiger Jahren führten in Neuseeland [1]) die Maoris ihre Kriegstänze auf, bei denen sie die Gefangenen verspeisten; jetzt hat die Colonie 600,000 Einw., 14 Mill. Schafe, eine Ausfuhr von 7 Mill. £, ihre Goldproduction betrug bis 1885: 41 Mill. £ und 83 Dampfer waren auf heimischen Werften gebaut. Victoria allein hat 11 große Banken mit 340 Zweigniederlassungen, ein Actiencapital von 8½ Mill. £ und 24 Mill. Depositen; in den Sparkassen befanden sich 1884: 2,818,022 £. Die Entdeckung der großen Goldlager, in den fünfziger Jahren, welche von allen Seiten Einwanderer herbeiströmen ließen, hat natürlich sehr viel zu diesem gewaltigen Aufschwung beigetragen; aber die Goldsuche ist jetzt in den Hintergrund getreten, die großen Klumpen (nuggets), die wir ausgestellt sehen, werden nur noch selten gefunden, der goldhaltige Sand muß mühsam gewaschen, der Quarz in Mühlen zerstampft werden; inzwischen sind Viehzucht, Ackerbau und Kohlengruben weit wichtiger geworden. Die australische Wolle, von der die Ausstellung der verschiedenen Colonien sechzig verschiedene Muster zeigt, hat den größten Einfluß auf die europäische Landwirthschaft geübt; Kohlen gehen jetzt schon in beträchtlicher Menge nach Indien, Manilla, Japan und San Francisco; vor 25 Jahren wurde noch Korn von Chile und Californien eingeführt, jetzt werden große Quantitäten, besonders aus Süd-Australien ausgeführt; der Weinbau hat bedeutende Verhältnisse angenommen, eine Trophäe bietet

---

[1]) Amtlich wird Neu-Seeland nicht zu Australien gerechnet und steht als Insel unter anderen Bedingungen als die Colonien des Festlandes, hat aber doch der Natur der Sache nach wesentlich gleichartige Interessen.

nicht weniger als 105 Sorten, Adelaide sendet das Modell einer Traube, die der kanaitischen Kundschafter nicht unwürdig wäre, und mit Stolz zeigt die Château-Tablik-Pflanzung den auf der Ausstellung von Melbourne erhaltenen ersten Preis Kaiser Wilhelms. Wenn man den Zuckergehalt der Trauben noch zu stark findet, so kann dies wahrscheinlich durch Cultur gemildert werden, und bei dem Rückgang des französischen Weinbaues steht den australischen Weinen vielleicht noch eine so große Zukunft offen, wie der Seidenzucht bei dem üppigen Gedeihen des Maulbeerbaumes. Die Früchte, die in der Ausstellung zu Kauf stehen, namentlich die Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Trauben und Bananen, sind die schönsten, die man finden kann. An Hölzern zeigt die Ausstellung nicht weniger als 114 Arten, am reichsten sind die Eukalyptuswälder, daneben die riesige Kauri-Fichte, die erst in 800 Jahren ausgewachsen ist und 300 Fuß hoch, 60 Fuß im Umfang wird, der Pokutukama, dessen nicht weniger gigantische Stämme, wie Froude sagt, wie die Säulen eines Tempels stehen, während die Wurzeln einem Nest aufgerollter Pythonschlangen gleichen, Cedern, Gummibäume, Cypressen und Palmen, welche mit den gewaltigen Farren und Schlingpflanzen die reichste Vegetation bilden. Von Vierfüßlern sind nur das Känguruh, das Opossum und die Ratte heimisch; aber alle Hausthiere und auch Wild sind von Europa eingeführt, die Kaninchen sogar durch ihre reißende Vermehrung eine Landplage geworden; die einheimische Vogelwelt ist eigenthümlicher: Casuare, Papageien und eine Fülle von Seevögeln, aus deren Federn die schönsten Pelzwaaren gemacht werden. Das Klima ist allerdings heiß, besonders in Queensland; doch kann der Europäer überall arbeiten und mit Ausnahme der Fiji-Inseln finden sich wenig Kulis, das Festland leidet bei Mangel an Flüssen oft an Dürre, wogegen aber

durch eine Nachahmung indischer Bewässerung viel geschehen könnte; das Klima des vulcanischen Neuseelands mit seinen großen Strömen, Wasserfällen, heißen Quellen und alpinen Gebirgen wird als wundervoll bezeichnet.

Die Eingeborenen sind im Aussterben; auch der intelligenteste und kräftigste Stamm, die Maoris, welche im 15. Jahrhundert in Neuseeland eingewandert, dürfte sich (jetzt etwa 40,000) schwerlich lange halten. Hiervon abgesehen ist die Bevölkerung von 3,350,000 so gut wie rein englisch. Froude sagt, daß es in Exeter oder York mehr Provinzialismus giebt als in Australien,*) so daß die Colonien noch weit mehr ein Neu-England im Süden bilden, als Canada im Westen. Obwohl durchaus demokratisch in ihrer Verfassung, ist die Bevölkerung durchaus loyal gesinnt und nimmt den lebhaftesten Antheil an der englischen Politik. Froude fand 1885 überall ein empörtes Staunen, daß England sich die Demüthigungen des Gladstoneschen Regiments gefallen lasse, und trotz der zögernden Lauheit Lord Derbys sandte Neu-Süd-Wales seine Freiwilligen nach dem Sudan. Die australische Demokratie hat auch nichts gemein mit dem europäischen Radicalismus; in einem Lande, wo Jeder sein Auskommen hat, der arbeiten will, würden socialistische Träumereien keinen Anklang finden. Die höheren Klassen, die viel zu verlieren haben, sind sogar in ihrer Art conservativ und empfänglich für persönliche Auszeichnungen des Mutterlandes. Schattenseiten sind allerdings vorhanden, Neuseeland hat z. B. eine Schuldenlast angehäuft, die über seine Mittel geht, die Arbeiter widersetzen sich vielfach der so nöthigen Einwanderung, weil sie davon ein Fallen der hohen Löhne befürchten, für die

*) Froude, Oceana or England and her colonies 2 ed., 1886, p. 156.

parlamentarische Regierung fehlen natürliche Parteiunterschiede, die materiellen Interessen überwiegen, die Colonien haben keine auswärtige Politik, keine Diplomatie wie keine Geschichte, es fehlt jedes aristokratische Element. Die Gesellschaft von Melbourne und Sydney gleicht der von Manchester und Birmingham, die höheren Klassen sind reiche Geschäftsleute und die jeunesse dorée reicher Väter zeigt eine Abwesenheit alles idealen Strebens. Dagegen geschieht sehr viel für Unterricht; Botanik und Astronomie werden gepflegt. Die großen Städte haben vortreffliche Bibliotheken, die besten englischen Zeitschriften sind allgemein verbreitet, überall begegnet der europäische Reisende einer großartigen Gastlichkeit, das Haus der Statthalter, die politisch wenig Macht haben, bietet der Gesellschaft einen veredelnden Mittelpunkt und selbst Anfänge einer landed gentry finden sich, indem reichgewordene Geschäftsleute der englischen Vorliebe folgend, sich schöne Landsitze gründen.

Mit ihren praktisch noch auf lange unerschöpflichen Hilfsquellen einer energischen, rasch zunehmenden Bevölkerung und immer mehr erleichterter Verbindung mit der übrigen Welt gehen diese aufstrebenden Gemeinwesen unstreitig einer großen Zukunft entgegen, die, wenn ihr plötzliche Anregungen, wie die frühere Goldausbeute fehlen, bei steigender Einwanderung um so gesunder sein wird. Der Plan einer Conföderation der einzelnen Colonien wird sich schwerlich verwirklichen, obwohl sich ein gewisses australisches Gemeingefühl zeigt, welches sogar zur Monroedoctrin „Australia for the Australians“ neigt, was den französischen Strafcolonien gegenüber berechtigt ist, hinsichtlich der deutschen Besetzung Nord-Guineas unberechtigt und darum auch vorübergehend war. Für eine engere Verbindung sind die Interessen der einzelnen Colonien zu verschieden, zwischen dem Schutzzolltarif Victorias und dem frei-

händlerischen von Neu-Süd-Wales ist schwer eine Einigung möglich und keine Colonie wird leicht auf ihre selbstständigen Zolleinnahmen verzichten. Dazu würde eine australische Conföderation die Verwirklichung einer dort sehr populären engeren Verbindung mit dem Mutterlande, einer Imperial federation, eher erschweren als erleichtern.

V.

Dies führt uns auf die Zukunft des britischen Colonialreiches. Vor zwanzig Jahren konnte man in England selbst vielfach hören, Colonien seien ein überwundener Standpunkt; in früheren Zeiten seien sie gewiß sehr vortheilhaft gewesen, aber seit das alte Monopol- und Ausbeutungssystem unhaltbar geworden, hätten sich die Verhältnisse vollständig geändert. Selbstregierung sei die Losung für alle Colonien geworden und ihre vollständige Unabhängigkeit sei nur eine Frage der Zeit. Wozu also die Bande noch erhalten, welche die Colonien an England fesselten, da sie letzteres nur zum kostspieligen Schutz der ersteren nöthigten und es in fortwährende kleine Kriege verwickelten, die möglicher Weise große werden könnten, während die Selbstständigkeit der Colonien England von dieser Last befreien und ihm nur eine Reihe von Beamtenposten kosten würde, mit denen die Aristokratie ihre jüngeren Söhne versorge. Es war die Zeit der Blüthe der Manchesterschule, wo diese Ideen von ihren Führern vertreten wurden; ihr Ideal war nicht, die Nation mächtig zu erhalten und zu einer immer höheren Stufe der Gesittung zu erheben, sondern die größtmögliche Menge von wirthschaftlichen Werthen zu erzeugen. England sollte seine Industrie immer mehr entwickeln und mit ihren Erzeugnissen die ganze Welt versorgen, welche denselben offen stehe; mit seinem Capital und billigen Lebensmitteln und Löhnen sei es jedem Mitbewerb gewachsen,

der Erfolg des Freihandels in England werde allmählich auch in anderen Ländern die Zollschranken beseitigen und so immer neue Märkte eröffnen. Demgemäß mußten die Colonien, für welche früher so große Opfer gebracht waren und die nichts an das Mutterland zahlten, als eine Last für den Steuerzahler erscheinen, welche möglichst zu vermindern sei. Cobden schrieb (7. Oct. 1836): „Die Colonien, das Heer, die Flotte und Kirche sind nur Anhängsel unserer aristokratischen Regierung, John Bull hat für die nächsten fünfzig Jahre die Aufgabe vor sich, sein Haus von diesem Schmutz zu reinigen.“ Und im Juni 1853 erklärte er im Unterhause, das indische Reich sei eine Last, die man je eher je lieber abschütteln solle, da Indien nicht werth sei, was es koste. Ebenso war Bright nicht müde, gegen „die steigenden Lasten unsres immer wachsenden Reiches“ zu eifern, und Trollope, der doch die Colonien selbst kannte, schrieb noch vor zwölf Jahren: „Die Colonien sind Kinder, welche großjährig geworden, Töchter, die man verheirathen will; man hat sie erzogen, ausgesteuert und wird sich nicht ohne einen gewissen Schmerz, aber freundschaftlich von ihnen trennen.“ Selbst ein Mann, wie Lord Palmerston, der ein lebhaftes Gefühl für Englands Weltstellung hatte, bekümmerte sich so wenig um die Colonien, daß er, wie Sir A. Helps erzählt, demselben einst, als er bei der Bildung eines Ministeriums keinen Colonialsecretär finden konnte, sagte: „Ich glaube, ich muß die Sache selbst nehmen; kommen Sie nach der Sitzung herauf, wir wollen die Karten ansehen und Sie sollen mir zeigen, wo diese Orte liegen.“ Diese Anschauungen wurzeln in der Behauptung Turgots, der unter dem Eindrucke der Losreißung Nordamerikas meinte, daß Colonien, wenn sie das Alter der Reife erlangt, sich unvermeidlich vom Mutterlande ablösten. Aber diese Ansicht muß dahin berichtigt werden, daß entwickelte

Colonien sich nur dann losreißen, wenn sie unbillig behandelt werden; hätte man seiner Zeit den Grundsatz „keine Besteuerung ohne Vertretung“ Nordamerika gegenüber anerkannt, so wären Franklin und Washington zufrieden gewesen. Jene Anschauung, daß die Colonien nur eine Last für das Mutterland seien, welcher übrigens schon damals so entschiedene Liberale, wie J. St. Mill widersprachen, beruhte auf einer seltsamen Ueberschätzung des Freihandels, den Cobden als das Heilmittel aller Uebel ansah: die Menschheit ist denn doch nicht bloß eine Summe von Producenten, Consumenten und Steuerzahlern, sie ist durch Gottes Fügung in Nationen getheilt, welche den Beruf haben, sich nach ihren Kräften auszugestalten und, in Macht und Gesittung wetteifernd, zu wachsen. Daß die Colonien den Staatsschatz belasten, ist unbestreitbar und ebenso gewiß, daß sie mannigfache Gefahren bringen und England verwundbar machen, besonders in Indien; aber wesentlich sind diese Gefahren die Folgen falscher Politik, vor allem der Gladstoneschen, die so viel beigetragen, das Ansehen Englands nach außen zu erschüttern, das für die Macht desselben ist, was für den Kaufmann der Credit, und andererseits ist eben keine Machtstellung ohne Gefahr, Kosten und Verantwortlichkeit. Verlöre England sein überseeisches Reich und speciell jene Reihe von Marine- und Schiffsstationen: Gibraltar, Malta, Cypern, Aden-Perim, Mauritius, Ceylon, Singapore, Hong-Kong, Vancouver, durch die es in fast allen Gebieten die Vorhand hat, so würde es zu einer Macht dritten Ranges herabsinken, selbst wenn seine Flotte ziffermäßig die stärkste der Welt bliebe. Sodann aber stehen den Unkosten und Lasten überwiegende Vortheile gegenüber. Die Manchesterleute übersehen, daß, wenn England zu ihrer Zeit den freien Mitbewerb mit allen anderen Staaten aufnehmen konnte, es in diese Bahn mit dem Vorsprung seines großen Capitals und seiner alt-

gesicherten Verbindungen mit seinen Colonien trat, und diese Vortheile verdankte es seiner alten Colonialpolitik, durch die es im 18. und 19. Jahrhundert ebenso reich geworden, wie Holland im 17. Aber England hat seine Handelsübermacht und seinen Reichthum nicht nur an den Colonien groß gezogen, beide wurzeln noch heute wesentlich in seinem gewaltigen Reiche von 300 Mill. Seelen. Cobden wies seiner Zeit darauf hin, daß der britische Handel mit Indien nur 9 Proc. des Gesammthandels betrage, aber wie anders hat sich das Verhältniß in neuester Zeit gestellt. Auf die Aera der Freihandelspolitik ist eine rückläufige Bewegung gefolgt, welche man als falsch und vorübergehend betrachten mag, aber die unzweifelhaft dem Absatz englischer Waaren auf den festländischen Märkten große Hindernisse bereitet; im Gegensatz dazu ist derselbe in den Colonien stetig gestiegen.

1869—73 war die britische Ausfuhr nach allen fremden Ländern 218,131,000 £, nach den Colonien 59,920,000 £, 1881 nach ersteren 154,658,000 £, nach letzteren 79,365,000 £, 1885 war das Verhältniß 135,115,000 £ zu 77,930,000 £. Die Ausfuhr nach den Colonien übersteigt also die Hälfte der nach der ganzen übrigen Welt. Von der Gesammteinfuhr Indiens mit 68,156,654 £ in 1885 kamen auf Großbritannien 25,167,000, von der Capcolonie mit 5,260,697 £: 4,023,819 £, von der der australischen Colonien mit 64,157,000: 25,167,000 £, von der Hong-Kongs mit 4 Mill.: 3,218,940 £. Während der Verkauf britischer Waaren 1884 in den Vereinigten Staaten 13 sh 6 d per Kopf, in Frankreich 8, in Deutschland 9 war, betrug er trotz der Schutzzölle Canadas und Australiens in ersterem 2 £ 3 sh, in letzterem 8 £ 6 sh, im Capland 2 £ 15 sh; in den letzten 30 Jahren stieg die britische Ausfuhr nach jenen Colonien zusammen von 11 Mill. £ auf 41 Mill., 270 Proc. So wahr ist das Wort des neuseeländischen Staats-

mannes Sir J. Vogel: „Trade follows the flag.“ Die in den Colonien festgehaltenen Sitten, Bedürfnisse und Anschauungen der Heimath ziehen deren Erzeugnisse an. Außerdem aber kommt es nicht bloß auf den ziffermäßigen Betrag des Handels an, sondern darauf, was an demselben verdient wird, und es steht fest, daß der Gewinn bei dem Verkehr zwischen einem in Cultur und Gewerbfleiß hochstehenden und einem industriell unentwickelten, aber an Naturschätzen reichen Lande, am bedeutendsten ist. In den letzten beiden Jahren ist allerdings der Werth der Ausfuhr nach den Colonien etwas zurückgegangen, was sich sowohl aus dem allgemeinen wirthschaftlichen Druck als aus den gesunkenen Preisen erklärt, aber die Wichtigkeit des colonialen Marktes im Verhältniß zum Gesammtabsatz nicht vermindert. Während der ersten elf Monate von 1885 kauften Australien, Indien, Canada und Capland von England für 7 Mill. £ Eisen, die Vereinigten Staaten nur für 3,779,359 £. Verlöre England Indien durch Aufstand oder Eroberung, so daß ihm dessen Häfen verschlossen würden, so würde das für seinen Gesammthandel einen Verlust von 60 bis 70 Mill. £ bedeuten. Abgesehen von dem eigenen Absatz bezieht England aus den Colonien noch erheblichen Gewinn durch den Zwischenhandel, den es für dieselben mit anderen Ländern vermittelt. Es kann sich auf diese Weise die beste Waare aussuchen, bestimmt den Preis für ganz Europa und gewinnt Fracht, Commission, Versicherung; Wechselprovision, lediglich dadurch, daß die in seinem Gebiete weder erzeugte noch verbesserte Waare aus seinem großen Stapelplatz bezogen wird. Die Eifersucht, mit der man in London auf die wachsende Emancipation Deutschlands durch eigene Dampferlinien und Goldwährung blickt, zeigt die Wichtigkeit dieses Zwischenhandels.

Mit dem Handel aber sind die Vortheile der Colonien

für England bei weitem nicht erschöpft, sie bieten dem englischen Capital sichere und gewinnreiche Anlage; die in England gemachten Anlehen derselben belaufen sich auf über 250 Mill. £, in indischen und Colonialbahnen waren 1885 200 Mill. £ angelegt, in Banken 25 Mill., dazu kommen die noch größeren Summen, die in Landgesellschaften, Bergwerken und industriellen Unternehmungen arbeiten,*) die Gehalte der dort angestellten Beamten, die Pensionen, welche sie nach ihrer Rückkehr beziehen. Durch ihren großartigen überseeischen Besitz ist die englische Gesellschaft im stande, ihre überschüssigen Kräfte vollauf zu verwerthen; kaum eine Familie wird sich finden, von der nicht Mitglieder in den Colonien beschäftigt sind.

Vor allem aber bieten dieselben das beste Auswanderungsgebiet: von 1853—84 sind 1½ Mill. nach Australien, fast 2 Mill. nach anderen Colonien gegangen. England legt natürlich seiner Auswanderung keine Fesseln an, verschmäht aber keineswegs Opfer zu bringen, um sie in seine Besitzungen zu leiten; noch am 31. Juli 1883 theilte Lord Derby im Oberhause mit, daß die Regierung der canadischen Executive einen Vorschuß von 1 Mill. £ gewähren wolle, um 10,000 Familien in Manitoba anzusiedeln. Die Colonialregierungen thun das Ihrige, um Einwanderer anzuziehen, und wie in Nord-Amerika werden die auswandernden Elemente anderer europäischer Länder, die manchen Orten anfangs ein weltbürgerliches Ansehen geben, rasch von dem spröden englischen Wesen aufgesogen. So wachsen und entwickeln sich überall englisch redende Gemeinwesen, in denen der Auswanderer seine Sprache, Sitte und Institutionen wiederfindet und die in der Cultur von England abhängig bleiben, in Seattle am Puget-

*) Nach einer Schätzung des Economist vom 11. Juni 1887 betrug die Gesammtsumme des in deu Colonien angelegten britischen Capitals 744 Mill., der Jahresertrag 34,709,000 £.

Sund, im Driars-House-Hôtel von Victoria begegnet man dem unverfälschten Leben bester englischer Gesellschaft, Britisch-Columbien hat eine ganze Anzahl von Namen aus Burkes Peerage aufzuweisen. Jeder englische Schriftsteller schreibt für Millionen überseeischer Landsleute, jeder Künstler findet in den Colonien sein Publikum; bei der gegenwärtigen Stagnation hat die Ausstellung sehr beigetragen, diese Bewegung zu fördern. England ist bis zum Ueberfließen bevölkert, weitere Zunahme wird es nicht stärken, sondern schwächen; in seinen Colonien findet es Raum und Luft und in einer neuen großen Auswanderung wird auch die Lösung der irischen Frage liegen, deren eigentlicher Kern ist, daß ein Volk, welches wenig Anlage hat, die geringen Vortheile zu verwerthen, die ihm die Natur bietet, seit langer Zeit sich vergeblich abmüht, auf einem mittelmäßigen Boden mehr Menschen zu erhalten, als derselbe leidlich nähren kann.

So begreift es sich, daß jene falsche mercantile Ansicht das Verhältniß der Colonien zum Mutterlande sei eine Last für die ersteren, eine Quelle der Schwäche für letzteres, heute in England nur noch ganz vereinzelte Vertreter findet und vielmehr die Beklemmung, mit der man auf die überseeischen Unternehmungen Frankreichs und Deutschlands sieht, für den Werth zeugt, den man Colonien beilegt. „Die Nationen Europas," sagte der kürzlich verstorbene Staatsmann Forster im Frühjahr 1885, „beginnen herauszufinden, was es für England bedeutet, große Besitzungen in verschiedenen Gegenden der Welt zu haben und suchen ihren Antheil an solchen zu bekommen."

So stark ist diese Strömung, daß selbst ein Gladstone, der glaubt, daß die Quellen der englischen Macht allein in den britischen Inseln liegen, sich ihr nicht entziehen kann; unter ihm haben die Nord-Borneo-Gesellschaft und kürzlich die National-African-Company für das Nigergebiet ihre Freibriefe

erhalten, sind die Fiji-Inseln und Birma einverleibt. Das Colonialreich dehnt sich ebenso durch die Regierung wie durch den Unternehmungsgeist Einzelner aus, der Interessen schafft, denen man dann von London aus Schutz gewähren muß. Auch der Einfluß der englischen Missionen geht in gleicher Richtung, außerhalb des britischen Gebietes fassen sie stets neben der Bekehrung auch die Beherrschung der Heiden ins Auge; anfangs gewinnen sie auf Einzelne Einfluß, dann auf Häuptlinge und Gemeinden, schließlich leiten sie den Stamm und führen ihn zur Colonie.

Nicht anders aber als die Engländer jetzt über ihr Verhältniß zu den Colonien, denken diese über ihre Beziehungen zum Mutterlande. In der Zeit, wo es Ton war, über Colonien geringschätzig zu sprechen und die leitenden Staatsmänner sich wenig um sie bekümmerten, beklagten sich natürlich die Colonisten über diese Gleichgiltigkeit, protestirten gegen unzeitige Einmischungen in Dinge, von denen man zu Hause nichts wußte und behaupteten nicht mit Unrecht, England gebe ihre Interessen preis und sehe in den Colonien nur Stellen, um Leute zu versorgen, die man sonst nicht brauchen könne. Aber dies hat sich mit dem Umschwung der öffentlichen Meinung geändert. Gewähren die Colonien dem englischen Handel große Vortheile, so beruhen dieselben jetzt doch keineswegs auf Ausbeutung. Man hat vielmehr in London kein Wort dagegen gesagt, daß Canada und mehrere australische Colonien sich mit Schutzzöllen umgaben, welche England sehr unwillkommen waren. Findet letzteres drüben Anlage für sein Capital, so brauchen die Colonien dasselbe, um ihre Hilfsquellen zu erschließen; in allen auswärtigen Fragen, für den Schutz ihres ganzen Handels sind sie auf die englische Diplomatie und Flotte angewiesen. Wie wollte sich Canada allein wohl in seinen stets wiederkehrenden

Fischerei-Streitigkeiten mit den Vereinigten Staaten derselben erwehren? Die autonomen Colonien genießen die vollständigste Freiheit. England schickt ihnen nur ihre Statthalter als Vertreter der Krone, durchweg gebildete kenntnißreiche Staatsmänner, und so wird die höchste Stellung in jeder Colonie dem Kampf der Parteien entrückt, welcher alle vier Jahre die Vereinigten Staaten erschüttert. In den Kroncolonien dagegen, d. h. in denen, in welchen England die ganze Controle der Gesetzgebung hat, während die Verwaltung von Beamten unter dem Colonialamt geführt wird, steht durchweg eine Minderheit von Engländern einer großen Mehrzahl von Eingeborenen oder eingewanderten Arbeitern gegenüber und diese findet allein bei der heimathlichen Regierung Schutz und Halt. Bürgerkriege sind in den Colonien nicht möglich, solange die Beziehung zum Mutterlande besteht; alle inneren Streitigkeiten finden ihre schließliche Erledigung durch den richterlichen Ausschuß des Geheimen Rathes (eingesetzt 3 und 4 Will. IV. c. 41 und 8 Vict. c. 69). Hier werden die Angelegenheiten von Quebec und Mauritius nach altfranzösischem Recht, die von Guyana nach holländischem, malayische nach dem Koran, kirchliche nach dem kanonischen Recht entschieden; der Ausschuß ist in der Vielseitigkeit seiner Aufgaben ein lebendiges Bild des britischen Colonialreiches, und seine Entscheidungen genießen überall das unbedingteste Vertrauen, weil sie unter keinem örtlichen oder amtlichen Einfluß stehen. So hat derselbe kürzlich in einem Streit der beiden Kammern von Queensland erkannt, daß die erste, der gesetzgebende Rath, in Geldfragen nicht gleiches Recht mit dem gewählten Abgeordnetenhause habe, weil alle colonialen Legislaturen dem britischen Parlamente nachgebildet seien.

Nirgends macht sich ein Bestreben geltend, die Bande mit dem Mutterlande zu zerreißen, weil man weiß, daß man

damit nichts gewinnen, sondern nur verlieren würde. Froude sagt, daß in jeder öffentlichen Versammlung Australiens Jemand, der Trennung von England befürworten wollte, ausgezischt werden würde, überall habe er die Colonisten „ipsis Anglis Angliciores“ gefunden. Niemand in Canada denkt an eine Vereinigung mit den Vereinigten Staaten; die Franzosen wissen, daß sie dabei ihre Nationalität nicht würden bewahren können, die Engländer hängen am Mutterlande und sind mit ihrem Loose zufrieden, da sie in dem Bundesstaate der Dominion die Mehrheit bilden, selbst die deutsche Nationalität hält sich in Canada besser als in den Vereinigten Staaten.

Gewiß, Colonien, wie die australischen und Canada, könnten sich vertheidigen, auch wenn sie vom Mutterland abgeschnitten würden; aber sie wollen sich nicht trennen und werden es nur thun, wenn man sie mißhandelt. Georg III. und das Parlament Lord Norths allein trieben die amerikanischen Colonien zum Aufstand. Gegenwärtig geht der Zug umgekehrt auf eine engere Verbindung. Die Pläne einer Imperial federation, scheinen freilich meist von Theoretikern erdacht. Den Colonien Vertreter im Unterhause zu geben, ist unmöglich, sie würden dort immer in der Minderheit sein, überstimmt werden und sich deshalb den Beschlüssen nicht fügen wollen. Ebensowenig wäre es thunlich, ihre Vertreter in das Oberhaus zu berufen. Eine Ernennung solcher durch die Krone würde man sich in den Colonien nicht gefallen lassen; die Wahl derselben durch die colonialen Legislaturen würde zum Gegenstand des Parteikampfes werden und jedes neue Ministerium in Ottawa oder Melbourne einen neuen Vertreter senden. Vollends unpraktisch ist der Gedanke einer Delegation, gebildet aus den britischen und den colonialen Parlamenten. Ein Parlament kann ein Land regieren, es kann nicht über verschiedene Parlamente herrschen. Sollte

das Reich eine gemeinsame Regierung und Verfassung haben, so müßte jede Colonie eine gewisse Controle über alle andern mitausüben und doch haben Australien und Südafrika nicht mehr Gemeinschaft mit einander als mit jedem andern fremden Staate und beide wollen nichts mit dem Streite Canadas über Fischereirechte der Vereinigten Staaten zu thun haben; gerade die parlamentarische Einmischung in ihre Angelegenheiten verbitten sich die Colonisten, weil diese am meisten geschadet, wie das Capland zeigt. Endlich ist auch eine wirkliche Föderation, ein Bundesstaat, ohne Zollverein unmöglich, es fehlt die Continuität des Gebietes, welche dafür Voraussetzung ist, und keine der autonomen Colonien könnte ihre wirthschaftliche Selbstständigkeit aufgeben und auf ihre Zölle verzichten; die Verschiedenheit der Interessen ist dafür zu groß, selbst ein Differentialzollsystem gegen das Ausland wäre unausführbar.

Aber es ist doch sehr wohl möglich, das Band zwischen Colonien und Mutterland in anderer Weise zu stärken. Vor allem ist eine defensive Union angezeigt, die Colonien können sich gegen eine Invasion vertheidigen, aber sie können nicht ihren Handel schützen, weil sie keine Flotte haben, sie sind dafür auf Englands Hilfe angewiesen und es stellt sich daher die Frage, über welche Machtmittel dieses verfügt, um sich selbst und seine auf allen Theilen der Erdkugel verstreuten Besitzungen gegen einen Angriff zu vertheidigen?

VI.

Wie oben gezeigt, ist der großartige, überseeische britische Besitz keineswegs bloß das Ergebniß friedlicher Colonisation, sondern seit der Mitte des 17. Jahrhunderts vornehmlich durch eine selten unterbrochene Reihe von Kriegen und Eroberungen begründet. Für alle Kämpfe, welche England seit Cromwell

mit Spanien, Holland und namentlich mit Frankreich führte, lag der Schwerpunkt in der Colonialpolitik; die Herrschaft über See war maßgebend für seine Theilnahme an festländischen Kriegen, für seine Bündnisse, für seine Stellung zu völkerrechtlichen Fragen. Die fortschreitende Erweiterung des Colonialgebietes und damit des Handels lieferte die Mittel zu diesen Kriegen und zu immer neuer Ausdehnung des Reiches, mit der der Nationalreichthum rasch wuchs. Das Ergebniß dieser Entwickelung war, daß 1815 England als die fast allein herrschende See- und Colonialmacht dastand.

Diese Verhältnisse haben sich seitdem entscheidend verändert. Eine Colonialmacht freilich ist England mehr denn jemals: nicht nur haben sich die ihm damals gehörenden Gebiete innerlich mächtig entwickelt, das Reich hat sich auch durch eine Reihe fortwährender friedlicher Colonisationen wie gewaltsamer Einverleibungen stetig ausgedehnt. Es wurden 1829 Western-Australia, 1834 Victoria, 1836 South-Australia, 1859 Queensland, 1837 die Falklands-Inseln, 1879 die Fiji-Inseln, 1880 Rotumah zu britischen Colonien erklärt; am Cap wurden 1866 Kaffraria, 1868 Basutoland, 1876 Griqualand, 1879 Walfischbai einverleibt; 1881 trat Portugal die Delagoabai ab; außerdem wurden in Afrika erworben: 1861 Lagos, 1872 der holländische Antheil der Goldküste, 1874 Ladesch in Arabien, 1884 Berbera am Rothen Meere, 1886 das Protectorat über den Niger erklärt. In Asien traten außer der Vergrößerung des indischen Reiches hinzu: von 1819 ab die Straits-Settlements, 1839 Aden, 1843 Hong-Kong, 1846 Labuan, 1855 Perim, 1875 Mohammereh an der Mündung des Euphrat, 1877 Quetta, 1878 Cypern, 1883 Nord-Borneo; auch die Entwickelung der Dominion of Canada bis zum Stillen Meere und ihre Abgrenzung gegen die Vereinigten Staaten gehört erst der

neuesten Zeit an. Aber wenn während derselben der überseeische Besitz Englands so sehr gewachsen ist, so ist es doch nicht mehr alleinige Colonialmacht in dem Sinne, wie dies 1815 der Fall war; in Amerika sind ihm die Vereinigten Staaten mit ihrem gewaltigen Wachsthum als ebenbürtige Weltmacht zur Seite getreten; Frankreich hat in Algier ein Reich begründet, das sich bereits auf Tunis ausdehnt und begehrt, in Aegypten mitzusprechen; es hat Cochin-China erobert, sein Protectorat Anam und Madagascar aufgezwungen, in Neu-Caledonien, Tahiti und den Marquesas-Inseln Fuß gefaßt; die holländischen Colonien im Malayischen Archipel haben sich sehr ausgedehnt; endlich ist Deutschland in die Reihe der Colonialmächte getreten und hat England sofort gezeigt, daß die Zeit zu Ende sei, wo letzteres glaubte, auf jeden unbesetzten Punkt über See ein Anrecht zu haben. Noch weniger hat die britische Seemacht ihre frühere Stellung behaupten können: ist sie absolut genommen immer noch stärker als die jedes anderen Landes, so kommt ihr die Frankreichs nahezu gleich, und sie wäre keiner Coalition derselben mit einer oder mehreren der Flotten zweiten Ranges gewachsen. Vollends aber ist die militärische Kraft Englands zu Lande in einer Weise ins Hintertreffen gekommen, die es in dieser Beziehung nur noch als Macht zweiten Ranges zählen läßt; es hat zwar eine Reihe kleiner Kriege erfolgreich durchgeführt, aber nur gegen Völker, welche der europäischen Kriegskunst unkundig waren. Während früher in Europa kein großer Krieg stattgefunden, an dem sich Großbritannien nicht sogleich oder schließlich betheiligte, hat es seit 1815 nur einmal im Krimkrieg an der Seite Frankreichs in europäischen Verwickelungen militärisch eingegriffen und nicht mit besonderem Erfolge; den großen Veränderungen der Karte des Festlandes durch die Kriege von 1859, 1864, 1866, 1870/71 hat es

unthätig zugesehen, 1878, als die russischen Erfolge seine Stellung im Orient bedrohten, sich mit einem zweifelhaften Compromiß zufrieden geben müssen, 1883 seine ägyptische Unternehmung nicht sehr glänzend durchgeführt und ist 1885 in Afghanistan vor Rußland zurückgewichen. Wenn daher ein französischer Schriftsteller früher England „einen Polypen mit Zwergenleib und riesigen Fangarmen, welche den Erdball einschnüren", genannt hat, so ist die Spannkraft dieser Arme entschieden nicht mehr dieselbe wie vormals, während englische Interessen in der ganzen Welt in Frage stehen und kein großer festländischer oder überseeischer Streit England unberührt läßt.

Unstreitig sind die materiellen Hilfsquellen Englands unendlich viel größer als zu Anfang des Jahrhunderts: es würde ohne Schwierigkeit Hunderte von Millionen für Kriegszwecke aufbringen können; es besitzt die größten Werften der Welt. Aber zwei Fragen kommen dagegen in Betracht. Zuerst: wird England in einem großen Kampfe Zeit haben, diese Hilfsquellen früh genug zu entwickeln? Armeen und Flotten lassen sich nicht aus der Erde stampfen; die durch Eisenbahnen, Telegraphen, Hinterlader, Torpedos und Massenbewaffnung von Grund aus veränderte Kriegskunst hat es möglich gemacht, das Schicksal eines Staates in wenigen Wochen zu entscheiden. Welche Hilfsquellen Frankreich besitzt, hat seine rasche Wiederaufrichtung nach dem Frankfurter Frieden gezeigt; dennoch mußte es sich 1871 nach sechsmonatlichem Ringen als besiegt erklären, und was bedeutet das kleine englische Heer gegenüber denen der festländischen Großmächte? Die zweite Frage ist die, daß mit der Ausdehnung des englischen Weltreiches und Handels seine Verwundbarkeit eine unendlich viel größere geworden ist; die englische Flotte ist ganz außer stande, die auf allen Meeren verstreute Handelsmarine zu schützen.

Dieselbe besaß 1818, wo England unbestritten die Seeherrschaft hatte, einen Gehalt von 2,426,000 Tons; jetzt zählt die britische Flagge 28,326,000 Tons, und der gesammte Handelsumsatz ist von 60 auf 966 Mill. £ gestiegen. Von den überseeischen Gebieten mögen Canada und Australien im Stande sein, sich gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen; eine selbstständige Operationsarmee hat nur Indien, alle übrigen Colonien würden auf ihre kleinen Besatzungen angewiesen sein und die Kraft der englischen Flotte müßte theils der feindlichen Hauptmacht entgegentreten, theils dem Schutze Großbritanniens selbst sich widmen. Man braucht in dieser Beziehung nicht einmal an eine erfolgreiche Landung nach einer verlorenen Seeschlacht zu denken, aber man muß um so mehr in Betracht ziehen, daß die Bevölkerung Englands heute für ihren Lebensunterhalt sehr wesentlich auf fremde Zufuhren angewiesen ist. Während 1810 die Weizeneinfuhr sich auf etwa 3 Procent des Gesammtverbrauchs bezifferte, beträgt dieselbe jetzt über 55 Procent, und Englands gegenwärtige Einfuhr sämmtlicher Nahrungsmittel belief sich 1883 auf 194 Mill. £, nahezu die Hälfte der Gesammteinfuhr, wovon 102,782,000 £ auf vegetabilische und 51,217,000 auf thierische Nahrungsmittel kommen, zusammen etwa 54 Procent der geschätzten Kosten des Gesammtunterhalts. Es giebt kaum irgend welches Nahrungsmittel, das England nicht theilweise vom Auslande zu beziehen genöthigt ist. Das Gleiche gilt von den Rohstoffen, welche in verschiedenen Zweigen der Industrie verarbeitet werden; so betrug die Production von Baumwolle 1881—1885 durchschnittlich 1440 Mill. Pfd., von Jute 466 Mill. Pfd., wofür der Rohstoff ausschließlich eingeführt ist; für die Wollproduction mit 341 Mill. Pfd., Flachs und Hanf mit 380 Mill. Pfd., kam derselbe wenigstens zu einem großen Theile vom Ausland.

Man erwäge danach, welches die Folgen sein müssen, wenn diese Zufuhren auch nur für kurze Zeit abgeschnitten würden.

Jedenfalls ist die Lage Englands eine solche, daß im gegenwärtigen Augenblicke, wo Verwickelungen drohen, welche dasselbe an mehr als einem Punkte in Mitleidenschaft ziehen müßten, die Frage der militärisch-politischen Machtstellung des britischen Reiches von der entscheidensten Wichtigkeit ist.*)

VII.

Es kann kein Zweifel sein, daß Indien den Schwerpunkt des britischen Weltreichs bildet, folglich muß die ganze Energie der britischen Politik darauf gerichtet sein, einmal die von Rußland bedrohte Nord-Westgrenze Indiens zu sichern, andererseits sich die Straße vom Mutterlande zur Gangeshalbinsel frei zu halten. Meisterhaft hatte nun England es in früherer Zeit verstanden, feste Pfeiler zu gewinnen, auf denen diese Straße ruht, und zwar in doppelter Richtung. Bis zum Durchstich der Landenge von Suez ging der einzige Weg nach Indien um das Cap, welches die Holländer seit 1652 besetzt hatten, während die Franzosen auf der Ostseite Afrikas die Inseln Isle de France und Réunion inne hatten, das Hauptquartier

*) Empfehlenswerthe Anhaltspunkte hierfür giebt die Schrift: Otto Wachs, Königl. preußischer Major a. D., „Die Weltstellung Englands, militärisch-politisch beleuchtet, namentlich mit Bezug auf Rußland". Mit 7 Karten. Cassel, Th. Fischer. — die, wenn sie sich stellenweise in kühnen Combinationen ergeht, doch ein durch einsichtige Beobachtung begründetes Urtheil zeigt. Hübner, in seinem sonst so vorzüglichen Buche „Durch das britische Reich", 2 Bde., 1886, übergeht diese Fragen fast ganz; einzelne Punkte derselben sind berührt in den Aufsätzen der Fortnightly Review, Januar bis April 1887, The present position of European politics, die Sir Charles Dilke zugeschrieben werden.

der Kreuzer, die dem englisch-ostindischen Handel so großen Schaden thaten. In den Kriegen des Kaiserreichs eroberte England beide Stellungen, nahm Holland das Capland ab und brachte Isle de France, nunmehr Mauritius genannt, in seine Hand. Letzteres hat als Kohlenstation ersten Ranges, mit dem befestigten Hafen von Port Louis und seinen Docks, auch jetzt noch militärische Bedeutung, um so mehr als in neuester Zeit die Franzosen wieder in Madagascar Fuß gefaßt haben. Das Capland hat in Bezug auf Indien vorläufig allerdings sehr verloren, bildet auch einen schwachen Punkt für den Angriff, da auf demselben nur die Simons-Bay, nicht aber die Tafel-Bay befestigt ist, und England durch seine dargelegte falsche Politik dort seine Stellung stark erschüttert hat. Nichtsdestoweniger würde die Colonie in einem Kriege mit Frankreich militärisch sehr wichtig werden, da letzteres die Verbindung Englands mit Indien durch das Mittelmeer leicht zerstören, nicht leicht aber den alten Seeweg um das Cap abschneiden kann, auf dem England noch die Etappen von St. Helena und Ascension besitzt. Weit wichtiger allerdings ist in normalen Verhältnissen seit der Eröffnung des Suez-Kanals die Straße durch das Mittelmeer, welche gegen die um das Cap eine Verkürzung von 1710 geographischen Meilen bietet. Gleich den Eingang desselben beherrscht Gibraltar mit seiner in den Fels gebrochenen Festung in drei übereinander liegenden Galerien, welche der Besatzung von 6000 Mann gesicherte Unterkunft gewährt; die Schattenseite vom Gesichtspunkt der Flotte ist der Mangel an Docks. Kaum minder stark ist die nächste Stellung, Malta, an dem wichtigsten Kreuzungspunkt des Mittelmeeres gelegen. 1800 entriß England die beiden Felseneilande Frankreich, in dessen Hand sie aus der des Ordens gekommen waren, versprach zwar im Frieden von Amiens ihre

Räumung, aber zögerte dieselbe so lange hinaus, daß dies wesentlich der Grund des Wiederausbruchs des Krieges wurde.

Seitdem hat die Befestigungskunst Alles aufgeboten, um die von Natur so unzugänglichen Felsinseln uneinnehmbar zu machen. Die Süd- und Westküste bilden steile Wände, während an der Nordküste die von den Forts St. Elmo und Vittoria gedeckten Häfen Marza Musietto und Porto Grande für eine große Flotte sichern Ankerplatz bieten. Hauptstation des englischen Mittelmeergeschwaders, mit großen Werften und Arsenalen, sowie einer Besatzung von 6000 Mann Marinetruppen und Anlaufspunkt aller nach Osten gehenden Dampferlinien, beherrscht Malta beide Theile des Mittelmeeres und würde schwerlich anders als nach einer entscheidenden Niederlage zur See durch Hunger mit einer Belagerung überlegener Flotten genommen werden können. Dazu ist die rührige Bevölkerung der trefflich angebauten Inseln, eine eigenthümliche Mischung von italischem und saracenischem Blut, obwohl eifrig katholisch, England sehr ergeben; denn die Regierung hat ihr klug weitgehende Selbstregierung in allen inneren Angelegenheiten eingeräumt. Bis 1863 besaß England eine weitere wichtige Stellung im östlichen Mittelmeer durch seine Schutzherrschaft über die Republik der Jonischen Inseln; damals gab Lord Russell dieselbe aus philhellenischer Begeisterung zu Gunsten Griechenlands auf, was Bismarcks bekannte ironische Bemerkung über den Niedergang von Staaten, die anfangen Gebiet wegzugeben, hervorrief. Jedenfalls war es eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit, daß England bei dieser Abtretung sich nicht auf Corfu einen strategischen Punkt als Marinestation vorbehielt. Diese Fahrlässigkeit hat nun Lord Beaconsfield freilich mehr als wett gemacht, indem er durch den Vertrag vom 6. Juni 1878 Cypern in Besitz nahm, durch welches England eine feste Basis im Ostbecken des Mittelmeeres gewann, die ihm zugleich rasche Verbindung

mit Rhodos, Creta und seiner Suda-Bay, der Besica-Bucht, den Dardanellen und den Häfen Kleinasiens, vor allem aber eine Deckung Alexandrias und der Suez-Kanal-Mündung sichert; auffallender Weise aber ist bis jetzt bei Allem, was die Regierung durch einsichtige Verwaltung für die Hebung des Wohlstandes der Insel gethan, so gut wie nichts für die Befestigung des werthvollen Hafens von Famagusta geschehen. Noch wichtiger als die Besetzung Cyperns ist diejenige Aegyptens geworden, durch welche England zugleich den Suez-Kanal vollständig beherrscht. Mit jener hartnäckigen Blindheit, die Palmerston bei aller sonstigen Intelligenz oft zeigte, hatte sich derselbe der genialen Unternehmung von Lesseps auf das Aeußerste widersetzt. Die Beharrlichkeit des großen Franzosen, unterstützt von dem ganzen Einfluß Napoleons III., überwand alle Hindernisse, und sofort nach der Eröffnung des Kanals zeigte es sich, daß keine Macht größeres Interesse an demselben hatte als England; von den durchfahrenden Schiffen führten 1886 nicht weniger als 77 Procent die britische Flagge. In richtiger Erkenntniß benutzte dann 1876 Disraeli die finanzielle Bedrängniß des Khedive, um durch den Ankauf von dessen Suezactien England einen entscheidenden Einfluß auf den Kanal zu sichern, und das so noch gesteigerte Interesse an Aegypten zwang Gladstone zu dem Feldzug von 1882. Militärisch wurde derselbe planlos ins Werk gesetzt, wie die Beschießung Alexandrias ohne Landungscorps bewies, welche die Zerstörung der Stadt zur Folge hatte; aber der glückliche Schlag Wolseleys bei Teb-el-Kebir machte der kurzen Herrschaft Arabi Paschas ein rasches Ende. Hierauf folgte freilich ein Regiment von militärischer und politischer Unfähigkeit, das seines Gleichen sucht; zwecklose Metzeleien, von tactisch verfehlten Plätzen, wie Suakims Sandwüste, aus unternommen, wechselten mit noch weniger begründeten Rückzügen; der Sudan wurde aufgegeben,

Gordon in sein Verderben geschickt und elend im Stich gelassen, von Lord Dufferins organisatorischen Plänen nichts ausgeführt; die Verwaltung gerieth in Anarchie, und die englische Herrschaft machte sich durch Schwäche und Willkür gründlich verhaßt. Unter Lord Salisbury haben sich die Verhältnisse einigermaßen gebessert, dagegen sucht Frankreich das gegenwärtige Ministerium bei Gladstones Wort zu nehmen und dringt auf Räumung Aegyptens. England hat einen desfälligen Vertrag mit der Pforte abgeschlossen, in dem aber die Räumung so bedingt war, daß es die Ausführung derselben jeder Zeit beanstanden konnte. Frankreich und Rußland nöthigten deshalb den Sultan, denselben nicht zu ratificiren; demnach aber bleibt es bei dem bisherigen Stande der Dinge; bei der politischen, militärischen und commerciellen Bedeutung des Landes kann England sich ohne große Niederlage der französischen Forderung nicht fügen, für die Neutralisirung des Landes fehlt es an der Vorbedingung einer festen einheimischen Regierung, welche ihre Neutralität vertheidigen könnte. Ohne die Neutralisirung des Landes wäre aber auch die des Suez-Kanals werthlos, da die Macht, welche Aegypten beherrscht, in einem Kriege schwerlich der Versuchung widerstehen wird, die Hand auf den Canal zu legen; jedenfalls muß England die Neutralität so auffassen, daß zwar im Kanal selbst keine Feindseligkeiten stattfinden dürfen, ihm aber die Durchfahrt mit Kriegsschiffen stets frei bleiben muß. Sollte es sich nun auch verpflichten die Mündungen nie zu verschließen, so beherrscht es doch die Ausgänge von Malta und Cypern einerseits, die Straße Bab-el-Mandeb andererseits durch die Stellung von Aden und Perim. Die öde wasserlose Lava-Halbinsel Adens wurde bereits 1839 besetzt, seitdem zu einer beachtenswerthen Festung ausgebaut, durch Landankäufe an dem westlichen Theile der Bay erweitert und bietet zugleich die zweite große Küstenstation

der indischen Straße. Verstärkt wurde diese Stellung noch durch die Besitznahme der westlich am Eingang der Meerenge gelegenen Insel Perim mit geräumigem tiefen Hafen (1855), Muschas an der Tadschurra-Bai, Sailas, Berberas an der Somaliküste und der Insel Sokotora, östlich vom Cap Gardafui. Von dort ist der wichtige Hafen Karadschi am Indus rasch erreicht, der nach General Roberts die Basis der centralasiatischen Defensivpolitik Englands werden soll, aber trotz seiner Wichtigkeit nur sehr unzulänglich befestigt ist; Bombay dagegen, das Hauptquartier der indischen Flotte, mit großen Docks, ist gut beschützt, ebenso Point de Galle und Trikunamali, das einerseits Mauritius, andererseits Singapore die Hand reicht. Für die Vertheidigung aller dieser Stellungen ist in den letzten Jahren Manches geschehen, aber immerhin noch lange nicht genug, und in ganz Indien besteht kein Dock, das für Panzerschiffe ausreicht; die gerade Straße nach Indien besteht also aus einer Reihe fester Plätze, die überall der englischen Macht sichere Stützpunkte gewähren. Die Lage hat sich seit 1815 freilich sehr geändert, indem Frankreich über eine starke Mittelmeerflotte verfügt, einen großen Theil der nordafrikanischen Küste besitzt und sich auch im Rothen Meere die Station Obok geschaffen hat, welche Perim neutralisirt; wenn England hierfür ein Gegengewicht in der neuen Seemacht Italiens findet, welche nach der Besetzung von Tunis sicher eher gegen als für Frankreich in die Wagschale fallen dürfte, so wird doch selbst von englischen Autoritäten anerkannt, daß in einem Kriege mit Frankreich der Suez-Kanal nutzlos für die Verbindung mit Indien sein würde. Es wäre England unmöglich, zwischen Frankreich und Corsica einerseits, Algier und Tunis andererseits Truppen, Munition und Waaren durchzuführen und das Mittelmeer zu beherrschen, wenn es zugleich seine

Stellung im Aermel-Kanal behaupten und seine Colonien vertheidigen soll.

Einer großen Versäumniß hat England sich unstreitig schuldig gemacht, indem es unterließ, die Tigrisbahn durch Syrien nach der Spitze des persischen Meerbusens zu bauen, obwohl die ersten Ingenieure, wie Oberst Chesney und eine 1865 eingesetzte königliche Commission dies dringend empfahlen, da diese Bahn von London bis Bombay eine Wegeverkürzung von 1600 Kilom. gewähren und erlauben würde, binnen vierzehn Tagen Truppen nach Indien zu bringen. England hätte damit, abgesehen von den Vortheilen rascherer Handelsverbindung, eine Landstraße neben dem Suez-Kanal und eine neue große strategische Linie; dieselbe wäre zwar in einem Kriege mit Frankreich ebenso unbrauchbar wie die Straße durch das Mittelmeer, und auch davon abgesehen nicht unbedingt sicher, da sie durch das Gebiet räuberischer Beduinen führen würde, die z. B. bei einem Kriege mit Rußland leicht gebraucht werden könnten, die Bahn unsicher zu machen. Dieselbe wäre aber in normalen Verhältnissen immerhin sehr werthvoll für die Verbindung mit Indien. Daß sie nicht gebaut wurde, ist einer der vielen Fehler der orientalischen Politik Englands. Die Geschichte derselben kann hier nicht im Einzelnen verfolgt werden, es genüge zu erwähnen, daß England die stetige Schwächung der Pforte durch Rußlands aggressive Politik nicht zu hindern gewußt hat, nur im Krimkrieg nahm es einen Anlauf dazu, ließ sich aber durch Napoleon III. zu einem vorzeitigen Frieden drängen, welcher Rußlands Machtstellung im Orient wesentlich ungeschwächt ließ und dessen bedeutsamste Bestimmung, die Neutralisirung des Schwarzen Meeres Fürst Gortschakow bei der ersten günstigen Gelegenheit abschüttelte; zugleich bestand Rußland nach dem Pariser Frieden von 1856 eine Reihe erfolgreicher Feldzüge, durch welche es sich den

Kaukasus und die mittelasiatischen Chanate unterwarf. Die britischen Staatsmänner sahen diesem Vorgehen unthätig zu, versuchten nur Rußland durch Vorstellungen und zwecklose Unterhandlungen zurückzuhalten, aber nahmen alle vollendeten Thatsachen hin und wiesen die Befürchtungen einer Bedrohung Indiens damit zurück, daß es Rußland unmöglich sein werde durch die zwischenliegenden Hunderte von Meilen unwirthbarer Wüsten und unzugänglicher Gebirgsländer vorzudringen. Die zähe Ausdauer der russischen Politik aber wußte alle Hindernisse zu überwinden, schrittweise drang sie vom Ostufer des Kaspischen Meeres vor, brachte nach einander die turkemenischen Stämme unter die Botmäßigkeit des Zaren und verband deren Gebiete durch einen Schienenweg mit seiner Operationsbasis im Kaukasus. Demgegenüber wußte man in England wieder kein anderes Mittel als eine gemeinsame Commission zur Feststellung der Westgrenze Afghanistans vorzuschlagen. Rußland ging zögernd darauf ein, rückte inzwischen immer weiter vor und führte im April 1885 einen Zusammenstoß mit den Afghanen herbei, in welchem diese unter den Augen der englischen Commission eine Niederlage erlitten, worauf Gladstone zwar mit dem Säbel zu rasseln begann, aber schließlich einfach zurückwich und das den Afghanen entrissene Penjdeh in russischen Händen ließ.

Durch diese schwache Politik ist Englands Ansehen in Asien in demselben Maße gesunken, wie das Rußlands, und der Glaube an seine Unüberwindlichkeit gestiegen. Außerdem aber hat Englands dortige militärische Stellung eine entscheidende Veränderung erlitten. Afghanistan galt von jeher als die strategische Vormauer Indiens, indem Rußland bis an dessen Grenze vorgerückt ist, hat England die insulare Lage verloren, welche es früher durch die zwischen Indien und Rußland liegenden weiten Länderstrecken einnahm. Diese Stellung ist vollständig

neu in seiner Geschichte; zu Hause durch seine Flotte geschützt, konnte England seine Streitkräfte an den Punkt des friedlichen Gebietes werfen, den es am verwundbarsten hielt. Jetzt zum ersten Male hat es eine große Militärmacht als Landnachbarn und muß bereit sein, gegen diese, welche die Stunde ihres Angriffs wählen kann, sich jederzeit zu vertheidigen. Es darf einem weiteren Vorrücken Rußlands nicht ferner unthätig zusehen. Treffend hat in dieser Beziehung Lord Napier of Magdala 1878 in einer Denkschrift gesagt: „Es ist oft von Leuten, die ein maßgebendes Urtheil in Anspruch nehmen, behauptet, daß wir sicher sein werden, wenn wir innerhalb unserer Gebirgsgrenze bleiben. Aber dies widerspricht aller Geschichte. Eine lange Bergkette, die an vielen Stellen durchbrochen werden kann, giebt denen keine Sicherheit, die sich hinter derselben verbergen. Indien ist oft durch seine Bergscheide angegriffen, die niemals erfolgreich vertheidigt wurde, es wartete, um den Kampf in seinen eigenen Ebenen aufzunehmen und wurde jedesmal geschlagen (Corresp. resp. Central-Asia 1878 p. 228). England muß sich also die entscheidenden Vorposten sichern, hat demgemäß Quetta besetzt und seine dortige militärische Stellung durch die Bahn über den Bolan-Paß nach Kandahar verstärkt.

Inzwischen haben die Verhältnisse in Afghanistan selbst eine bedrohliche Gestalt angenommen, England hat sich durch Art. 3 des Vertrages am Gandamak vom 26. Mai 1879 verpflichtet den Emir Abdurrhaman gegen jeden auswärtigen Angriff zu unterstützen; die tyrannische Herrschaft dieses Fürsten hat nun in jüngster Zeit einen Aufstand hervorgerufen, gegen den er sich nur mühsam vertheidigt, diese Lage wird noch kritischer dadurch, daß Rußlands Truppen an der Grenze Afghanistans stehen, es schürt den Aufstand durch Sendlinge und Prätendenten und kann, wenn es die Dinge dafür reif

hält, jeden Augenblick einen Grenzconflict herbeiführen, welcher ihm den Vorwand zur Intervention giebt. Es hat bereits Kerki besetzt, durch welches es das ganze linke Ufer des Oxus bis zu dessen oberem Laufe beherrscht. Rückt es in das afghanische Turkestan ein, das mit dem übrigen Reiche nur in loser Verbindung steht und von einer andern Race bewohnt wird, so ist England gar nicht in der Lage dem Emir in jener entfernten Nordprovinz zu Hilfe zu kommen, ebenso ist es zweifelhaft, ob dasselbe Herat, welches die westliche Schlüsselstellung gegen Kandahar bildet, bei der weiten Entfernung gegen einen russischen Angriff rechtzeitig und wirksam beistehen können.*) Gleichwohl würde Englands Ansehen in Asien einen neuen starken Stoß erleiden, wenn es einer russischen Intervention in Afghanistan zusähe, ohne seinerseits eine entsprechende Offensive zu ergreifen, und so rückt der Augenblick zusehends heran, wo sich die beiden Gegner unmittelbar gegenüber stehen werden. Der Kampf erscheint nach dem Charakter der russischen Politik unvermeidlich, Niemand kann glauben, daß dieselbe die ungeheuern Opfer an Blut und Geld gebracht habe nur um über Länder zu herrschen, welche auf lange Zeit hinaus mehr kosten als einbringen werden, das Fell wäre dann, nach Skobeleffs Ausdruck, nicht des Gerbens werth gewesen. Englands Macht in Asien soll gebrochen und damit zugleich auf dasselbe ein Druck ausgeübt werden, der es hindert, Rußlands Plänen auf Constantinopel entgegenzutreten. Da somit die mittelasiatische Frage nur ein Theil der großen orientalischen ist, welche den wesentlichsten Gährungsstoff der europäischen Politik bildet, werden in jenem Kampfe Englands und Rußlands so viele andere Interessen in Mitleidenschaft

*) Der endlich zu Stande gekommene Grenzvertrag hat Rußland Herat um 12 Meilen näher gebracht und die Nordgrenze nicht festgesetzt, wo es besonders thätig ist.

gezogen werden, so viele im Voraus unberechenbare tragende Kräfte und Umstände miteinwirken, daß es müssig sein würde Vermuthungen über dessen Aussichten anzustellen. Man kann nur sagen, daß der Ausgang für Englands Machtstellung entscheidend sein wird.

VIII.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das übrige Colonialreich. In Ostasien ist das indische Reich durch die Einverleibung von Oberbirma erweitert und damit dem Vordringen Frankreichs nach Süden von Cochin-China aus ein Riegel vorgeschoben worden. In China hat England durch den 1842 erworbenen Besitz von Hong-Kong eine natürlich starke Stellung, deren unvollkommene Befestigung aber erst jetzt verbessert wird; daneben bestehen Kohlenstationen auf chinesischem Boden in Amoy und Schanghai, auf japanischem in Nangasaki, Hiogo und Yokohama; als Gegengewicht gegen die russischen Festungen des Amurgebietes, Nikolajewsk und Wladiwostok, wurde Port Hamilton besetzt, aber wieder aufgegeben, weil der dortige Aufenthalt für Soldaten klimatisch unerträglich, alle Vorbedingungen für deren Unterhalt fehlen, auch der Ankergrund nicht besonders günstig ist und die Herstellung der nothwendigen Bauten ungeheure Kosten verursachen würde. Dagegen hat China sich vertragsmäßig verpflichtet, keiner anderen Macht die Anlegung eines Hafens auf der Nauhan-Inselgruppe oder in Korea zu gestatten. Durchschneiden wir dann den Stillen Ocean, so betreten wir zuerst auf der vor dem Festlande von Britisch-Columbien gelegenen Insel Vancouver mit ihrem vorzüglichen Hafen von Esquimalt wieder englischen Boden. Dieser durch Lage, wie Kohlen- und Eisenbergwerke sowie Holzreichthum werthvolle Besitz ist bisher ebenso wie der Endpunkt der canadischen Pacificbahn, Port-Moody, noch so gut wie unbefestigt. Jene Bahn aber hat neben ihrer großen

commerciellen auch militärische Bedeutung, da sie mit Hilfe directer Dampfer von Queenstown nach Halifax und von Port-Moody nach Hong-Kong die rascheste Verbindung mit Ostasien bildet und den Weg um 1013 Kubikmeter kürzt; sie wird gestatten, Truppen und Kriegsmaterial in zwei bis drei Wochen nach Esquimalt zu bringen, während die bisherige Dampferverbindung dorthin mehrere Monate erforderte. Der westliche Endpunkt und bedeutendste Hafen Britisch-Amerikas, Halifax, ist Kohlenstation ersten Ranges und durch Forts gut vertheidigt, aber ohne Docks; im Innern der gewaltigen Dominion of Canada ist außer Quebec nicht ein einziger befestigter Platz, die Stellung derselben gegen die Vereinigten Staaten mithin so gut wie schutzlos. Im Süden der letzteren ist Hamilton auf der Bermudagruppe, mit dem einzigen Dock in Amerika, stark befestigt; die Werke von Port-Royal auf Jamaica und St. Lucia nähern sich der Vollendung. Antigua und Barbados sind Kohlenstationen zweiten Ranges.

Fast ohne allen Schutz sind bis jetzt die so mächtig aufgeblühten australischen Colonien, Neuseeland und die Fidji-Inseln, und es begreift sich daher, daß, als 1885 der Bruch zwischen England und Rußland drohte, man in Melbourne und Sidney fürchtete, eines Tages das russische Amurgeschwader erscheinen zu sehen. Die Australier sind am weitesten entfernt und im Kriege am meisten gefährdet. Sie sind ein Volk von Küsten- und Inselbewohnern und dem Angriff jeder auswärtigen Macht ausgesetzt, sofern die englische Flotte sie nicht schützt. Diese Colonien, in denen ein sehr warmer englischer Patriotismus herrscht, sind denn auch vor allem für die Idee einer Imperial federation eingetreten, zu deren Förderung bereits 1884 eine Liga in London gegründet ward.

Von dem Gedanken ausgehend, daß man sich auf das praktisch Erreichbare beschränken müsse, befürwortete bei Gelegen-

heit der Colonialausstellung von 1886, welche in noch nie gesehener Menge Bewohner der überseeischen Besitzungen nach England geführt und dieselben sowohl mit diesem, als unter einander in Berührung gebracht, eine Deputation bei Lord Salisbury, daß eine Conferenz aus Vertretern des Mutterlandes und der Colonien mit der Erörterung der Frage beauftragt werde, wie für das Reich eine nationale Vertheidigung geschaffen, die Postverbindungen verbessert und überhaupt ein festerer Verband zwischen den einzelnen Theilen des britischen Reiches erzielt werden könne. Die Thronrede der Königin am Schluß der Session sagte demgemäß, daß „ein wachsendes Bestreben vorhanden, auf jedem praktischen Wege die Bande enger zu ziehen, welche die verschiedenen Theile des Reiches vereinigen", und im December 1886 erfolgte die Einladung zu einer Conferenz durch ein Schreiben des Colonialministers, welches erklärte, daß alle politischen Fragen von der Erörterung ausgeschlossen seien und die Versammlung sich vor allem mit der Organisation der Vertheidigung, sodann mit der Verbesserung des Post- und Telegraphendienstes zu beschäftigen haben werde, daß endlich die Conferenz eine rein berathende sein solle, in der keine bindenden Mehrheitsbeschlüsse zu fassen seien. Am 4. April 1887 wurde sie eröffnet, bestehend aus den Vertretern sämmtlicher australischer Colonien, Neuseeland, Neufundland, der Dominion von Canada, des Caplandes und Natals.

Die Bedeutung ihrer Aufgabe entsprach, wie Lord Salisbury bemerkte, der Größe und Ausdehnung des Reiches; „durch weite Meere von einander getrennt, wie die verschiedenen Theile sind, frage es sich, inwiefern sie sich in gemeinsamen Angelegenheiten zusammenzufinden und die Trennung durch Verständigung und Organisation zu überwinden vermöchten".

Die Conferenz hat hierfür bemerkenswerthe Ergebnisse erzielt. Zuerst ist die Befestigung der englischen Kohlenstationen

beschlossen. England verfügt über ein Netz derselben auf eigenem Boden, wie keine andere Nation, und hat dadurch im Seekrieg, der heute ganz auf der Kohle beruht, einen unschätzbaren Vortheil vor den übrigen Staaten, denen im Kriege die neutralen Kohlenlager verschlossen sind; aber diese Stationen sind bis jetzt sehr unzureichend geschützt, sie müssen wirksam vertheidigt werden können, um den englischen Schiffen stets zugänglich zu bleiben und nicht dem Feinde in die Hand zu fallen. Dies soll nach den Beschlüssen der Conferenz unverweilt derart geschehen, daß die Regierung die Ausrüstung liefert und die betreffende Colonie die Kosten des Baues tragen wird. Die Gemeinschaft der Colonien mit dem Mutterlande soll ferner nicht der Art sein, daß jede einzelne derselben an allen Verwickelungen der europäischen Politik theilnehme und in jedem Kriege Englands activ mitkriegführend werde, ihre Mitwirkung soll sich auf ihre eigene Vertheidigung beschränken, während dem Mutterlande die Aufgabe bleibt, die colonialen Interessen auf hoher See und die Verbindung nach außen zu schützen. Von diesem Gesichtspunkt ist zunächst für die australischen Colonien vereinbart, daß die Admiralität gegen einen von denselben gemeinsam zu leistenden jährlichen Zuschuß von 122,000 £. sich verpflichtet, dem dortigen Geschwader dauernd 5 Schnellkreuzer und 5 Torpedoboote beizugeben, welche die dortigen Gewässer nicht ohne Zustimmung der Colonialregierungen verlassen dürfen. Was die Küsten und Häfen der Colonien betrifft, so kann man natürlich nicht alle befestigen, die Mehrzahl der Küstenstädte wird hinreichend geschützt sein, wenn sie den Angriff eines einzelnen feindlichen Kreuzers abwehren können. Man wird die strategisch wichtigen Punkte auswählen und diese festmachen, während sie zugleich als Vorrathskammern für die Marine und als Zuflucht für die Handelsschiffe dienen würden. Port Phillip und Port Jackson sind

schon stark befestigt; was die Torresstraße betrifft, so ist man übereingekommen, daß die Colonien für Festungswerke und Besatzung sorgen, während die Regierung die Geschütze stellt, für das Capland hat letztere sich zu einer Beisteuer für die Befestigung der Tafel-Bai bereit erklärt. Zur Verbesserung des Verkehrs soll das Porto zwischen England und Australien von 6 auf 3 P. herabgesetzt werden. Die Colonien bieten eine Subvention von 170,000 £. jährlich für eine Dampferlinie, welche die Fahrt von London nach Adelaide in etwas über 4 Wochen machen will; eine Linie und ein Kabel von Port Moody nach Australien sind geplant.

Man darf mit dem Erreichten vorläufig gewiß zufrieden sein. Die Berathungen haben unter der geschickten Leitung des Vorsitzenden Sir Henry Holland, die Vertreter der verschiedenen Colonien, die den englischen Behörden bisher fremd und unter einander unbekannt waren, zu einer organisirten Körperschaft von anerkannter Autorität vereinigt. Die angebahnte Verständigung wird sich voraussichtlich entwickeln und wenn nicht gleich auf den ersten Wurf Großes erzielt ist, so hat der Verlauf der Conferenz doch Lord Salisburys Wort bei ihrer Eröffnung entsprochen, „das Gefühl sei allgemein, daß diese Versammlung den Anfang einer neuen Ordnung der Dinge bilden werde, welche zu Ergebnissen von der größten Wichtigkeit führen könne und daß weit entfernte Rathsversammlungen des Reiches einst auf sie als den Ursprung ihrer Größe und Wohlfahrt zurückblicken dürften“.

IX.

Die Befestigung der Kohlenstationen allein ist indeß nicht ausreichend, die gleiche Nothwendigkeit liegt vor für die Docks, die Arsenale und Handelshäfen. Stellungen, welche erst durch ein Geschwader vertheidigt werden müssen, sind eine bloße Last;

denn wenn die Marine sie überwachen und vertheidigen soll, ist dieselbe nicht zum activen Dienst gegen den Feind verfügbar und kann nicht die englische Handelsflotte beschützen. Die wirksame Befestigung dieser Stellungen zu Lande wird also die Kraft der Flotte sehr erhöhen und gestatten, dieselbe voll gegen den Feind zu wenden; außerdem wird derselbe, wenn er weiß, daß gegen diese Befestigungen wenig auszurichten ist, auch einen Angriff nicht versuchen. Man sieht dies in England vollständig ein; der Fehler scheint nur, daß die Regierung nicht den Muth hat, nach dem Beispiel des Palmerstonschen defence loan vom Parlament die Ermächtigung zu verlangen, die dazu erforderliche Summe von 7—8 Mill. £ durch ein Anlehen sofort verfügbar zu machen oder die Rückzahlung der öffentlichen Schuld für zwei Jahre zu vertagen, wodurch der ganze nöthige Betrag, den General Hamley auf 6¼ Mill. £ schätzt, aufgebracht werden könnte, statt das Jahresbudget der Flotte zu sehr zu belasten und doch langsam vorwärts zu kommen. Die Befestigung der englischen Häfen und Arsenale ist nicht ausreichend: mag die Flotte stark genug sein, solange sie nicht eine große Niederlage im Kanal erlitten, dieselben gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen, so muß man doch auf alle Fälle gerüstet sein. Im Zeitalter der Telegraphen wäre es immerhin möglich, die Flotte auf kurze Zeit durch falsche Nachrichten von dem Punkte zu locken, der das Objectiv des Angriffes bildet, die britischen Inseln haben eine Fülle von guten Häfen und Flußmündungen, in denen eine Landung an sich leicht ist, und man erwäge die Folgen einer solchen in Newcastle, Glasgow, Bristol, Dundee oder gar einer Wiederholung der Expedition des Generals Hoche im Südwesten Irlands, wo Englands Feinde von den Home Rulern mit offenen Armen aufgenommen werden würden; eine wirksame Vertheidigung

aber gegen die heutigen Geschütze der Panzerschiffe läßt sich nicht improvisiren. Ja nicht einmal die großen Kriegshäfen können als absolut gesichert gelten; in Irland entbehrt die einzige durch zwei Forts befestigte Stellung von Cork nach der Landseite jedes Schutzes gegen einen in der Nähe landenden Feind, der, in ihrem Besitz, nach England übersetzen kann, an dessen Westküste nur Milfort Haven durch ein Fort mit 16 Kanonen und der Mersey durch die Seaforth-Batterie mit 7 großen Geschützen befestigt sind. Ganz Schottland und die Ostküste Englands bis Harwich hinab, das ein Fort von 5 Geschützen hat, sind ohne jede militärische Deckung. Besser steht es mit den Befestigungen der Themse, welche Sheerneß, eine der vier Hauptmarinestationen, Chatham, Woolwich, Purfleet und Deptford mit ihren Arsenalen, Werften, Waffen- und Munitionsfabriken, vor allem aber London schützen; doch gelten auch sie nach fachmännischem Urtheil nicht für ausreichend, indem namentlich Chatham auf der Westseite ungedeckt ist. Da London nicht nur das Herz Englands, wie Paris das Frankreichs, sondern des ganzen Colonialreiches und zugleich die größte Handelstadt der Welt ist, so müßte es wie Paris mit einem Ringe von starken Forts mit weittragenden Geschützen umgeben sein, was nach Ansicht competenter Officiere mit 5 Mill. £ zu machen wäre. Das Hauptaugenmerk ist bisher der Vertheidigung der Südküste zugekehrt gewesen; hier treten uns die großen, stark befestigten Kriegshäfen Plymouth und Portsmouth entgegen, welches letztere, durch die Halbinsel Gosport und die Insel Wight geschützt, in seinem Hafen die ganze englische Flotte aufnehmen kann, deren Hauptquartier derselbe in jedem Seekriege bilden wird; daneben sind Falmouth, Portland und andere Punkte gut vertheidigt. In diesen Häfen liegt der Schwerpunkt der maritimen Kraft Englands; hier sind seine größten Arsenale, Docks, Werften und Vorraths-

kammern von allem, was zum Bau, zur Ausrüstung, Ausbesserung und Verproviantirung von Kriegsschiffen erforderlich ist.

Dennoch behaupten englische Autoritäten, daß selbst Portsmouths Seehafen nicht unbedingt sicher gegen einen plötzlichen Angriff sei, und Wachs legt Nachdruck darauf, daß die gegenüberliegende französische Küste in Bezug auf maritimen Schutz und Stärke der Befestigungen der englischen Südküste überlegen sei. In erster Linie treten hier die in den Fels gesprengten und von Napoleon III. vollendeten mächtigen Werke Cherbourgs mit ihren großen Bassins hervor, welche diese Festung, die weithin Land und See beherrscht, als geradezu uneinnehmbar und als den stärksten Punkt einer wirkungsvollen maritimen Offensive erscheinen lassen; an sie schließen sich nördlich Calais und Dünkirchen, gleichfalls Festungen ersten Ranges, und die zweiter Stärke von Gravelines und Havre, hinter ihnen liegt die Linie der Landfestungen von St. Omer, Lille, Douay, Arras, welche durch doppelgeleisige Bahnen unter sich und mit Calais in Verbindung stehen, während als weiterliegendes Centrum Paris mit allen seinen Hilfsmitteln erscheint. Während somit die englischen Küsten viele schwache Punkte bieten, kann die französische Nordküste als unangreifbar gelten, und was die Offensive betrifft, so braucht kaum gesagt zu werden, daß sich seit Napoleon I. durch den Dampf alle Verhältnisse vollständig geändert haben, indem die Strecke von Calais nach Dover in $1^1/_2$ Stunden zurückgelegt wird, und die Eisenbahnen ermöglichen, Truppen und Artillerie in der kürzesten Frist einzuschiffen. An einen Angriff auf die englische Südküste wird freilich Frankreich schwerlich denken und Wachs scheint zu übersehen, daß dieselbe an sich vertheidigungsfähiger ist als die französische. Sie tritt steil und hoch an das Meer, so daß jedes Geschütz dort gegen einen Angriff von Schiffen

gedeckt ist, während jede Kugel, welche ein Schiff von oben trifft, für dasselbe lebensgefährlich ist. Die wenigen Befestigungen von Dover sind deswegen stärker als die gegenüberliegenden von Calais.*) Verfügen daher die Engländer nur über hinreichende Artillerie, so werden sie die Südküste schon vertheidigen können, aber der Feind, der dies weiß, wird sich auf andere, wirklich schwache Punkte werfen. Hinsichtlich dieser kommt auch in Betracht, daß bei Englands Eisenbahnnetz und der allseitigen telegraphischen Verbindung doch rasch Truppen zur Stelle geschafft werden können, um einer sich immerhin langsam vollziehenden Landung zu widersetzen. Freilich müssen Truppen und Geschütze in ausreichender Menge vorhanden sein; indeß für die Vertheidigung, bei der es nicht auf Gefechte ankommt, wäre die Miliz ganz brauchbar.

X.

Ist somit die Küstenvertheidigung für England von höchster Wichtigkeit, so bleibt doch die Flotte das Hauptwerkzeug seiner Macht und Weltstellung; ihre Siege von La Hogue und Trafalgar haben vor allem das Reich gegründet und dasselbe zur ersten Seemacht erhoben; sie bildet das Verbindungsglied der über den Erdball zerstreuten Glieder, sie soll den Angriff des Feindes abwehren, ihn schlagen, die britische Handelsflotte auf allen Meeren schützen. Ob sie dies leisten kann, und was sie leisten kann, weiß heutzutage Niemand; sie ist eine unbekannte Größe. Denn in die Zeit, seit sie sich zur höchsten Stärke erhob, fällt die vollständige Veränderung aller Bedingungen

*) Es scheint daher nicht richtig wenn Wachs glaubt, daß bei Dover sich leicht eine Landung bewerkstelligen lasse.

des Seekrieges: was ihr den Sieg gab, war vor allem die unvergleichliche Tüchtigkeit der englischen Matrosen und Seeleute; auf dieser beruhte die überlegene Manövrirfähigkeit der Dreimaster. Zur Zeit der Segelschiffe war der Matrose zuerst Techniker, indem er die Segel stellte und alles für die Bewegung Erforderliche besorgte. Sobald das Schiff ins Gefecht kam, legte es sich möglichst fest, und der Matrose war reiner Soldat. Heute trennt sich Beides: die Bewegung wird durch eine geringe Zahl Maschinisten besorgt, alle übrigen Leute können im Gefecht verwendet werden. Dabei wird der seegewohnte Matrose die Ueberlegenheit haben, weil er allein die Waffen richtig und mit Ruhe gebrauchen wird, besonders auf kleineren Schiffen. Was die Officiere betrifft, so ist die sichere Hantirung eines Schiffes im Gefecht heute viel schwieriger als sonst, und die Officiere sind häufiger in der Lage, ein Schiff zu commandiren. Jedes Schiff und jede Maschine ist ein Individuum, das der Führer genau kennen muß, wenn er es im Gefecht richtig zum Schuß und außerhalb der entscheidenden Kraft der feindlichen Geschosse sowohl als auch ohne Collision mit Freund und Feind führen will. Das Element der Bewegung, das Product von Masse und Geschwindigkeit ist dabei ein so bedeutendes, daß jeder Stoß das Schiff in Lebensgefahr bringt, wozu noch die Gefahr des schweren Geschosses des Feindes und der Torpedos tritt. Die Hantirung eines Segelschiffes im Gefecht war sehr viel leichter, als die eines heutigen Panzerschiffes es ist; je künstlicher das Werkzeug, um so bessere und gewandtere Führer erfordert es. Wenn England also an seinen seegewohnten Leuten immerhin noch einen großen Vorsprung hat, so haben sich die Verhältnisse doch sehr geändert, und es ist noch nicht festgestellt, wie seine Marine ihnen entspricht.

Die Leistungsfähigkeit einer Flotte ist ferner heute in ganz

anderem Maße von dem schwimmenden Material abhängig als früher. Ein schwaches, langsames Schiff kann mit der ausgesuchtesten Mannschaft nichts leisten gegen ein starkes, schnelles. Der Befehlshaber ist heute Leiter einer großen Maschine, und diese muß ihrem Zwecke entsprechen; sonst nützt der genialste Capitän nichts. Es liegt endlich in der Natur der modernen Kriegsschiffe, daß sie eine ganz eigene Bauart erfordern, und ihre Herstellung viel Zeit und Geld kostet. Allerdings läßt sich das heutige eiserne Schiff mit allen Maschinen viel rascher herstellen als in alten Zeiten ein Holzschiff. Die Vertheilung der Arbeit und die Genauigkeit in allen Einzelheiten ist heute ein früher ungekanntes Hilfsmittel, und die Vereinigten Staaten haben im Bürgerkriege in Jahresfrist ihre schwache Marine auf einen Stand gebracht, der ihnen ermöglichte, die Häfen und die lange Küste der Südstaaten wirksam zu blockiren. Aber ihre Gegner hatten eben auch keine Flotte, sondern nur einzelne Kreuzer, die nicht auf Kampf, sondern Zerstörung von Handelsschiffen ausgingen, und in einem großen Kriege mit England würden die Schläge rasch fallen. Jedenfalls lassen sich Kriegsschiffe nicht improvisiren, und Kauffahrteischiffe lassen sich zu solchen nicht mehr umformen wie früher. Alles, was in dieser Beziehung versucht ist, hat zu dem Ergebniß geführt, daß auch mit großen Kosten die besten Schnelldampfer nur zu recht mangelhaften Kreuzern umgestaltet werden können, für eigentlich kriegerische Zwecke sind sie ganz unbrauchbar; die deutsche Seewehr von 1870 ist auf dem Papier geblieben. Nach den in England gemachten Erfahrungen haben auch diejenigen Schiffe, welche mit Rücksicht auf etwaige militärische Verwendung die von der Admiralität vorgeschriebenen und bezahlten Bauverstärkungen erhalten hatten, nicht denjenigen Anforderungen von Festigkeit entsprochen, welche dem heutigen Geschützwesen gemäß gestellt werden müssen. Um so mehr

sind alle zum Zweck schneller Fahrten gebauten Passagierschiffe so gebrechlich, daß sie eine Verwendung im Kriege ganz ausschließen. Nichtkriegsschiffe kommen also nur als Transportschiffe in Betracht, und so gehen die neuerlichen Verträge, welche die Regierung mit amerikanischen Linien geschlossen, nur dahin, deren Schiffe im Kriege als bewaffnete Transportschiffe brauchen zu können.

Ein zweiter Umstand, der die maritime Stellung Englands gegen früher vollkommen verändert hat, ist, daß, während es nach der Besiegung der französisch-spanischen Flotte 1806 unbestritten alle Meere beherrschte, so daß keine Coalition anderer Mächte ihm die Spitze bieten konnte, gegenwärtig eine Reihe anderer Staaten über achtunggebietende Seestreitkräfte verfügen, und daß diejenigen Frankreichs den seinigen ebenbürtig erscheinen. Dieser Aufschwung der französischen Marine ist vornämlich Napoleon III. zu verdanken, der auch Cherbourg zu dem gemacht hat, was es ist. Noch 1852 war die Ueberlegenheit Englands zur See so unbestritten, das an eine Gefährdung derselben Niemand dachte. Damals hatte Frankreich nur 27 Linienschiffe, von denen die Hälfte kriegsuntauglich und nur zwei mit einer Schraube versehen waren; 1858 besaß es 40 Dampflinienschiffe und 46 Dampferfregatten. Nach der im April 1887 vom Marine-Minister Aube ausgegebenen Liste besteht die active französische Flotte aus 360 Kriegsschiffen und zwar 22 Panzercorvetten, 10 Panzerkreuzern, 11 Panzer-Küstenschiffen, 4 Panzer-Kanonenbooten, 10 Batterieschiffen, 9 Kreuzern erster, 15 Kreuzern zweiter, 18 Kreuzern dritter Klasse, 3 Torpedokreuzern, 16 Avisos erster, 26 Avisos zweiter, 5 Avisos dritter Klasse, 14 Transport-Avisos, 8 Torpedo-Avisos, 20 Kanonenbooten, 42 Kanonenschaluppen, 1 Kanonenponton, 9 Hochsee-Torpedobooten, 68 Torpedobooten, 26 Transportschiffen, 16 Segelschiffen, 3 Schulschiffen. Zu diesen 360 Kampfschiffen, zu

welchen eigentlich die Schulschiffe kaum zu rechnen sind, treten weitere 60 Fahrzeuge hinzu, welche theils noch auf der Werft liegen, theils bereits vom Stapel gelassen sind, nämlich 2 Panzer-Kanonenboote, 1 Torpedokreuzer, 2 Avisos, 2 Transport-Avisos und 53 Torpedoboote, so daß die gesammte Flotte 420 Schiffe zählt. Von dieser Summe sind bereits 67 zur Ausmusterung bestimmt, und zwar für das Jahr 1887: 18. Da aber auch der Rest kaum noch als kriegstüchtig bezeichnet werden kann, so ist die Stärke der französischen Flotte zu 353 Schiffen zu berechnen. Die englische Flotte zählte am 1. Januar 1885 367 Schiffe, darunter 62 Panzerschiffe, 34 eiserne Corvetten, 28 Kanonenschaluppen, 40 Kreuzer, 134 Kanonenboote, 11 Transportschiffe, 74 Stationsschiffe, 150 Torpedoboote. Von diesen Kriegsschiffen sind aber nach Admiral Symonds eine Reihe nicht mehr seetüchtig, von den 62 Panzerschiffen können nur 15 mit voller Kraft fahren; alle französischen Schiffe haben Hinterlader, von den englischen nur 9. Das englische Marinebudget von 1884—85 beträgt 8,600,000 £, das französische von 1885 7,400,000 £, davon aber sind in Frankreich für Neubau und Ausrüstung von Schiffen 1,819,360 £ ausgegeben, in England 912,455 £, im Bau hat ersteres 15 Panzerschiffe und 8 Panzer-Kanonenboote, letzteres 12; fertig geworden sind in Frankreich 6 Panzerschiffe, in England 2, beim Bau beschäftigte ersteres 22,852 Leute, letzteres 18,441. Dazu kommen noch zwei für Frankreich günstige Umstände in Betracht. In England wird die Bemannung der Schiffe wie die der Privatfahrzeuge von der Regierung geworben, und es braucht erhebliche Zeit, um sie ausreichend herzustellen; im Krimkriege konnten die schönsten Schiffe erst in vier bis sechs Monaten die nöthige Anzahl von Leuten bekommen, mit großer Mühe wurde die Mannschaft des Ostseegeschwaders vollzählig erhalten, und dieselbe war nach Admiral Napiers gedrucktem

Geständniß „äußerst elend". In Frankreich dagegen besteht das der deutschen Wehrverfassung ähnliche System der inscription maritime. Jeder diensttaugliche Seemann, Küstenfahrer und Fischer eingeschlossen, gehört entweder activ oder als Reservist der Marine an, und kann, wenn er nicht schon im Dienste ist, jeden Augenblick einberufen werden, so daß jedes Schiff binnen wenig Wochen mit Seeleuten und Marinesoldaten, welche sämmtlich eine Lehrzeit auf der Marine durchgemacht haben, bemannt ist, wenngleich ein großer Theil des Marineersatzes aus der Landbevölkerung genommen wird. Dies System ist äußerst nachtheilig für die Handelsmarine und legt auch im Kriege die Kauf- und Küstenfahrer brach, aber es ist ausgezeichnet für den Seekrieg und namentlich für eine rasche Offensive. Ferner ist England durch sein ausgedehntes Colonialreich und seine weitverzweigten Handelsinteressen genöthigt, fast die Hälfte seiner Flotte auf entfernten Stationen zu halten; im October 1886 befanden sich von der gesammten Zahl von 256 Schiffen 131 in den Gewässern des Vereinigten Königreichs, 125 in denen des Auslandes. Letztere würde man zwar in einem Kriege möglichst heranziehen; aber rasch zur Stelle sein könnte nur das Mittelmeergeschwader von 24 Schiffen, und außerdem kann man die überseeischen Colonien nicht ohne Schutz lassen. Die französische Flotte dagegen hat ihre Hauptmacht stets in Toulon, Brest und den Kanalhäfen beisammen und verhältnißmäßig geringe Handels- oder coloniale Interessen zu schützen; sie kann also einerseits ihren Hauptschlag gegen die Kanalflotte und England selbst richten, andererseits den Weg nach Indien durch den Suez-Kanal abschneiden und Aegypten angreifen. Zieht man endlich in Betracht, daß, wie erwähnt, Frankreichs Nordküste unangreifbar, die Großbritanniens aber eine Anzahl schwacher Punkte bietet, so darf man sagen,

daß dermalen nicht England, sondern Frankreich den Kanal beherrscht.

Wie aber würden sich vollends die Dinge stellen, wenn England nicht nur Frankreich, sondern einer Coalition gegenüberstände? Lassen wir selbst die beiden nächst tüchtigen Marinen, die Italiens und Deutschlands, außer Rechnung, da es aus politischen Gründen vorläufig nicht wahrscheinlich ist, daß diese Staaten sich mit Frankreich gegen England verbinden, so würde doch bereits das Hinzutreten der russischen oder amerikanischen Flotte die Schale zu Ungunsten Englands steigen lassen. Jedenfalls war es schon 1878 durchaus unrichtig, wenn Gladstone behauptete, daß die englische Flotte so stark sei, wie die von ganz Europa zusammen, und man darf behaupten, daß dieselbe den Aufgaben, welche ihr in einem großen Kriege zufallen würden, keineswegs gewachsen ist. Bei der Unternehmung gegen Aegypten von 1883, wo England gar keinen Feind zur See hatte, blieben, nachdem der Admiral Beauchamp sein aus der Mittelmeerstation, der indischen und der Kanalflotte zusammengesetztes Geschwader von 34 Schiffen vereinigt, für den Schutz der englischen Küsten nur ein Panzerschiff ersten Ranges (Herkules), sechs kleinere und eine Reihe alter Schiffe, und mit der Besetzung der asiatischen Stationen sah es ganz dürftig aus.

Ueber die innere Tüchtigkeit der englischen Flotte können nur Fachmänner urtheilen, und ihre Probe wird sie erst im Kriege ablegen. Nichtsdestoweniger liegen Anhaltspunkte vor, welche ernste Bedenken gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn man die bekannt gewordene Denkschrift von Lord Charles Beresford, Junior-Lord der Admiralität, vom Sommer 1886 liest. Sie erklärt unumwunden, daß, wie sich 1885 bei dem drohenden Bruch mit Rußland gezeigt, England keineswegs zur See kriegsbereit, vielmehr der Abstand zwischen dem Erforderlichen und Vorhandenen ein sehr großer sei. Es bestehe nicht

wie in anderen Admiralitäten ein regelmäßiger Hauptquartierstab, welcher die Aufgabe habe, eingehende Pläne für den Krieg mit den in Betracht kommenden Ländern auszuarbeiten, obwohl kein Land mehr als England bei der Ausdehnung seiner überseeischen Besitzungen den Angriff des Feindes an den verschiedensten Punkten herausfordere und im Zeitalter des Dampfes und der Electricität der erste Verlust einer Stellung oder Schlacht entscheidend werden könne. Was das Personal betrifft, so hält Beresford die Zahl der Befehlshaber für ausreichend, sagt aber, daß an Officieren mit Lieutenantsrang 300 und noch mehr Unterlieutenants fehlen; die Zahl der Maschinisten und Heizer ist ganz ungenügend und nicht rasch zu vermehren, weil nur geübte Leute brauchbar sind. Das Transportwesen ist befriedigend organisirt. Bei der ägyptischen Unternehmung wurden der Regierung binnen kurzer Zeit 116 Schiffe zur Verfügung gestellt. Vor allem scharf tadelt die Denkschrift den Mangel an ausreichenden Vorräthen von Munition, Lebensmitteln, Kohlen u. s. w. und an Organisation der Indienststellung der Schiffer der Reserve; sämmtliche 48 französischen Schiffe erster Reserve könnten innerhalb 48 Stunden kampfbereit gemacht werden, in England höchstens 20 in 5 Tagen segelfertig, nicht kampfbereit sein. Ebenso hapere es mit der Ergänzung der Mannschaft der Küstenwachtschiffe, die auswärtigen Kohlenstationen seien unzureichend versorgt, und Schiffe hätten wiederholt Schwierigkeiten, sich zu verproviantiren. Am schlimmsten aber steht es mit dem Geschütz- und Munitionswesen; die platzenden Kanonen und schlechten Waffen brauchen kaum erwähnt zu werden; nicht einmal Geschütze kleinen Kalibers sind in genügender Anzahl vorhanden, um die Befestigungen damit auszurüsten; das beste Pulver kommt aus Deutschland. Es ist sicher, daß die englische Flotte nur eine sehr mittelmäßige Artillerie besitzt, und

viele der rasch gebauten Schiffe den Erwartungen nicht entsprochen haben, wie die plötzlichen Verluste des „Captain", des „Vanguard" u. a. gezeigt; auf mangelhaften Schiffen, die sich im Gefechte nicht bewähren, wird auch die beste Mannschaft nicht mit Ausdauer kämpfen. Hinsichtlich der Verwaltung der Marine sind in neuester Zeit die gröbsten Mißbräuche aufgedeckt, welche das Capitel „Admiralty Curiosities" zu einem stehenden in der englischen Presse gemacht haben. Endlich erscheint die Nothwendigkeit unbestreitbar, daß an die Spitze der Admiralität ein Fachmann gestellt werde, nicht ein Civilist, der nach parlamentarischer Rücksicht gewählt wird und mit jedem Ministerium wechselt, so daß der Nachfolger eben begonnene Reformen abbricht und neue beginnt. Es ist somit für England dringend nothwendig, alle Kräfte aufzubieten, um diese Mängel abzustellen und die Schlagfertigkeit seiner Flotte zu stärken, die es aus falscher Sparsamkeit vernachlässigt hat.*) Nur durch rasche Reformen, sowie durch Begründung colonialer Geschwader kann die britische Seemacht wieder auf die Höhe ihrer Aufgabe gehoben werden.

Noch kommt eine Frage völkerrechtlicher Natur in Betracht. Lord Palmerston hat einen unverzeihlichen Fehler begangen, indem er 1857 den Vorschlag der Vereinigten Staaten ablehnte, dem alle anderen Regierungen beizutreten bereit waren: die Freiheit des Privateigenthums zur See in Kriegszeiten anzuerkennen, und noch immer scheint man in England nicht einzusehen, daß diese Freiheit ein britisches Interesse ersten Ranges ist. Die Pariser Seerechtsdeclaration vom 30. März 1856 war ein großer Fortschritt, aber eine halbe Maßregel;

*) Die Flottenschau vom Sommer 1887 hat die erwähnten Bedenken nur bestätigt, dem Personal ertheilt Admiral Symonds höchstes Lob, das Material unterwirft er einer vernichtenden Kritik. 18 Panzerschiffe erklärt er als werthlos, die Torpedos zeigten sich unbrauchbar.

sie schützt nur die Neutralen, und diesen fallen alle Vortheile im Kriege zu. Als 1859 nur die Möglichkeit vorlag, daß England in den französisch-österreichischen Krieg verwickelt werden könne, stieg die Versicherungsprämie für englische Schiffe so, daß nur neutrale zur Frachtfahrt gewählt wurden, und schlechtere amerikanische Schiffe in Canton und Calcutta fünfzig Procent Fracht mehr erhielten als gute englische. Gleichwohl kann England, abgesehen davon, daß es durch die Declaration rechtlich gebunden ist, außer den Vereinigten Staaten und Spanien gegenüber, die ihr nicht beigetreten sind, nicht von derselben zurücktreten. So wie es gezwungen war, die Grundsätze seines alten Seerechts 1854 aufzugeben, einfach, weil die Neutralen sich dieselben nicht mehr hätten gefallen lassen, so kann es aus gleichem Grunde nicht wieder auf sie zurückgreifen. Es bleibt ihm nichts Anderes übrig, als den zweiten Schritt zu thun und den eigenen Rhedern die Sicherheit zu geben, welche die Pariser Declaration den Neutralen gewährt hat. Wirksam zu beschützen vermag die englische Flotte die ungeheure auf allen Meeren verstreute Handelsmarine gar nicht; die Zeiten der Convoys sind vorüber; wäre der Handel dagegen durch die Freiheit des Privateigenthums gedeckt, so wäre die ganze Streitkraft zur wirklichen Action verfügbar. Der dagegen angeführte Einwand: Englands wirksamste Waffe sei, den Handel seiner Gegner durch Kreuzer zu zerstören, trifft auch nicht zu; denn sofort nach Kriegsausbruch giebt der Telegraph allen Schiffen, die Etwas zu befürchten haben, Ordre, in neutrale Häfen einzulaufen. Wie gering war der Schaden, den Frankreich bei aller Ueberlegenheit zur See Deutschland hat zufügen können! Der Nachtheil besteht wesentlich nur in der Nothwendigkeit, die Schiffe brach liegen zu lassen. Gerade für England aber steht die Sache anders. Die festländischen Staaten beziehen im Kriege ihre auswärtigen Bedürfnisse durch die Eisenbahn,

nur etwas theurer. England aber als Insel bedarf bei seiner großen Bevölkerung, wie eingangs erwähnt, fortwährender Zufuhren zur See, und würde schleunigst capituliren müssen, wenn es dem Feinde gelänge, diese abzuschneiden. „If our commerce by sea is stopped now, we perish by starvation“ gesteht H. Boyd Kinnear in einer Zuschrift vom 28. October 1886 an die St. James Gazette; das Getreide, das England erzeugt, reicht nur etwa für vier Monate seines Bedarfes nach der Ernte; durch eine Abschneidung der Zufuhr im Frühjahr würde England dem Hunger verfallen, und diese Zufuhr läßt sich um so leichter hindern, als sie nicht mehr wie früher vorzugsweise von der Ostsee, sondern vom Schwarzen Meer, Amerika und Indien kommt. Eben deßhalb würden sich die Gegner Englands, die nicht unter gleichem Druck stehen, vorzugsweise auf den Kreuzerkrieg werfen, zumal in demselben weniger die numerische und qualitative Ueberlegenheit, als Geschicklichkeit und Schnelligkeit in Betracht kommen, und sie denselben gegen England weit wirksamer führen können, als England dies gegen sie zu thun im Stande ist. Mit den jetzigen großen Geschützen kann ein Kreuzer, wenn er das Handelsschiff nicht nehmen und die Prise in seinen nächsten Hafen führen will, weil er die feindliche Flotte fürchtet, dasselbe durch einen Schuß zerstören und das Weite suchen, ehe ihn Kriegsschiffe des Gegners zu erreichen vermögen. Allein die Alabama in den conföderirten Staaten fügte der soviel geringeren Handelsmarine der Nordstaaten einen Schaden von mehr als 3 Mill. £. zu. Nach Admiral Aubes Ansicht würden 20 Kreuzer ersten Ranges den britischen Handel vollständig zerstören können.

XI.

Steht so die Flotte gegenwärtig sehr hinter ihrer Aufgabe zurück, so sieht es vollends traurig mit der britischen Wehr=

kraft zu Lande aus. England allein hat an dem System eines geworbenen Heeres festgehalten; ein solches wird trotz der hohen Kosten stets nur klein sein können, und das englische war es verhältnißmäßig immer; indeß in früherer Zeit war es durch die lange Dienstzeit der Leute, ihre gänzliche Trennung von dem Bürger und seinen Interessen und die dadurch bedingte Entwickelung eines lebhaften und strengen Berufs- und Kastengeistes zu einem hohen Grade von Brauchbarkeit gebracht; es war ein kurzes, aber trefflich gehärtetes und geschärftes Schwert. Soult sagte: „L'infanterie Anglaise est la première du monde, heureusement il n'y en a pas beaucoup." Das hat sich in neuerer Zeit sehr geändert. Der größte Nachtheil eines geworbenen Heeres besteht in der Unmöglichkeit einer erheblichen Vergrößerung für den Kriegsfall; es concurrirt in Bezug auf die Mannschaft mit allen anderen Zweigen des Arbeitsmarktes und ist von der Lage desselben abhängig. Mit aller Anstrengung brachte England im Krimkrieg doch nur 50,000 Mann ins Feld. Noch schwerer ist es, im Kriege große Lücken auszufüllen. Um nun, da man nicht wagte zur Conscription, geschweige zur allgemeinen Wehrpflicht zu greifen, doch eine erhebliche Verstärkung für den Kriegsfall zu ermöglichen, suchte man seit 1871 eine zahlreiche Reserve durch Verkürzung der Dienstzeit zu bilden. Der damalige Kriegssecretär Lord Cardwell führte, nachdem er den Stellenkauf der Officiere abgeschafft, eine doppelte Dienstdauer ein, welche, unter seinen Nachfolgern mehrfach abgeändert, heute sich so gestaltet hat, daß die Mannschaften entweder 7 Jahre bei der Fahne und 5 Jahre in der Reserve (short service) oder 12 Jahre unter den Fahnen (long service) bleiben. Da nach Ablauf der Dienstzeit nicht wie bis 1871, wo die Leute eigentlich Berufssoldaten blieben, solange sie physisch dazu im stande waren, Pensionen gezahlt werden, 12 Jahre unter der Fahne aber zu der späteren

Ergreifung eines anderen Berufes untauglich machen, so entscheiden sich für die lange Dienstdauer eigentlich nur solche Elemente, welche für das bürgerliche Leben unbrauchbar sind. Die auf kurzen Dienst Eintretenden bleiben für den Rest der Pflichtzeit gegen eine jährliche Löhnung von 6 £ in der Armeereserve und können bei Ausbruch eines Krieges wieder eingezogen werden. Eine Reserve 2. Klasse besteht aus Leuten, welche nach Ableistung der Gesammtdienstzeit sich gegen eine Tageslöhnung von 9 Pence zum Wiedereintritt in das Heer für den Kriegsfall auf 9 Jahre verpflichten; sie dürfen nicht außer Landes verwendet werden, und ihre Zahl ist auf 10,000 Mann beschränkt. Neuerdings ist eine dritte Reserve gebildet aus Leuten, welche alle Verpflichtungen in den beiden ersten erfüllt, auf 4 weitere Jahre capituliren und erst nach allen anderen zur Verwendung kommen. Die Zahl der sich für kurzen Dienst Meldenden hat bei der ungünstigen Lage des Arbeitsmarktes in den letzten Jahren zugenommen, ihre Qualität aber sich verschlechtert; 1881 war das Minimalalter für den Eintritt auf 19 Jahre festgesetzt; die Folge waren bedeutende Lücken in dem erforderlichen Rekrutencontingent, so mußte man sich entschließen, auf 18 Jahre herabzugehen. Dies ist um so bedenklicher, als die Vertheidigung der Colonien vielfach den Dienst in heißen Klimaten erfordert, dem der Europäer erst bei mindestens 21 Jahren gewachsen ist; aber solche Leute auf dem Arbeitsmarkte zu erhalten, ist trotz der hohen Kosten zu schwierig. Ferner hat sich trotz der dagegen getroffenen Maßregeln die Zahl der Fahnenflüchtigen gesteigert, so daß sie 1885: 5147 Mann oder 3 Procent der Gesammtstärke betrug. Zahlreiche Leute machen ein Gewerbe daraus, nach empfangenem Handgelde zu desertiren und sich bei einem andern Regiment anwerben zu lassen. Der amtliche „Annual Return“ theilt mit, daß von 38,209 Rekruten, die vereidigt wurden, nur

35,000 zur Einstellung gelangten, daß diese in 3 Monaten einen Abgang von 4000 an Untauglichen erlitten und von den 31,000 Verbleibenden 20,000 unter 20 Jahren waren; die Rekrutencontingente der letzten drei Jahre erfuhren zusammen einen Abgang von 45 Procent. So ist es erklärlich, daß trotz der hohen Kosten die eigentliche Armeereserve von fünf Jahrgängen nur 39,000 Mann umfaßt, daß bei allen größeren auswärtigen Unternehmungen fast die Hälfte der Soldaten unbrauchbar befunden und zur Aufbringung eines Corps von 10 bis 12,000 Mann regelmäßig alle tactischen Verbände zerrissen werden müssen. Als 1882 vier Regimenter Reiterei nach Aegypten abgehen sollten, vermochte man dieselben nur mit größter Mühe auf 650 Mann und 530 Pferde zu bringen; die fünfzehn in England verbleibenden Regimenter waren dabei nicht im stande, innerhalb dreier Monate auch nur eine einzige vollständige Brigade zu liefern. Der „Annual Return“ theilt mit, daß die in England vorhandenen Cavallerie- und Artilleriepferde nicht ausreichen, um die Reiterei und Artillerie von zwei Armeecorps mobil zu machen. Dem gegenüber ist nicht viel darauf zu geben, wenn Lord Wolseley am 24. April 1887 erklärte, England habe jetzt zwei starke Armee-Corps und eine Division Cavallerie zur Verfügung, was mehr sei, als dasselbe seit den Tagen Marlboroughs in Feld gestellt, mehr als Wellington jemals befehligt und doppelt so viel als England nach der Krim gesandt. Er hätte ebensogut sagen können, daß seine Armee der überlegen sei, welche die Schlachten von Crézy und Poitiers gewann. Eine Vergleichung von Vergangenheit und Gegenwart ist zwecklos, nur auf das Verhältniß zu den Heeren anderer Staaten kommt es an, denn die Stärke einer Armee hängt von den Aufgaben ab, welche ihr gestellt sind. Im Vergleich mit den festländischen Heeren steht die

englische Armee heute weit unter der, die Marlborough und Wellington befehligten, selbst wenn sie nach Wolseleys Ausdrucke so schlagfertig wäre wie eine Feuerwehr.

Die Truppen der Miliz sind nur in den Cadres vorhanden. Die Mannschaften treten nur für kurze Zeit zusammen; auch sie wird in gesetzlich bestimmter Anzahl geworben, zunächst auf 6 Jahre, und besteht aus Leuten im Alter von 18—35 Jahren. Diese können dann weiter von 4 zu 4 Jahren bis zum 45. capituliren. Für den Nothfall tritt Aushebung durchs Loos aus aller waffenfähigen Mannschaft ein. Die Milizreserve besteht aus einer begrenzten Anzahl von Mannschaften, die sich gegen ein jährliches Mehrgehalt von 1 £ verpflichten, in die reguläre Armee überzutreten. Die Miliz wird bei drohender Gefahr mit Genehmigung der Königin zu den Waffen gerufen, darf aber nur in Ausnahmefällen, und wenn sich Bataillone oder einzelne Milizen freiwillig melden, außer Landes gebraucht werden. Ihr militärischer Werth kann nicht sehr hoch veranschlagt werden; sie steht in Bezug auf Ausbildung ungefähr unseren Ersatz-Reservisten gleich, hat weder Train noch Cadres für die Batterien und ist daher nur schwer wirklich operationsfähig zu machen. Noch weniger kommen die Freiwilligen aller Stände in Betracht, die sich verpflichten, einen Ausbildungscursus als Soldaten durchzumachen; der Staat liefert die Ausrüstung, unterhält den permanenten Stab und gewährt Jedem, der eine bestimmte Zahl von Uebungen mitgemacht hat, 30 Shilling. Ihre Zahl nimmt sich auf dem Papier stattlich aus; mit geschulten Linientruppen würden sie sich durchaus nicht messen können; dazu fehlt ihnen Ausbildung, Disciplin und eine, heutigen Anforderungen entsprechende Bewaffnung. Lord Palmerston selbst, der die Freiwilligenbewegung so sehr förderte, um nach außen einen Eindruck zu machen, gab unter vier Augen zu, daß sämmtliche englische

Freiwillige vor zwei Regimentern Zuaven nicht Stich halten würden.

Noch schlimmer als bei der Flotte sieht es beim Heer mit der Oberleitung aus; auch hier steht ein nach parlamentarischen Rücksichten gewählter und wechselnder Civilist an der Spitze des Kriegsministeriums. Dasselbe zerfällt in drei Abtheilungen: das Ordnance Departement, welches die Angelegenheiten der Bewaffnung, Ausrüstung, Beschaffung von Lebensmitteln, Munition und des Ingenieurwesens bearbeitet, das Financial Departement, welches das Zahlungswesen leitet und das Military Departement, in dem die Commando-Angelegenheiten zusammenlaufen. Der letzteren Abtheilung, gewöhnlich Horse-guards genannt, steht vor der Commander in chief, jetzt seit vielen Jahren der Herzog von Cambridge, der somit der Untergebene des Ministers ist, praktisch aber alle militärischen Angelegenheiten in Händen hat, bei denen keine finanziellen Rücksichten mitsprechen; gleichwohl ist die Verwaltung eine überaus schwerfällige. Ein Generalstab nach deutschen Begriffen ist nicht vorhanden; die Militär-Akademien zu Woolwich und Sandhurst genügen weder quantitativ noch qualitativ den hohen Anforderungen, welche gerade an das britische Officiercorps bei dem überseeischen Dienst gestellt werden. Manöver im festländischen Sinne finden schon aus dem Grunde nicht statt, weil die Truppen ohne besondere Erlaubniß der Eigenthümer keinen Boden betreten dürfen, welcher nicht dem Fiscus gehört, und sich deßhalb auf das 23 □ Kilom. große Feld von Aldershot beschränken müssen. Die Artillerie erscheint schwerfällig und wenig beweglich; die Infanterie ist weder im Einzelschießen, noch im zerstreuten Gefechte gründlich und eingehend ausgebildet; der Cavallerie, von deren Angriff an der Alma der französische General sagte: „C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre", fehlt die Schulung für den Vorposten-

dienst. Eine dauernde Verbindung der Truppentheile zu größeren tactischen Einheiten oder zu gemischten Heerkörpern findet nicht statt. Für den überseeischen Bedarf werden die Truppen je nach Umständen zusammengesetzt, und jedesmal geräth die Heresleitung dabei in Schwierigkeiten, wenn es sich um außergewöhnliche Verhältnisse handelt. Die Bewaffnung läßt viel zu wünschen übrig; es ist bekannt, daß das Ministerium wegen der schlechten Beschaffenheit*) der gelieferten englischen Säbel und Bayonnette genöthigt war, diese aus Deutschland zu beziehen, woher auch das meiste Pulver kommt. Die Artillerie ist unzureichend und besteht theilweise noch aus Vorderladern; für die Infanterie hat man früher ein Gewehr eingeführt, dessen starkes Stoßen die Ausbildung im Schießen erschwerte und die Treffähigkeit beeinträchtigte, was wesentlich zur Niederlage bei Majuba-Hill beitrug, jetzt aber abgestellt sein soll. Mangelhafte Waffen lähmen von vornherein den Muth der besten Soldaten und setzen die Truppen fast unvermeidlich einer Niederlage aus. Die Disciplin ist trotz aller Strenge sehr mangelhaft, was sich daraus erklärt, daß das Heer sich nur aus den untersten Klassen recrutirt; die Trunksucht ist groß; jeder Truppentheil, der sich einschiffen soll, wird in den letzten Tagen in den Casernen zusammengehalten und durch starke Patrouillen anderer Regimenter überwacht.

Als Resultat dürfte Folgendes anzunehmen sein: 1) Man

---

*) In der Oberhaussitzung vom 10. Februar 1887 hat der Unterstaatssecretär des Krieges, Lord Harris, bestritten, daß die Waffen schlecht seien; sie hätten früher die Probe bestanden; die Anforderungen seien jetzt nur unbillig gesteigert (!); Lord Elphinstone dagegen führte an, daß die Messer und Schwertbayonnette auf vier Schiffen: Active, Volage, Rover, Devastation, von den Befehlshabern fast durchweg unbrauchbar befunden seien. Die Verantwortlichkeit falle dem Kriegsministerium zu, das die Waffen liefere.

hat an der Armee experimentirt, um den Forderungen der Neuzeit Rechnung zu tragen. Man hat den Stellenkauf abgeschafft und damit das aristokratische Element des Officier-Corps aufgegeben. Die Wirkung dieser Maßregel ist noch nicht durchgedrungen, und es bleibt fraglich, ob mit der Zeit nicht die Veränderungen, welche die Parteien im Parlament erfahren, auch auf die Officiere zurückwirken. Die im Parlament herrschende Partei besetzt die höheren freiwerdenden Stellen, und dieser Zeitpunkt tritt für jede Stelle gesetzlich mindestens alle fünf Jahre ein. 2) Die Dienstzeit der Mannschaften ist verringert, und der Lohn nicht den Verhältnissen gemäß erhöht, weßhalb der Ersatz nur aus dem Auswurf der arbeitenden Klassen erfolgt. 3) Die so ungünstigen Resultate der Waffenbeschaffung stammen daher, daß nicht gefragt wird, wer liefert das Beste, sondern, wem von unserer Partei soll die Lieferung zufallen. 4) Die natürliche Tapferkeit des britischen Soldaten braucht nicht bezweifelt zu werden; aber das Heer, dem Soult das erwähnte Lob ertheilte, besteht nicht mehr; es ist im Krimkrieg und in dem großen indischen Aufstand zu Grunde gegangen. Die Jugend der Leute und ihre mangelhafte Ausbildung lassen es als zweifelhaft erscheinen, ob sie auch nur einer gleichen Anzahl von Truppen einer festländischen Großmacht gewachsen sein würden. Es kommt allerdings in Betracht, daß mit wenigen Ausnahmen jeder englische Officier öfter vor dem Feinde gestanden und fast immer mit einer kleinen Zahl gegen eine Uebermacht, wodurch er Sicherheit und Bereitschaft zum Handeln gewinnt. Aber wenn die englische Armee dadurch bisher in der Lage gewesen ist, auch schwierige Aufgaben zu erfüllen, wie z. B. den abessinischen Feldzug, so waren diese Aufgaben doch verhältnißmäßig klein und die Ziele naheliegend, so daß es keiner weitgreifenden Combinationen bedurfte, um sie zu erreichen. Ihr fehlt die

praktische wie theoretische Schule für die größere Kriegführung; ihre Erfolge gegen Afghanistan, Arabi-Pascha und Birma beweisen für einen großen Krieg so wenig etwas, als die in Algerien den Franzosen eine Ueberlegenheit verschafft hatten. Freilich sind die Siege der Russen in Asien auch über Völkerschaften erfochten, welche der europäischen Kriegskunst unkundig waren und über die Stärke des Heeres, welches sie in Afghanistan der englisch-indischen Armee entgegenstellen könnten, gehen die Schätzungen der Fachmänner sehr aus einander. Das neueste indische Militärbudget weist einen Bestand von 218,717 Mann auf, wovon 73,552 Europäer und 145,165 Eingeborene, diese wären aber keinesfalls gegen Rußland verfügbar, da eine bedeutende Anzahl für die Besetzung Indiens erforderlich ist. Die Russen haben durch ihre transkaspische Bahn, die östlich bis Tschardjui geht und nördlich auf Bochara weitergeführt wird, bis jetzt die bessere Verbindung für den Truppentransport. Ist England das reichere Land, so sind die russischen Truppen bedürfnißloser und nicht durch den großen Troß gehemmt, den bis jetzt die indische Armee erforderte. Nach der eigenthümlichen Natur des Kriegsschauplatzes dürfte indeß die Zahl der Truppen nicht so entscheidend sein wie die rechtzeitige Besetzung und wirksame Behauptung der entscheidenden strategischen Punkte.

Von einem militärischen Eingreifen Englands in festländische Kriege kann kaum die Rede sein. Die Berechnungen auf dem Papier beweisen hier nichts nach den Erfahrungen, welche im Krimkriege und bei der ägyptischen Unternehmung gemacht sind. Da die erste Forderung ist, Indien und die Colonien zu schützen, so würden in einem großen Kriege mit einem Feinde, der auch über eine starke Flotte verfügt, alle übrigen Truppen dringend nöthig sein, um England selbst zu vertheidigen, wobei noch in Betracht kommt, daß unter den

gegenwärtigen Verhältnissen ein starkes Corps zur Besetzung von Irland nothwendig ist. Ein englischer Admiral hat kürzlich ausgeführt, daß Frankreich bei seinen jetzigen Transportmitteln und der lückenhaften englischen Küstenvertheidigung im stande wäre, nach fünftägiger Vorbereitung fünf Armeecorps à 40,000 Mann an die englische Küste zu werfen, wenn die englische Flotte nicht stark genug sei, dies zu hindern. Drei dieser Armeecorps reichten hin, jeden Widerstand niederzuschlagen, den England dem entgegensetzen könnte. Welche Folgen aber eine Invasion für Großbritannien haben würde, hat bereits 1858 in einem Gutachten für die Vertheidigungs-Commission Lord Overstone, Theilhaber des großen Bankhauses Jones Lloyd, dargelegt. Es heißt in demselben:

„Die Calamitäten einer Invasion müssen für ein jedes Land höchst ernsthaft sein, aber ein Land mit den Verhältnissen des unsrigen würden sie mit besonderer und überwältigender Schwere treffen. Der beschränkte Umfang des Gebietes würde die Mittel einer ausdauernden Vertheidigung gar sehr beschränken. Die ungeheure Masse aufgehäuften Capitals würde dem Feinde die bereitesten Mittel darbieten, Contributionen zu erheben. Die verwickelte und empfindliche Verzweigung des Credites, die über alle den mannigfaltigen Geschäften unseres Verkehrs liegt, würde vor dem ersten Fußtritt des Feindes erzittern und aller Wahrscheinlichkeit nach einen plötzlichen und furchtbaren Zusammenbruch erleiden, während die Verwirrung und das Elend der arbeitenden Klassen wahrhaft entsetzlich sein würden. Das tägliche Brot von Millionen unserer arbeitenden Bevölkerung hängt von dem Unternehmungsgeiste unserer Kaufleute und Fabrikanten ab, und das Lebenselement dieses Geistes sind Ordnung, Vertrauen, Credit. Es ist nicht nöthig, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen. Die bezeichneten Folgen würden sofort bei der Landung einer feindlichen Armee eintreten, ganz abgesehen von ihren weiteren Operationen.

„Es ist ferner meine Ansicht darüber verlangt, welche Wirkungen eine Occupation Londons haben würde, vorausgesetzt, daß die edlen Metalle und Werthpapiere und die Bücher der Bank von England

und der anderen Banken und Creditinstitute gerettet oder versteckt wären, und der Feind nach dem unter civilisirten Völkern üblichen Brauche verführe und das Privateigenthum respectirte. Ich kann den Fall nicht in Erwägung nehmen und seine Consequenzen entwickeln. Meine einzige Antwort ist: er darf nie eintreten. — Eine feindliche Armee in London würde im Besitz des Mittelpunktes unseres Regierungssystems sein, des Mittelpunktes unserer inneren Verbindungswege, des Mittelpunktes, durch den täglich ein großer Theil der Geschäfte des ganzen Landes passirt, des Mittelpunktes unseres Finanzsystems; und da Woolwich nothwendig das Schicksal Londons theilen müßte, auch im Besitz unserer großen Kriegsvorräthe und Werkstätten. Kann über die Wirkungen irgend ein Zweifel bestehen? Wenn auch der Feind Privateigenthum respectirt und seiner Anwesenheit einen rein militärischen Charakter zu geben sich bemühte, so würde, glaube ich, das allgemeine Gefühl sein, daß der tödtliche Schlag gefallen, daß die tiefe Demüthigung erlitten, daß die Gegenstände der Erpressung in der Hand des Feindes, daß die Mittel eines verlängerten und erfolgreichen Widerstandes zweifelhaft, die Calamitäten, die er mit sich bringen würde, aber unzweifelhaft und überwältigend sein würden. Unter diesen Umständen würden gewiß Viele mit hochherzigem Sinne für entschlossenen und ausdauernden Widerstand auf jede Gefahr hin und mit jedem Opfer stimmen. Viele aber würden solchen Muth für Tollkühnheit halten, die Zeit gekommen glauben, sich dem Schlage zu beugen und der Meinung sein, daß vernünftigerweise keine Wahl bleibe, als den Abzug des Feindes zu erkaufen unter den besten Bedingungen, die zu erlangen. Welche Ansicht den Sieg davon tragen würde, kann ich nicht bestimmen; ich fürchte aber, daß die Anstrengungen eines so gedemüthigten, gelähmten, entmuthigten und in seinen Meinungen getheilten Landes keinen befriedigenden Erfolg haben könnten. Dies die Antwort auf die Frage: ob ein Theil des Volkes geneigt sein würde, die Regierung zu zwingen, um jeden Preis von Ehre, Reichthum und zukünftiger Größe Frieden zu machen.

„Eine ernstliche Besorgniß von einer Invasion, mehr noch die Landung einer beträchtlichen Armee würde die sofortige Einstellung der Baarzahlungen seitens der Bank nothwendig machen. Darauf würde ein Alarm der Geldwelt folgen, der nach den Umständen mehr oder weniger die Natur eines panischen Schreckens annehmen

würde. Das Geld würde zurückgezogen werden aus Sparkassen, Provinzialbanken, von allen Personen, die Geld ohne Kündigungsfrist hinterlegt haben. Um diesen Anforderungen zu genügen, müßten Staatspapiere in ungewöhnlicher Masse auf den Markt gebracht werden, und das zu einer Zeit, wo der Credit des Staates erschüttert, und die Geneigtheit, Geld in Staatspapieren anzulegen, in demselben Verhältniß verringert sein würde. Die Folgen liegen auf der Hand; ein tiefer Fall der Staatspapiere, Erlahmung des öffentlichen Credits und empfindliche Störungen des Geldverkehrs, wahrscheinlich bis zu einem absoluten Stillstande des gewöhnlichen Geldverkehrs gesteigert. Diese Folgen würden für England empfindlicher sein als für irgend ein anderes Land, weil wir den Gebrauch des Metallgeldes mehr als irgend ein anderes Land durch künstliche und empfindliche Einrichtungen eingeschränkt haben." Nachdem Lord Overstone dann noch ausgeführt, daß England auf keine fremde Hilfe rechnen kann, um diese Gefahren abzuwenden, schließt er: „Unser allein muß die Vertheidigung des Landes sein. — Wir besitzen alle Mittel dazu, Reichthum, mechanisches Geschick, persönlichen Muth. Wir sind mehr als zur Genüge gewarnt. Wenn wir uns zu schlaff zeigen, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen und die erforderlichen Anstrengungen zu machen, oder zu kurzsichtig und selbstsüchtig, die nothwendigen Opfer zu bringen, so müssen wir uns einem Geschicke unterwerfen, das die Welt für ein wohlverdientes erklären wird."

Nichtsdestoweniger ist seitdem verhältnißmäßig wenig geschehen, um die Vertheidigungsfähigkeit Englands zu erhöhen, vielmehr haben unter dem kurzsichtigen manchesterlichen Sparsystem seiner heutigen Staatsmänner gerade Heer und Flotte vor allem gelitten; wenn Lord R. Churchill sich darüber beklagte, daß seit 1884 das Budget derselben von 25 auf 30 Mill. £ gestiegen, so übersah er, wie ihm Lord G. Hamilton bemerkte, daß dies nur die Folge langjähriger Versäumnisse der Gladstoneschen Regierung ist, und daß diese Erhöhung noch unzureichend ist, um auch nur die nothwendigsten Maßregeln durchzuführen. Für die Verstärkung der Flotte und der Ver-

theidigung des britischen Reiches kann mit ausreichenden Mitteln viel geschehen, aber auch das erfordert Zeit. Ein achtunggebietendes Heer wird England sich mit allem Aufwand nicht schaffen können, solange es am Werbesystem festhält; hat es doch auch seine früheren Siege wesentlich mit Hilfe von ausländischen Hilfstruppen gewonnen, die ihm jetzt in Deutschland Gottlob nicht mehr zur Verfügung stehen. Selbst wenn es aber zur Conscription übergehen wollte, so würde eine solche Maßregel, die das ganze wirthschaftliche Leben des Landes revolutioniren würde, so viel Zeit erfordern, daß sie für das Bedürfniß der Gegenwart nicht in Betracht kommen kann. Will England noch wirksam in die festländischen Verwickelungen eingreifen, welche es im Osten Europas so unmittelbar berühren, so muß es auf das System der Subsidien zurückgreifen, durch das es bis 1815 das aufwog, was es militärisch selbst nicht leisten konnte. Unzweifelhaft könnte es ein großes Gewicht in die Wagschale werfen, wenn es z. B. die tapfere türkische Armee in seinen Sold nähme und diese unter britischen Führern kämpfte. Die Mittel dazu stehen ihm jetzt in weit größerem Maße zu Gebote als zu Anfang des Jahrhunderts. Aber ein solcher Gedanke scheint den heutigen britischen Politikern als ungeheuerlich; die Mehrzahl möchte sich am liebsten mit Gladstone und Churchill auf ein System absoluter Nichtintervention zurückziehen, was ihnen die Herabsetzung der Einkommensteuer um einige Pence ermöglichen soll; ja sogar von torystischer Seite sucht man sich bestehenden völkerrechtlichen Verpflichtungen zu entziehen, um nur nicht möglicherweise in Krieg verwickelt zu werden. Es genügt, an die schmähliche Verdrehung des Vertrages über Luxemburg von 1867 durch Lord Derby zu erinnern, und noch am 4. Februar 1887 führte im „Standard" ein „Diplomaticus" aus, die Garantie der Neutralität Belgiens, die selbst das Ministerium Gladstone 1870 noch durch die

Verträge mit Deutschland und Frankreich zum alternativen Kriegsfall machte, verpflichte England nicht, sich einem bloßen Durchzug von Truppen Frankreichs oder Deutschlands zu widersetzen, wenn beide Mächte nur versprechen wollten, den Besitzstand Belgiens nicht anzutasten!

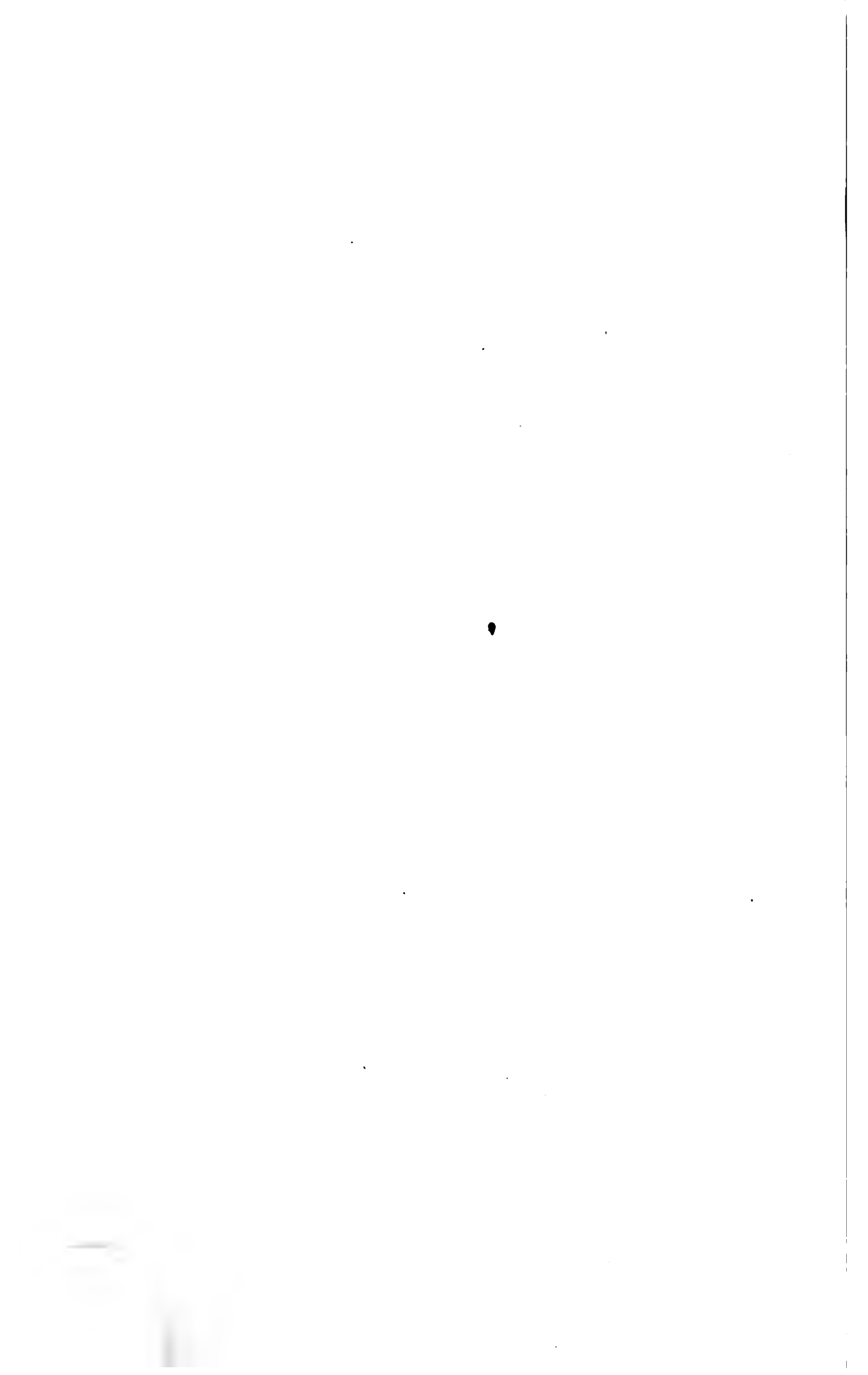
Diese Politik erscheint höchst kurzsichtig; sie übersieht, daß damit England die Welt nur glauben macht, es könne oder wolle überhaupt keinen Krieg führen, daß dann aber auch andere Staaten nicht anstehen werden, unmittelbare englische Interessen anzugreifen, und Großbritannien somit vor die Wahl gestellt wäre, sich auch dies gefallen zu lassen oder unter sehr viel ungünstigeren Umständen sich zu vertheidigen. Nicht bloß von Rußland, sondern auch von Frankreich hat England bereits Dinge hingenommen, die es früher zum Kriegsfall gemacht hätte. Man denke nur an die vertragsbrüchige Besetzung der Neu-Hebriden und vergleiche den Streit über die dem Missionar Pritchard 1845 zugefügte Beleidigung mit der Art, wie man in London neuerlich die Mißhandlung des Missionars Shaw in Madagascar hinnahm. Lord Palmerston sah in dieser Beziehung schärfer, er gab sich keinen Täuschungen über die militärische Leistungsfähigkeit Englands hin; aber er wußte, daß dessen Ansehen als Großmacht nur durch fortwährende Ausübung seiner Macht erhalten werden könne; er mißbrauchte diese Macht vielfach gegen Schwache; aber er scheute sich nicht, auch großen Regierungen entgegenzutreten, wo er es mit Erfolg thun konnte, und verstand durch seine Politik eine auswärtige Macht gegen die andere auszuspielen.

Das hat sich sehr geändert; Lord Russell suchte noch überall seine Stimme in festländischer Angelegenheit geltend zu machen, zog sich aber jedesmal zurück, wenn es zum Handeln kommen sollte; die ebenso schwache, als grundsätzlich verkehrte Politik Gladstones hat Englands Ansehen vollends erschüttert. Aber

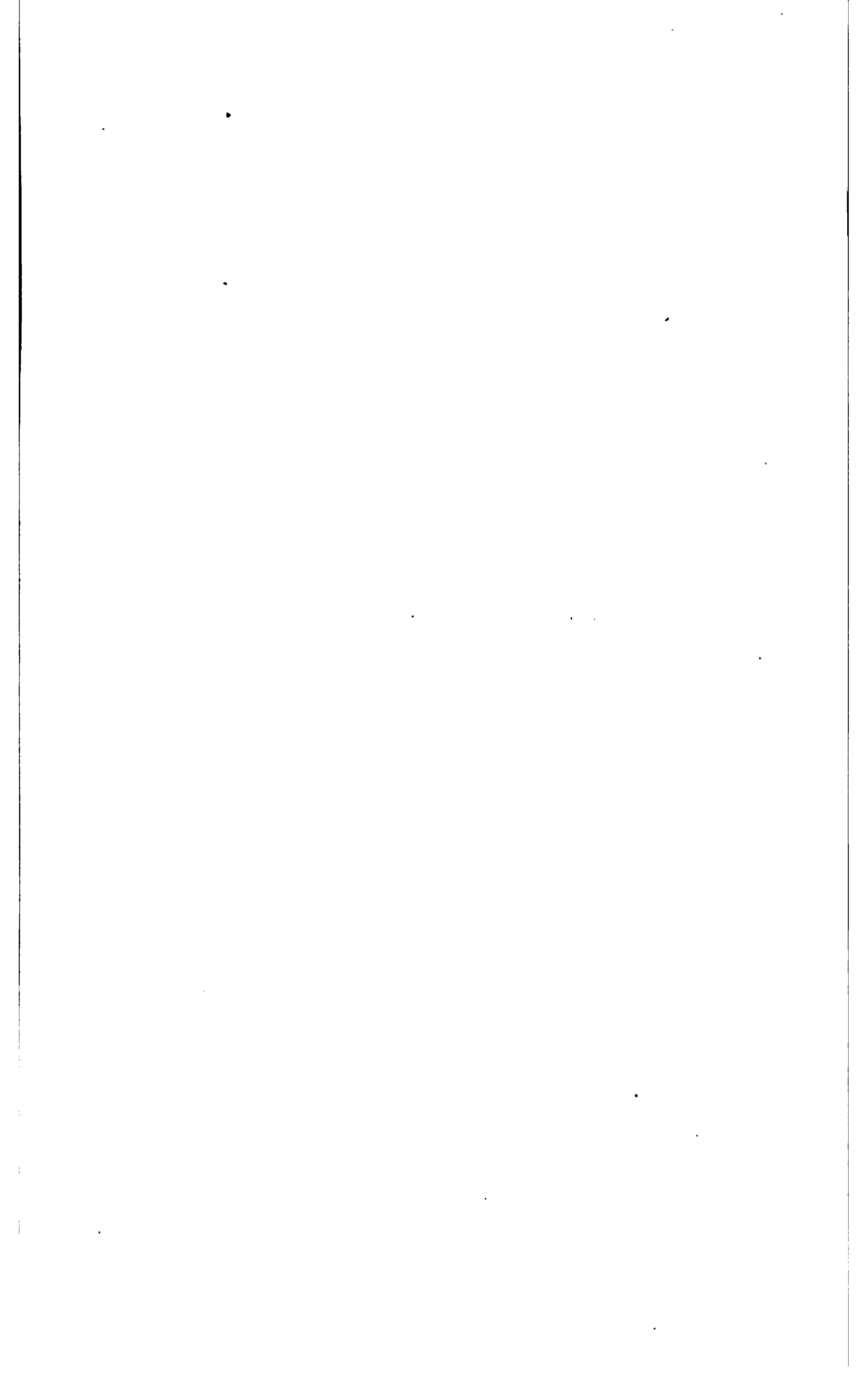
auch die Lord Salisburys, welcher die absolute Nichtintervention als ganz unausführbar entschieden zurückweist, zeigt sich doch vor allem bemüht, anderen Staaten zu beweisen, daß es gerade ihr Interesse sei, den russischen Uebergriffen im Orient entgegenzutreten, während er sich sagen müßte, daß Englands Stimme nur dann ins Gewicht fällt, wenn es gewillt ist, eventuell nicht bloß mit moralischen Sympathien, sondern handelnd einzutreten, und daß jene anderen Staaten sich hüten werden, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Letzterem steht jederzeit der Anschluß an das große mitteleuropäische Bündniß offen, welches die Erhaltung des gegenwärtigen Bestandes auf seine Fahne geschrieben hat. Müßte Rußland mit einem festen Einverständniß zwischen England und Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien rechnen, so wäre es genöthigt, dieser Coalition gegenüber seine ganze Kraft zu sammeln und könnte nicht daran denken, es auch auf einen Zusammenstoß mit England in Afghanistan ankommen zu lassen. Frankreich würde nicht wagen gegen England in Aegypten schroff aufzutreten, wenn dieses jene drei Staaten hinter sich hätte. Auch zur See würde deren Flotte der englischen ein entscheidendes Uebergewicht über die russisch-französische geben. Aber England muß bereit sein für die Vortheile einer solchen Stärkung seiner eigenen Stellung den entsprechenden Preis zu zahlen. Will es seine Kraft erst einsetzen, wenn es unmittelbar in seinen Lebensinteressen angegriffen wird, so wird es den Kampf mit Rußland oder Frankreich oder mit beiden zusammen auch allein ausfechten müssen und dazu reicht seine Kraft nicht aus. Es wird vielfach in England behauptet, Lord Salisbury sei verhindert, eine energische Politik zu verfolgen, weil ihm bei einer solchen die liberalen Unionisten ihre Stimme entziehen würden; wir meinen im Gegentheil, daß er durch eine solche Politik seine Stellung sehr stärken würde. Die Politik des Friedens

um jeden Preis herrscht in den Mittelklassen, die vor allem Störungen des Handels und der Industrie vermeiden wollen; in den unteren Schichten dagegen, die jetzt zum Wahlrecht zugelassen, lebt noch viel von dem alten „fighting spirit“ John Bulls, und ihr Druck auf das Parlament würde sich zu Gunsten einer wirksamen Vertheidigung der Machtstellung Englands ebenso fühlbar machen, wie dies in Australien und Canada der Fall sein würde. Sollte man sich aber scheuen, in diesem Sinne vorzugehen, oder sollte diese Annahme sich als eine Täuschung erweisen, und die englische Demokratie sich unfähig zeigen, zu verstehen, daß es sich hier um eine Lebensfrage für das britische Weltreich handelt; sollte eventuell eine Auflösung auf die Frage hin, ob England seinen Rang unter den Großmächten behaupten oder zu einem größeren Holland herabsinken soll, einem Ministerium, das diese Ansicht willenskräftig vertritt, keine Mehrheit geben, dann wird auch der Tag gekommen sein, wo das Wort von Lord Salisburys großem Vorfahren, Lord Burleigh, zur Wahrheit wird: „England wird nie fallen, es sei denn durch sein Parlament.“





Prinz Albert.





I.*)

Die Aufgabe, das Leben des Prinzen Albert zu schreiben, bot eigenthümliche Schwierigkeiten. Es galt nicht nur, die persönliche Entwickelung eines Fürsten zu schildern, der, von Natur reich begabt, mit überraschender Schnelligkeit in die hervorragende Stellung hineinwuchs, zu der er berufen war, der Interessenkreis des Gemahls einer Souveränin, die an der Spitze des brittischen Reiches steht, mußte alle Ereignisse umfassen, welche die Geschichte seiner Zeit ausmachten. Die königliche Wittwe selbst veranlaßte schon einige Jahre nach dem Tode ihres Gemahls eine Sammlung seiner bedeutendsten Reden, welche der Herausgeber Sir A. Helps mit einer einleitenden Charakteristik begleitete und die zugleich eine Denkschrift des Prinzen mittheilte, welche seine Persönlichkeit in ein helles Licht setzte. Wenige Jahre darauf erschien General

*) Gen.-Lieutnant Hon. Charles Grey. The early years of H. R. H. the Prince-Consort. 1868. Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Frh. Christ. Friedr. v. Stockmar, zusammengestellt von E. Frh. v. Stockmar. The Principal Speeches and Addresses of H. R. H. The Prince-Consort with an introduction giving some outlines of his character. 1866. Life of H. R. H. the Prince-Consort, by Theodore Martin. 5 vol. London, Smith, Elder & Co. 1876—1880. St. Petersburg und London 1852—64 von Graf Vitzthum. 2 Bde. 1887. The Greville Memoirs. Second and third series. 1885 and 1887. 5 vol.

Greys Buch über die Jugend des Prinz-Gemahls, das unter der unmittelbaren Leitung und Mitarbeit der Königin verfaßt war. Die späteren „Tagebuchblätter" der Königin brachten Schilderungen aus dem Privatleben der königlichen Familie, aber erst Stockmars Denkwürdigkeiten, eines der lichtbringendsten Werke über die Geschichte der Neuzeit, gewährten einen tieferen Einblick in die Stellung, welche Prinz Albert eingenommen. Es blieb dabei das Bedürfniß einer vollständigen Darstellung dieses reichen Lebens und diese hat Th. Martin in seinem groß angelegten Werke gegeben. Wie das Greys ist es auf Veranlassung und unter Mitwirkung der Königin geschrieben, die persönlich manche Anmerkungen hinzufügte, und so liegt der Schluß nahe, daß es kein völlig parteiloses sein kann. Dennoch kann man schon jetzt sagen, daß die künftige Geschichtsschreibung dies Lebensbild in allen wesentlichen Zügen bestätigen wird, denn selten hat ein Fürst in so bedeutsamer Stellung jeden Schritt, den er that, eingehend geprüft und aus den allgemeinen Grundsätzen, die ihn leiteten begründet, wie Prinz Albert, und indem Martins Mittheilungen uns Alles geben, was das Werden jedes Entschlusses, jedes Schrittes erklärt, gewinnen wir ein Bild der Persönlichkeit, welches nicht nur mit dem, was wir aus anderen Quellen wissen, im Einklang steht, sondern auch schwerlich durch die weitere Erforschung der Geschichte der Neuzeit wesentliche Aenderungen erleiden wird, Prinz Alberts Leben als ein Ganzes steht klar vor uns.

Albert, zweiter Sohn Ernsts I., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha und Prinzessin Luise von Mecklenburg, wurde am 26. August 1819 auf der Rosenau, einem Sommer-Schlosse bei Coburg geboren. Die Ehe seiner Eltern war keine glückliche und ward 1824 getrennt; die Herzogin starb 1831, die Kinder wurden unter dem Schutze ihrer Stiefgroßmutter, der Herzogin und Wittwe von Gotha erzogen. Unzertrennlich mit

seinem älteren Bruder, dem jetzigen Herzog vereint, zeigte Albert sich von Anfang an als ein anmuthiger, aber klug überlegender Knabe, der schon früh das Schachspiel liebte, aber zugleich lebhafte Freude an der Natur wie an allen Leibesübungen hatte. Der stille Gang der Erziehung unter der Leitung des Rath Florschütz ward zum ersten Male unterbrochen, als die Prinzen im Sommer 1832 den Vater auf einen Besuch bei ihrem Onkel Leopold, der das Jahr zuvor den belgischen Königsthron bestiegen, nach Brüssel begleiteten; der Aufenthalt in der großen alten Stadt mit ihren Kunstschätzen und dem regen politischen Leben machte einen lebhaften Eindruck auf den Dreizehnjährigen, demselben folgten 1835—37 Reisen nach Mecklenburg, Berlin, Dresden, Wien und London, wo er 1836 zum ersten Male die ihm gleichaltrige Prinzessin Victoria, bei ihrer Mutter, der Herzogin von Kent sah, die wenige Monate darauf den englischen Königsthron bestieg; dann bezogen beide Brüder die Universität Bonn. Nach einjährigen Studien trennten sie sich zum ersten Male, indem der ältere in das sächsische Heer trat, Prinz Albert sich dagegen nach Italien begab; ihn begleitete Frhr. von Stockmar, und diese Reise ward der Beginn eines Verhältnisses, wie es selten schöner und bedeutender zwischen einem erfahrenen und gereiften Manne und einem jungen Fürsten bestand. Ein warmer deutscher Patriot, war Stockmar dem Prinzen Leopold von Coburg bei dessen Vermählung mit der Prinzessin Charlotte als Leibarzt nach England gefolgt und dessen Freund und Rathgeber geworden. Durch die Verhandlungen über die griechische und belgische Throncandidatur ward er in die große Politik eingeweiht und hatte sich das volle Vertrauen der englischen Staatsmänner zu erwerben gewußt, während diese Verhältnisse ihm genauen Einblick in das Wesen der englischen Verfassung verschafften. Bei der Thronbesteigung der jungen Prinzessin Victoria wurde er

von deren Oheim, dem König Leopold, mit Zustimmung der Minister ausersehen, derselben als vertraulicher Berather zur Seite zu stehen. Seine Stellung war keine äußerlich definirte und konnte es nicht wohl sein, da der englische Brauch die Stellung eines Cabinetsraths nicht kennt; sorgfältig vermied er es, sich in die englischen Staatsangelegenheiten einzumischen, und hielt sich, frei von Eitelkeit und durchaus discret, wie er war, ganz im Hintergrund, so daß er den Ministern niemals Argwohn einflößte, obwohl es ihnen nicht unbekannt war, daß die Königin ihn in allen wichtigen Dingen um Rath fragte. Er blieb stets ihr väterlicher Freund, wurde es aber in ganz besonderem Sinne für ihren Gemahl. Stockmar hatte sofort den reinen Adel und die Begabung desselben erkannt; aber dies verblendete ihn nicht über seinen Zögling. Als König Leopold, dem als Gemahl der Prinzessin Charlotte dieselbe Stellung zugedacht war und der, obwohl er sie nicht eingenommen, doch deren Schwierigkeit durch seinen langen Aufenthalt in England zu würdigen wußte, Stockmar fragte, ob derselbe seinen Neffen für geeignet halte Gemahl der Königin zu werden, erwiderte dieser, daß er den Prinzen noch nicht hinreichend kenne, um darüber zu urtheilen: „Albert soll vorsichtig, überlegt und schon jetzt klug sein, Alles das reicht jedoch noch nicht hin. Er sollte nicht nur große Befähigung, sondern auch wahren Ehrgeiz und viel Willenskraft haben. Ein ganzes Leben hindurch eine so schwere politische Laufbahn zu verfolgen, dazu gehört mehr als Kraft und Lust, dazu gehört auch jener ernste Sinn, der von selbst das bloße Vergnügen dem wahren Nutzen opfert. Befriedigt ihn nicht dereinst schon das Bewußtsein eine der einflußreichsten Stellungen in Europa gewonnen zu haben, wie oft wird er sich dann versucht fühlen, seine Unternehmung zu bereuen! nimmt er sie nicht von Anfang an wie ein ernstes, schweres Geschäft, von dessen tüchtiger Aus-

führung Ehre und Glück für ihn abhängt, wird er nicht leicht Erfolg haben." Eben um ihn näher kennen zu lernen begleitete Stockmar den Prinzen nach Italien. Es war ihm anfangs zweifelhaft, ob derselbe hinreichende Energie habe, um den Schwierigkeiten solcher Stellung gewachsen zu sein; er klagte über Abneigung des Prinzen gegen geistige Anstrengung und über politische Gleichgiltigkeit; aber er hatte die Freude zu sehen, wie dessen edler Wille und Pflichtbewußtsein allmälig immer mehr alle äußeren und inneren Hindernisse überwand. Er hielt ihm gegenüber nicht mit seiner freudigen Anerkennung zurück; aber jeder Schritt, den der Prinz auf dem rechten Wege vorwärts that, ward für ihn nur ein neuer Anlaß, denselben anzufeuern, seinem Ideale näher zu kommen. „Nur nicht nachgelassen," schreibt er ihm später, „in Anforderungen des Edelmuthes an sich selbst, in logischer Ausscheidung des Großen und Wesentlichen vom Kleinen und Nichtigen, im Zusammenhalten Ihrer selbst, in täglich sich erneuerndem Willen, consequent, ausdauernd, muthig und würdig zu sein. Vermeiden Sie es, in die Details der Verwaltung hinabzusteigen, die Ihnen nur den Blick verwirren; den reinen Geistern schließen Sie Ihr Inneres auf und geben Treue um Treue, die unreinen halten Sie sich mit anständiger Bestimmtheit vom Leibe. Das Bestimmende soll nur die auf Klarheit und Wahrheit beruhende Ueberzeugung sein." — Nur durch geistige Reibung, welche allein der Umgang mit bedeutenden Persönlichkeiten hervorbringt, können Sie die Lichtfunken erzeugen, welche Ihnen im Nu das Erkennen neuer Wahrheiten möglich machen, — man muß sich im Kleinen schonen, damit man in großen und wichtigen Dingen die ganze Haut zu Markte tragen kann. Der Mensch muß sich stets den ganzen Betrag seiner Handlungen zum vollen Bewußtsein bringen." — Der beste Wille, den Vernunft und Wahrheit handhaben, muß sich gefaßt machen auf

Verkennen und Verketzern; darum soll der reine Wille weder den Glauben an seinen Werth, noch an seine ihm natürlichen Früchte verlieren. Der Unverstand und Undank Derer, denen Sie eine treue und freundschaftliche Gesinnung bethätigen, kann die Ergebnisse derselben nicht in ihr Gegentheil verwandeln, und sie werden als wahre Freundschaftsdienste bestehen und fortwirken, wenn die Nebel, in welche Unverstand und Undank sie zu hüllen versuchten, schon lange verflogen sein werden — also, große Gedanken und ein reines Herz!"

II.

Bald nach der italienischen Reise, die der Prinz nach allen Seiten hin ausbeutete, nahm nun der schon von der Großmutter gehegte und dann von König Leopold lebhaft unterstützte Plan seiner Vermählung mit der Königin von England, festere Gestalt an; mit seinem älteren Bruder traf Prinz Albert am 8. October 1839 in Windsor zum Besuch ein und bereits am 15. erklärte ihm die Königin, daß ihre Wahl fürs Leben auf ihn gefallen sei,*) er erwiderte ihre Neigung auf das wärmste und Niemand wird die Briefe ohne Bewegung lesen, in denen er sein junges Glück verkündete, am 10. Februar 1840 fand die Vermählung statt.

Die Ueberzeugung, welche die Königin in der Mittheilung ihrer Verlobung an den Geh. Rath aussprach, daß ihr Entschluß unter dem Segen des Allmächtigen ihr häusliches Glück begründen und den Interessen [ihres Landes förderlich sein

*) Als die Herzogin von Gloucester die Königin fragte, ob sie nicht bei der Mittheilung ihrer Verlobung an den Geh. Rath sehr erregt gewesen sei, erwiderte dieselbe: „Yes, but I did a much more nervous thing a little while ago." — What was that? — „I proposed to Prince Albert." (Greville, 23. Nov.)

werde, wurde durch die Ehe vollauf bestätigt. Dieselbe ward ein segensreicher Wendepunkt der englischen Geschichte. Georg III. war, was man auch von seiner Politik denken mag, jeder Zoll ein König, sein fester Charakter und seine privaten Tugenden gaben der Krone Würde, Achtung und Liebe; zu Ende des 18. Jahrhunderts war die Monarchie in England so populär, wie unter Elisabeth, aber die Regierungen Georgs IV. und Wilhelms IV. schwächten diesen Einfluß sehr und erschütterten die Loyalität gründlich, die dem Engländer an sich so natürlich ist. Statt der Vereinigung von politischer Festigkeit und häuslichen Glückes, an die man gewöhnt war, sah das Volk einen Thron, an dem politische Schwäche sich mit unsittlichem Privatleben verband, ohne daß derselbe, wie unter Karl II., ein Mittelpunkt von Literatur und Witz war; der Hof war vielmehr von der Intelligenz des Landes geschieden. Die stark auf die Neige gehende Loyalität ward neu geweckt, als ein Mädchen den Thron bestieg, das mit unbefangener Liebenswürdigkeit eine Würde vereinte, die weit über seine Jahre ging.*) In den Jahren vor der Vermählung hatten gewisse

*) Greville schreibt hierüber in seinem Tagebuche Folgendes: 1837, 30. Aug. „Alles, was ich von der jungen Königin höre, führt zu dem Schluß, daß sie künftig eine große Rolle spielen wird und viel Charakter hat. Es ist klar genug, daß sie sich lange und stille für die Stellung vorbereitet hat, für welche sie bestimmt war. Melbourne, ein Mann, der nicht leicht eingenommen ist, denkt hoch von ihrem Verstand, Tact und gesundem Gefühl, aber was sie mehr als alles Andere auszeichnet, ist ihre Vorsicht und Klugheit, erstere in einem Grade, die fast übernatürlich für Jemand, der so jung ist.“ 3. Nov. „Sie benimmt sich mit erstaunlicher Würde, der Würde, die aus Selbstbeherrschung und Ueberlegung entspringt. Die Kleinheit ihres Wuchses wird ganz vergessen über der Majestät und Grazie ihres Benehmens.“ 1838, 11. Mai. „Von dem Augenblicke, wo sie erfuhr, daß sie Königin sei, behauptete sie, wie vom Genie und Geist

Vorgänge, namentlich die sog. „Bedchamber Question", in der die Königin sich weigerte, bei der Neubildung eines Ministeriums durch Sir R. Peel ihre whiggistischen Hofdamen zu entlassen, Mißstimmungen unter den Parteien erzeugt, welche auch bei den Debatten des Unterhauses über die Dotation und Naturalisation des Prinzen Ausdruck fanden. Sie verschwanden sofort als Prinz Albert in seine Stellung trat, für die er gerade die Eigenschaften besaß, welche sie forderte. Wäre er ein Fürst wie die großen Hohenzollern gewesen, der eine persönliche Regierung zum Besten des Volkes angestrebt hätte, so würde er das Königthum nur in eine kritische Lage gebracht haben, ein Fürst savoyischen Schlages, tapfer, kraftvoll, leutselig und jagdliebend, hätte bei der Aristokratie, nicht bei dem Volke beliebt werden können. Prinz Albert aber brachte dem Throne gerade die Eigenschaften, deren derselbe bedurfte. Er gab ihm durch ein eheliches Leben, das jedem bürgerlichen als Vorbild dienen konnte, sittliche Würde wieder; die Nation sah einen königlichen Haushalt, an dem das Laster nicht nur nicht mehr

Sixtus' V. inspirirt, ihre Würde und ihren Willen." 23. Juni. „Es ist in der That die bemerkenswerthe Vereinigung von Naivetät, Güte, Natürlichkeit und gutem Willen mit dem Gefühl dessen, was sich ziemt, und Würde, was sie denen, welche sie umgeben, so bewundernswürdig und theuer macht. Alle sind ihr warm ergeben, aber Alle fühlen die Unmöglichkeit, auch nur einen Augenblick die Ehrerbietung zu vergessen, welche sie ihr schulden. Sie hört niemals auf eine Königin zu sein, aber ist stets die reizendste, freundlichste, verbindlichste und natürlichste Königin der Welt." 23. Nov. „Die Königin hat Alles, was ihre Heirath betraf, selbst geordnet und ohne Melbourne um Rath zu fragen, ja, hat ihm nicht einmal ihre Absichten mitgetheilt; und als er sie fragte, erwiderte sie, sie habe ihm nichts mitzutheilen. Wenn sie schon jetzt ihre Abhängigkeit von Melbourne abgeschüttelt hat und mit eigenen Flügeln zu fliegen beginnt, wie wird es erst sein, wenn sie älter ist und mit Ministern zu thun hat, auf die sie nichts giebt?"

Mode war, sondern sich zu zeigen nicht wagen durfte, „la Reine a rendu le mariage populaire en Angleterre“, sagte Persigny. Zugleich aber verband der Prinz den Hof mit allen geistigen Interessen, denen er seit den Stuarts entfremdet war, und man mußte zugeben, daß der Gemahl der Königin selbst einer der fähigsten Männer im Königreich war.

Es ist sehr die Frage, ob England das Jahr 1848 ohne ernstliche Erschütterungen überwunden hätte, wenn die Krone nicht auf diese Weise in der Anhänglichkeit der Nation befestigt gewesen wäre. Während diese Thatsache nun schon damals vor Aller Augen war, haben wir erst in neuester Zeit nähere Einblicke in das tiefere Wesen dieser königlichen Ehe gewonnen; Stockmars Denkwürdigkeiten werden in dieser wie mancher anderen Beziehung durch Martin ergänzt. Hier ist es nun zunächst rührend zu sehen, wie bei der Königin dem Prinzen gegenüber die Souveränin vollständig in die Frau aufgeht. Der geliebte Mann ist der Stolz und die Krone ihres Lebens; jede Anerkennung, die er in der öffentlichen Meinung oder von bedeutenden Persönlichkeiten erringt, erfüllt sie mit einem Glücke, das in ihren Briefen den wärmsten Ausdruck findet; jede Kränkung, die ihm begegnet, fühlt sie weit tiefer als er selbst. „Ich schreibe Ihnen,“ sagt sie in einem Briefe an Stockmar vom 1. Februar 1854, nach einer Parlamentsdebatte über die Stellung des Prinzen, „in der Fülle meiner Freude über die gestrige siegreiche Widerlegung aller Verleumdungen in beiden Parlamentshäusern. Die Stellung meines geliebten Herrn und Meisters ist ein- für allemal klargestellt, und seine Verdienste wurden von allen Seiten vollständig anerkannt.“ Und sie fährt kurz darauf, an ihrem Hochzeitstage, fort: „Dieser gesegnete Tag ist voll freudiger und zärtlicher Bewegung. Vierzehn glückliche und gesegnete Jahre sind vergangen, und ich hoffe zuversichtlich, daß noch viele folgen und

uns im Alter finden werden, wie wir jetzt sind, glücklich und hingebend vereinigt. Prüfungen müssen uns kommen; aber was sind sie, wenn wir zusammen sind?"

Diese Liebe einer edlen Frau wurde freilich reichlich vom Prinzen verdient; uns ist kein Beispiel eines Fürsten bekannt, der, geistig höchst bedeutend, sich so völlig und so selbstlos einer so schwierigen Aufgabe gewidmet hat. Die Art, wie er dieselbe auffaßte, hat er meisterhaft in dem Schreiben an den Herzog von Wellington vom 6. April 1850 zusammengefaßt, in welchem er diesem darlegt, weshalb er nicht darauf eingehen könne, das Obercommando der Armee zu übernehmen. „Meine Stellung ist eine sehr eigenthümliche und zarte. Während im Vergleich mit einem König eine weibliche Souveränin in sehr vielen Beziehungen sich im Nachtheil befindet, hat ihre Stellung, wenn sie verheirathet ist und ihr Gatte seine Pflicht versteht und thut, auch manche ausgleichende Vortheile und wird sich auf die Länge selbst stärker zeigen, als die eines männlichen Souveräns. Aber dies fordert, daß der Gatte seine eigene individuelle Existenz völlig in die seiner Gattin aufgehen lasse; daß er nach keiner Macht durch sich und für sich strebe, allen Streit vermeide, keine getrennte Verantwortlichkeit vor dem Publikum auf sich nehme, sondern seine Stellung ganz zu einem Theil der ihrigen mache, jede Lücke ausfülle, die sie als Frau naturgemäß in der Ausübung ihrer königlichen Functionen läßt, beständig und aufmerksam jeden Zweig der öffentlichen Geschäfte überwache, um im stande zu sein, sie zu jeder Stunde in allen den mannigfaltigen und schwierigen Fragen und Pflichten zu berathen, welche vor sie gebracht werden, und die bald internationaler, bald politischer, socialer oder persönlicher Natur sind. Als das natürliche Haupt ihrer Familie, Leiter ihres Haushalts, Führer ihrer Privatgeschäfte, als ihr einziger vertraulicher Berather in der Politik, als ihr alleiniger Beistand

in ihren Beziehungen zu den Beamten der Regierung, ist er außerdem der Gatte der Königin, der Vormund der königlichen Kinder, der Privatsecretär der Souveränin und ihr ständiger Minister."

Daß der Prinz dies Programm vollständig im Leben zu verwirklichen wußte, davon giebt Martins Buch auf jeder Seite Kunde.

III.

Allerdings hatte er wie die Königin dabei in Stockmar den unschätzbaren Vortheil eines vertrauten Berathers, wie ein solcher wiederum selten einem fürstlichen Paare in der Regierung zur Seite gestanden hat. Und Stockmar ließ es nicht bei Rathschlägen bewenden, als getreuer Eckart sagt er dem Prinzen, wo ihm derselbe zu fehlen scheint, auf das rückhaltsloseste die Wahrheit. Als derselbe ihm z. B. mittheilt, er habe für den König von Preußen eine Denkschrift über die Reform des Deutschen Bundes ausgearbeitet, erklärt er ihm geradezu, daß er ihn für ganz unfähig zu einer solchen Arbeit halte, da seine lange Abwesenheit von Deutschland ihm es unmöglich mache, die im Volk zur Reform treibenden Kräfte, welche wesentlich antidynastischer Natur seien, richtig zu beurtheilen. Und als der Prinz Ende 1853 über die maßlosen Verleumdungen, denen er in Gesellschaft und Presse ausgesetzt war, einigermaßen niedergeschlagen schreibt, antwortet er ihm: „So hart Sie getroffen sein mögen, kann ich doch nicht wünschen, daß Ihnen diese Erfahrung erspart bleiben sollte. Sie konnten die Königin nicht heirathen, ohne zu beabsichtigen und verpflichtet zu sein, ein politischer Soldat zu werden. Ein bloßes Garnisonleben macht nie einen Soldaten, und abgesehen von einigen häuslichen Unannehmlichkeiten haben Sie bis jetzt nur

ein friedliches, bequemes, sattes und schwächendes Garnisonleben geführt."

Allerdings hatte Stockmar den Vortheil, an einen Fürsten zu schreiben, der nicht nur die Wahrheit hören konnte, sondern sie selbst mit Ernst suchte;*) aber sein Verdienst, denselben unablässig im Rechten gestärkt und ihm stets die Klippen gezeigt zu haben, die es galt zu vermeiden, bleibt darum doch ein hohes. Um so mehr, als diese sachlich so einflußreiche Stellung sich nur durch die vollständige Selbstlosigkeit behaupten ließ, mit der er persönlich stets im Hintergrunde blieb, stets die Ehre, das Rechte erkannt zu haben, Denen ließ, welche auf der amtlichen Bühne standen, und der Aufgabe, für Andere zu sorgen, seine persönlichen Wünsche zum Opfer brachte. Ein Ausspruch, den der belgische Gesandte in London, van de Weyer, von ihm berichtet, ist in dieser Beziehung bezeichnend: „Wenn Sie von Fürsten, denen Sie nahe stehen, um Rath gefragt werden, so sprechen Sie Ihre Ansicht wahrhaft, kühn, ohne Zurückhaltung und ohne Etwas zu verschweigen, aus. Sollte Ihre Ansicht nicht munden, so weichen Sie auch nicht einen Augenblick von dem ab, was Sie für wahr halten. Sie werden infolgedessen bisweilen in Ungnade fallen, vernachlässigt und kalt behandelt werden; Sie dürfen sich aber, wenn sie Ihnen wiederkommen (denn wiederkommen werden sie, wenn Sie redlich und fest bleiben), nie über die erfahrene Behandlung beklagen, nie versuchen, sie eingestehen zu machen, wie sehr Sie im Rechte waren und wie unrecht sie gehabt haben. Es muß Ihnen genügen, daß Sie zu ihrem Besten und dem des

---

*) Treffend sagt Gladstone in seiner Besprechung von Martins Buch: „Prince Albert was fortunate in his wife, uncle and tutor, but how completely did the material answer to every touch it received." —

Landes nach Grundsätzen handeln, deren Gesundheit in dieser Weise anerkannt wird."

Diese Selbstlosigkeit erklärt es auch, weßhalb die englischen Staatsmänner ohne Unterschied der Parteien die einflußreiche, aber äußerlich nicht klargestellte Stellung Stockmars sonder Eifersucht duldeten. Sie trauten ihm, sagt van de Weyer, unbedingt, nicht bloß weil sie seine politische Begabung und Uneigennützigkeit erkannten, sondern weil sie Alle fühlten, daß sie bei ihm in sicheren Händen waren, daß er sie nie verrathen, nie ihre Schwächen und Fehler zur Schau stellen, nie einen gegen den anderen ausspielen, sich nie in eine heimliche Intrigue einlassen und seine Stellung dazu mißbrauchen werde, ihnen in der guten Meinung des Souveräns oder des Publicums zu schaden. Palmerston sagte von ihm, er sei der einzige vollkommen uninteressirte Politiker, den er gekannt habe, und Aberdeen gab ihm das Zeugniß: „Ich habe Männer gekannt, die ebenso klug, gut, verschwiegen und urtheilsfähig waren; aber niemals einen, der alle diese Eigenschaften in so hohem Maße vereinigt, wie er," und seine fürstlichen Freunde widmeten ihm auf seiner Gruft, die nach dem Entwurfe der Kronprinzessin des Deutschen Reiches in Coburg ausgeführt ist, den Nachruf: „Ein treuer Freund liebet mehr und stehet fester, denn ein Bruder."

IV.

Aber Prinz Albert machte diesem Lehrmeister auch Ehre. Die Stellung, in die er als sehr junger und darum naturgemäß unerfahrener Mann trat, war ungemein schwierig. Wenn der Umstand, daß die Königin ihn aus reiner Neigung zu ihrem Gemahl erkoren, und seine stattliche, gewinnende Persönlichkeit bei seinem Eintritt in das öffentliche Leben zu seinen Gunsten sprachen, so hatte er dagegen am Hofe, wie in der Gesellschaft und im Publicum starke Vorurtheile zu über-

winden.*) Die Aristokratie, namentlich die Tories, mißachtete die kleinen deutschen Höfe als arm und ungebildet; in weiteren Kreisen sah man den „Foreigner" als Vertreter des festländischen Absolutismus an, bei der Naturalisation wie bei der Bestimmung seines Jahreseinkommens fügte man ihm Demüthigungen zu, welche durch größere Umsicht der Minister hätten vermieden werden können, es war ungeschickt von Russell auf 50,000 £. zu bestehen, da er wissen mußte, daß dies nicht durchgehen würde; die Frage des Vortritts war ohne Schwierigkeit zu lösen, da die Königin Macht hatte dem Prinzen den Vortritt überall, außer in Parlament und Geheimen Rath, zu gewähren und außerdem die Herzöge von Sussex und Cambridge, die allein in Betracht kamen, zustimmten, man hätte so peinliche Erörterungen im Parlament vermieden, namentlich aber, daß schließlich die Frage unentschieden blieb. Der Prinz überwand Alles das mit Tact und besonnener Festigkeit; er vermied es durchaus, politisch hervorzutreten, fühlte vorsichtig seinen Weg, unterrichtete sich nach allen Seiten und gewann so rasch eine Stellung, die sachlich unangreifbar war und mit der auch die ihm Abgeneigten rechnen mußten. So rasch war der dem Prinzen günstige Umschwung, daß, als im Juli 1840 eine Bill eingebracht wurde, welche ihm die Regentschaft übertrug für den Fall, daß die Königin mit Hinterlassung eines Kindes sterbe, im Oberhause nur eine einzige Stimme dagegen abgegeben ward. Vor drei Monaten, meinte Melbourne, wäre das nicht geschehen; „wir verdanken das ausschließlich dem Charakter des Prinzen." Er widmete sich eifrig allen Angelegenheiten, welche das Wohl der arbeitenden Classen, die Wissenschaft und Kunst betrafen, und hielt bei solchen Gelegenheiten

---

*) There is not much sympathy for the lucky Coburgs in this country (Greville, Febr. 40).

Reden, an denen auch der beste böse Wille nichts auszusetzen finden konnte, stellte sich aber niemals dabei in den Vordergrund. „Ich kann es nicht leiden, in Meetings gelobt zu werden," sagte er; „es sieht aus, als ob man mich zur Reclame benutzte und als Mittel brauchte, um ein volles Haus zu machen." Ebensowenig ließ er sich durch Widerstand entmuthigen; wir sehen bei Martin, wie groß z. B. der war, welchen er bei der Allgemeinen Weltausstellung zu überwinden hatte, die sein Gedanke war und die von so großem Erfolge gekrönt wurde. Große Verdienste erwarb sich der Prinz um die Ordnung des königlichen Haushaltes; zufolge der Ueberlieferung theilten sich nicht weniger als drei Würdenträger in die Leitung desselben und demgemäß herrschte die größte Verwirrung und Verschwendung. Diese Uebelstände zu beseitigen, erforderte jahrelange Arbeit und Ueberwindung vielen persönlichen Widerstandes; aber der Prinz setzte eine zweckmäßige Ordnung allmählich durch, und als später das Ministerium dem Unterhause die Mittheilung machte, daß die Unkosten der zahlreichen Besuche gekrönter Häupter aus den Mitteln des königlichen Haushaltes ohne Belastung des Staates bestritten seien, fügte Sir R. Peel ausdrücklich eine Anerkennung für die vorzügliche Ordnung hinzu, welche in ersterem herrsche. Diese Ordnung konnte der Prinz nur durchführen, indem er im Hause vollständig der Herr war, so wenig er dies nach außen merken ließ; als 1858 Graf Vitzthum bei ihm anfragte, ob und wann der Prinz Georg von Sachsen der Königin einen Besuch abstatten dürfe, nahm Prinz Albert den Kalender und sagte sofort: „Am 2. April haben wir die Confirmation des Prinzen von Wales; dazu können wir den Besuch eines katholischen Prinzen nicht brauchen. Telegraphiren Sie, daß uns der Prinz vom 5. bis 9. April in Windsor willkommen sein wird."

Sein Hauptinteresse war und blieb naturgemäß die Politik.

und es ist überraschend, zu sehen, wie bald er zu einem wahrhaften Staatsmann erwuchs. In inneren Fragen hielt er stets den englisch-constitutionellen Standpunkt fest; aber wenn die Macht der Krone auf ein schmaleres Gebiet beschränkt war, so sollte sie dieses wahren, und er erklärte es für einen groben Irrthum, daß die englische Verfassung den Souverän zu einer Null mache oder dessen thatlose Gleichgiltigkeit fordere. Er wies die flache Formel: „le roi règne mais ne gouverne pas“ zurück;*) „Cousin,“ sagte er bei der Lectüre der Introduction politique desselben, „unterschätzt die geistigen Fähigkeiten, die für einen constitutionellen Souverän erforderlich sind. In Wahrheit bedarf es der größten geistigen Kraft für die Entsagung und Selbstbeherrschung, und diese sind für einen constitutionellen Souverän wesentlicher als für einen absoluten.“ „Weshalb,“ schreibt er 1852, „will man Fürsten allein die Gunst verweigern, politische Meinungen zu haben, die auf Sorge für die nationalen Interessen, die Ehre ihres Landes und die Wohlfahrt der Menschheit begründet sind? Sind sie nicht unabhängiger gestellt als irgend ein anderer Politiker im Staate? Sind ihre Interessen nicht aufs Tiefste mit denen ihres Landes verbunden? Ist der Souverän nicht der natürliche Wächter der Ehre desselben? Ist er nicht nothwendiger Weise ein Politiker? Minister wechseln und verlieren beim Rücktritt die besten Mittel, sich zu unterrichten, die ihnen bisher zur Verfügung standen. Der Souverän bleibt, und ihm stehen diese Mittel stets zu Gebote. Der patriotischste Minister hat an seine Partei zu denken, und deßhalb ist nothwendigerweise sein Urtheil oft durch Parteirücksichten beeinflußt. Nicht so der

*) Vortrefflich war hierüber die Bemerkung der geistvollen Großfürstin Helene, welche Thiers fragte, ob das Wort von ihm sei, und als derselbe dies nicht ohne Selbstgefälligkeit bejahte, erwiderte: „J'y consens, pourvu que je sois le ministre et vous le roi.“

constitutionelle Souverän, der keinen solchen störenden Einwirkungen ausgesetzt ist. Als das dauernde Haupt der Nation hat er nur zu erwägen, was zu ihrem Wohl und zu ihrer Ehre dient; seine angesammelte Kenntniß und Erfahrung, sein ruhiges und geübtes Urtheil stehen dem jeweiligen Ministerium ohne Unterschied der Partei zu Gebote."

Es war deßhalb ein Cardinalsatz des Prinzen, daß die Krone über den Parteien stehen müsse. Schon vor seiner Vermählung hatte er die Königin gebeten, die Personen seines Hofhaltes nicht nach Rücksichten der Partei, sondern des Charakters, der Bildung und des Verdienstes zu wählen. Die Königin war unter den Whigs zur Herrschaft gekommen und hatte ein warmes persönliches Gefühl für Lord Melbourne, der sie in die Geschäfte eingeführt; als aber das Ministerium schwach ward, vermittelte Prinz Albert eine Annäherung des Hofes an die Tories in der Person Sir Robert Peels, mit dem ihn bald eine auf gegenseitige Hochachtung gegründete Freundschaft verband. Er vertrat die Ansicht, daß die Krone jedes Ministerium ehrlich stützen müsse, welches die Majorität habe und nicht geradezu das Interesse oder die Ehre des Landes verletze. Aber wenn das jeweilige Ministerium in England ein Ausschuß der im Unterhaus stärkeren Partei ist, so wollte er nicht die wirksame Controle der Minister durch den Souverän in der eigentlichen Executive aufgeben und dafür sah er in sich selbst die naturgemäße und wirksame Stütze. Bei aller Bescheidenheit und Zurückhaltung nach außen verfocht er dies als Recht und Pflicht gegen eigenwillige Minister, wie gegen Verleumdungen und Anschuldigungen des Publicums, das, wie er einmal treffend bemerkte, sich verrathen glaubte, weil es sich selbst betrogen hatte, und erzwang schließlich die Anerkennung in beiden Häusern des Parlaments, daß er nur den Einfluß

ausübe, den er üben müsse. Aber er hätte denselben nicht üben können, trotz allen Tactes und aller Reinheit seiner Absichten, ohne seine eminente politische Begabung. Wir wollen, was innere Fragen betrifft, nur ein Beispiel anführen, welches zeigt, daß er, der Fremde, in solchen oft weit richtiger urtheilte, als englische Staatsmänner. Im September 1850 hatte der Papst ein Breve erlassen, wodurch die katholische Hierarchie Englands wieder hergestellt ward, gleichzeitig erfolgten zahlreiche Uebertritte von Engländern zur katholischen Kirche. Dies rief einen allgemeinen Sturm hervor. Lord John Russell, damals Premierminister, nannte in einem öffentlichen Briefe „den Angriff des Papstes auf unsern Protestantismus frech und hinterlistig" und das Breve „eine Anmaßung von Oberhoheit, die sogar in katholischen Zeiten unverträglich mit der geistlichen Unabhängigkeit der Nation gewesen wäre." Zugleich klagte er die Verräther in der eigenen Kirche (die Ritualisten) an, „welche ihre Heerden Schritt für Schritt dem Abgrund zugeführt haben". Als es sich nun aber darum handelte, von Worten zu Thaten überzugehen, zeigte es sich, daß es gar nicht so leicht war, jenen Angriff wirksam zurückzuweisen. Die Bill, die das Ministerium einbrachte, befriedigte Niemanden, so daß es selbst ins Schwanken kam und schließlich nur eine überaus dürftige Maßregel durchbrachte, die ein todter Buchstabe blieb und schließlich wieder rückgängig gemacht wurde. Die Königin und Prinz Albert sahen die Sache anders an; die erstere unterzog sich zwar der Mühe, alle die Adressen und Deputationen zu empfangen und zu beantworten, die bei dieser Gelegenheit an sie gesandt wurden, aber erklärte, sie würde nie zustimmen, auch nur ein Wort zu äußern, das den Geist der Unduldsamkeit athme. So aufrichtig protestantisch sie sei und stets sein werde, so stark sie Die verurtheile, welche sich Protestanten nennten und alles Andere eher seien, so sehr bedauere

sie den unchristlichen und intoleranten Geist, der sich in vielen Meetings zeige; sie könne es nicht ertragen, dieses heftige Schimpfen auf die katholische Religion zu hören, das so schmerzlich und grausam für so viele gute und unschuldige römische Katholiken sei. Prinz Albert entwarf eine Denkschrift, in der er sofort den Kern der Sache in einem Satze trifft: „Das Princip der Unzufriedenheit ist die Einführung romanisirender Lehren und Cultusgebräuche durch den Clerus gegen den Willen der Gemeinden, nach der Annahme, daß der Clerus allein in Kirchenfragen Autorität hat. Die Laien sollten gleiche Rechte haben, keine Aenderung dürfte ohne ihre Zustimmung gemacht, keine Auslegung von Glaubensartikeln ohne dieselbe gegeben werden. Sobald dies Princip gesetzlich anerkannt ist, wird eine ganze lebendige Kirchenverfassung daraus hervorwachsen." Kann man treffender die Schwäche der englischen Kirche in der katholisirenden Halbheit ihrer Verfassung bei reformirtem Dogma bezeichnen? Hätte der Ritualismus zu seiner heutigen Bedeutung erwachsen können, in der er die Kirche zu sprengen droht, wenn man der Convocation durch Berufung von Laienmitgliedern neues Leben gegeben hätte?

Noch weit auffallender zeigt sich seine Ueberlegenheit auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Was seine Reformpläne für Deutschland betrifft, hatte zwar Stockmar unbedingt Recht, dieselben als unpraktisch zu bezeichnen; aber wie meisterhaft ist folgende Charakteristik Friedrich Wilhelms IV.: „Die Rede des Königs (bei Eröffnung des Vereinigten Landtags) ist eine merkwürdige Probe der Beredsamkeit, die zum Herzen dringt, aber den Verstand unbefriedigt läßt. Stellt man sich an die Stelle eines kalt kritisirenden Publicums, so wird einem flau zu Muthe. Welche Verwirrung der Begriffe und welche Kühnheit, aus dem Stegreif, als König, in einem solchen Moment und in solcher Länge alle die entsetzlichsten, schwierigsten

Punkte nicht nur zu berühren, sondern Knall und Fall abzuthun, Gott zum Zeugen aufzurufen, zu versprechen, drohen, schwören u. s. w. Er läßt sich von Gleichnissen verführen, die seiner Phantasie zusagen, die er nur so weit ausführt, als sie zu seinem Krame passen, und die oft die wahre Lage der Dinge gar nicht wiedergeben, aber, weil sie geistreich sind, ihn befriedigen, es macht eine scharfe Argumentation unmöglich. Dann läuft er noch Gefahr, daß er subjective Gefühle und Ansichten als Beweggründe seiner Handlungen nimmt und nicht nur danach handelt, sondern auch verlangt, daß, da diese Gefühle und Ansichten ihm heilig und theuer sind, sie es nun auch allen Anderen sein sollen, die nicht im geringsten dadurch berührt sind. Dahin gehören die Pietätsgefühle gegen Friedrich Wilhelm III., die nur der Sohn fühlen kann; oder die aus gewissen Lieblingsstudien und Gedanken für ihn entsprungenen Lieblingsgrundsätze. — Pius IX. ist das Gegenstück zu Friedrich Wilhelm IV.; große Impulse, halb verdaute politische Begriffe, wenig Schärfe des Verstandes bei viel Geist und Zugänglichkeit für äußere Einflüsse. Er scheitert wie jener an dem Glauben, Völker in Bewegung setzen und doch die ganze Leitung und Ausdehnung der Bewegung in der Hand behalten zu können."

Ueberall ist der freie und unbefangene Blick des Prinzen wie der Königin bemerkenswerth. Ueber den Kaiser von Rußland sagt letztere in einem Briefe: „Er ist hart und strenge, namentlich in seinen Augen, wie ich es nie gesehen; er macht den Eindruck, nicht glücklich zu sein und die Last seiner ungeheuren Macht zu fühlen. Für sehr gescheut halte ich ihn nicht, und sein Geist ist nicht gebildet, seine Erziehung vernachlässigt, Politik und Militär sind seine einzigen Interessen. Er scheint mir aufrichtig, selbst in seinen despotischsten Handlungen, überzeugt, daß es die einzige Art sei, zu regieren, und wird in

der vollständigsten Unwissenheit über die verderbliche Art gehalten, in der seine Leute viele Maßregeln zur Ausführung bringen."

Der merkwürdige Proceß der spanischen Heirathen wird vollständig dargelegt und, soweit wir wissen, zum ersten Male hier die ganze fürstliche Correspondenz über dieselben gegeben. Bei dem Besuche der Königin und des Prinzen in Schloß Eu, der ersten Begegnung eines englischen und französischen Souveräns, seit der von Franz I. und Heinrich VIII. auf britischem Boden, schien ein Einverständniß bei den Regierungen über die Frage hergestellt, aber schon damals sagte ein scharfer Beobachter: „On joue bien la comédie à Paris et je ne suppose pas qu'on la joue moins bien au château d'Eu." Louis Philippe scheute sich der Königin selbst die Lösung mitzutheilen, die ihn als wortbrüchig erscheinen lassen mußte und ließ dies durch seine Gemahlin thun. Die würdevolle Art, in der die Königin derselben auf die Anzeige der Doppelheirath antwortet, ist ebenso charakteristisch, wie die ausführliche Darlegung, in der sie der Königin der Belgier beweist, daß der König seine Zusagen nicht erfüllt, durchschlagend. Besonders bemerkenswerth erscheinen die Worte Metternichs bei dieser Gelegenheit: „Sagen Sie Herrn Guizot von mir," schrieb er dem österreichischen Botschafter in Paris, „daß man nicht ungestraft großen Staaten kleine Streiche spielt. Er weiß, daß ich nicht viel von der öffentlichen Meinung halte, sie gehört nicht zu meinen Werkzeugen, aber sie übt ihre Wirkung; die englische Regierung hat Alles aufgeboten, Louis Philippe in der öffentlichen Meinung festzusetzen, sie kann wieder zurücknehmen, was sie gegeben hat, und ich habe immer gesagt, daß er in dem Augenblick, wo er das verliert, am Rande eines Krieges steht. Eine Dynastie aber, wie die seine, kann keinen Krieg ertragen." Wie bald sollte sich diese Voraussage erfüllen! Der Kaiser Nikolaus mochte sich freuen, daß die Besorgniß vor dem Einverständniß

der Westmächte, welche seiner angenommenen Gleichgültigkeit gegen Frankreichs Politik und seiner Mißachtung desselben zu Grunde lag, beseitigt wurde; der Rechtsbruch der Einverleibung Krakaus war die erste Folge der Entfremdung Englands, dessen Protest dagegen ebenso wirkungslos blieb wie der Frankreichs. Aber für Louis Philippe ward sein dipolomatischer Sieg in Madrid nur eine Stufe zum Sturz; dadurch, daß es ihm gelang, seine Minister seinen persönlichen Wünschen dienstbar zu machen, ließ er sich in falsche Sicherheit wiegen, pochte auf die Zustimmung seines „pays légal“ und übersah, daß gefügige Diener und gemachte Majoritäten einen constitutionellen Fürsten in ihren eigenem Fall mitreißen.

Auch über Bunsen, den der Prinz sonst hochschätzte, sah er sehr klar. Als derselbe 1848 nach Frankfurt ging, um, wie er glaubte, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, schrieb der Prinz an Stockmar: „Möge er glücklich in Denen sein, die ihn umgeben; denn er ist bestimmbar, und die Raschheit, mit der er Ansichten Anderer sich zu eigen macht, setzt ihn der Gefahr aus, daß er nach einander beide Seiten einer Frage prüft und vertheidigt, bevor er den Schluß gezogen, der seine Ansichten endgiltig bestimmt. Hat er dies erst gethan, so sind dieselben gewöhnlich richtig und zufolge des vorangegangenen Processes auf ein Princip begründet; aber wenn er genöthigt ist, zu handeln, ehe er seine Schlüsse herausgearbeitet hat, so ist es oft reiner Zufall, welche Seite er einnehmen wird. Es wird immer schwierig für einen preußischen Beamten sein, zwischen dem Erzherzog, der Paulskirche, Berlin und Potsdam zu stehen und nicht mit dem Kopfe gegen alle Vier anzurennen.“ In diesen Worten ist klar gestellt, warum Bunsens Bestrebungen in jenen Jahren nothwendig scheitern mußten.

Aber auch in Fragen von unmittelbar britischem Interesse

urtheilte der Prinz schärfer, als die leitenden englischen Staatsmänner. Als 1847 die Reformen des Papstes in Italien eine allgemeine Bewegung hervorriefen, trat Palmerston mit dem Plane hervor, den Großsiegelbewahrer, Lord Minto, nach Rom zu senden, um diese Bestrebungen zu fördern. Prinz Albert bekämpfte diesen Gedanken entschieden; man sei in England zu geneigt, Staaten in constitutionelle Reformen zu stürzen, die solche gar nicht wollten, oder nicht dazu reif seien, während man keine Nation über ihren natürlichen Entwickelungsgang hinausdrängen, keiner etwas aufdrängen solle, was sie nicht aus sich selbst hervorbringe. Man solle einfach gegen Oesterreich das Nichteinmischungsprincip geltend machen und ihm erklären, daß England ein gewaltsames Einschreiten gegen Reformen, welche italienische Regierungen zu machen beabsichtigten, nicht dulden werde. Ein solcher offener Schritt scheine zwar kühn, werde aber, wenn er rechtzeitig geschehe, Verwickelungen vorbeugen und England den Beifall aller unabhängigen Staaten sichern. Lord Minto dagegen werde bei der beabsichtigten Sendung in ganz schiefer Lage sein; Oesterreich werde sich geradezu feindlich stellen und von Frankreich heimlich unterstützt werden, er werde sehr wenig wirklichen Einfluß haben und doch für Alles von zweifelhafter Natur verantwortlich gemacht werden. Russell sage, falls Minto nach Rom gehe, müsse man „unsere Intentionen genau fixiren“; es sei umgekehrt absolut nothwendig, diese fixirten Intentionen vor sich zu haben, um zu entscheiden, ob die Sendung überhaupt rathsam sei. Der weise Rath ward nicht gehört, und die Folgen waren genau die, welche der Prinz vorausgesagt; die absolutistischen Cabinette klagten aufs Neue England an, daß es zu selbstsüchtigen Zwecken Unordnung stifte; die Bewegungspartei glaubte für ihre weitgehenden Absichten eine Stütze bei dem Lord zu finden und lohnte, als diese versagte, den Eifer

Palmerstons mit Haß. Ebenso vergeblich war sein Rath 1848, bei der Vermittelung zwischen Oesterreich und Sardinien, sich auf das Erreichbare zu beschränken und für den Frieden die Basis zu nehmen, daß die Lombardei an Sardinien kommen, Oesterreich aber Venetien behalten solle. Dies hatte das Wiener Cabinett durch den nach London gesandten Herrn von Hummelauer angeboten, Palmerston aber lehnte den Vorschlag ab, er hielt Italien für Oesterreich verloren, weil er dies wünschte, und trat erst nach Radetzkys Sieg mit einem Vermittelungsvorschlag hervor als es nichts mehr zu vermitteln gab. „Wir sind zu unverständig Carlo-Albertoisch," sagte der Prinz richtig, und die Folge war die einfache Wiederunterwerfung beider Provinzen. Es liegt auf der Hand, daß trotz aller natürlichen Begabung und der Vorzüge, welche die Stellung des Prinzen gewährte, eine so eingehend richtige Beurtheilung politischer Fragen nur durch große, systematische Arbeit erreicht werden konnte, denn es giebt für die Politik so wenig einen Königsweg, wie für die Mathematik. Persönliche Unterhaltungen mit Staatsmännern, eifriges Studium der Depeschen, parlamentarischen Debatten und der Presse, eine tüchtige geschichtliche Bildung legten den Grund für sein Urtheil. Minister fanden ihn mit den Thatsachen ihres Departements völlig vertraut; Gesandte waren erstaunt, zu sehen, wie genau er in ihrem Bereich zu Hause war; Diplomaten, welche auf einen neuen Posten gingen, bekannten hernach, daß sie von ihm die werthvollsten Aufschlüsse über die Verhältnisse, in die sie eintreten sollten, erhalten hätten. Dabei beharrte er keineswegs einseitig auf seiner Meinung, „Prinz Albert gehört zu den objectiven Fürsten, welche Widerspruch vertragen" bemerkt Graf Vitzthum. Daneben führte er eine umfassende Correspondenz, und seine Lectüre erstreckte sich, wie die mitgetheilten Lesetafeln zeigen, auf die verschiedensten Gebiete. Oft gönnte er sich nur unge-

nügenden Schlaf und saß selbst im Winter schon um 7 Uhr bei seiner grünen Lampe. Die Erholung war ihm meist knapp zugemessen, er fühlte sich unter den vielfachen Ansprüchen nicht selten angegriffen; aber in der Luft von Balmoral und Osborne gewann er stets rasch die alte Frische wieder, widmete sich der Jagd, der Gartenkunst, der Musik (er spielte trefflich die Orgel) und vor allem seiner Familie.

V.

Von besonderem Interesse sind die reichhaltigen Mittheilungen über Palmerstons Persönlichkeit, Politik und Verhältniß zur Königin wie zu seinen Collegen.*) Sie sind um so wichtiger, als sie durchaus objectiv gehalten und den Verdiensten des Ministers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; bei seiner glänzenden Begabung und erstaunlichen Energie erscheint derselbe doch leichtsinnig, händelsüchtig und rechthaberisch, und führte dadurch fortwährend ärgerliche politische wie persönliche Verwickelungen herbei. Er mischte sich stets in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten durch ungebetene Rathschläge, reizte damit die berechtigte Empfindlichkeit der betreffenden Regierungen und zog entweder England und seinen Schützlingen Niederlagen zu, oder suchte seine Sache durch brutales Auftreten durchzusetzen, letzteres in der Pacificofrage, ersteres als er die sicilianischen Insurgenten, denen er Hilfe versprochen, im Stich ließ. Die Königin war nicht gesonnen, sich dies Benehmen gefallen zu lassen. In einer ausführlichen Unterhaltung (Februar 1850) legte Prinz Albert Lord Clarendon die demüthigende Stellung dar, in welche Palmerston die Königin vor den Augen aller Welt bringe, Jedermann wisse, daß sie mißbillige, was er in ihrem Namen thue, die anderen Souveräne beklagten und beschwerten sich und sie sei doch

*) vgl. III. Lord Palmerston.

außer Stande dies zu hindern, was für sie unaussprechlich kränkend und erniedrigend sei. Der Prinz betonte, daß er die constitutionelle Stellung des Souveräns sehr wohl kenne und wisse, daß die Regierung die Politik ausführen müsse, welche die Nation wünsche und billige, aber die Nation mißbillige Palmerstons Verfahren, seine Collegen thäten dasselbe und litten doch durch ihr schwächliches Nachgeben, daß er dem Souverän, der Regierung und öffentlichen Meinung Trotz biete. Die Königin finde bei Russell keine Unterstützung und Abhilfe, persönliche Vorstellungen hätten nichts geholfen, er habe Palmerston entgegenkommend und freundlich gefunden, aber es sei unmöglich ihn auf einen andern Weg zu bringen und sich auf das zu verlassen, was er sage oder zu thun verspreche. Nachdem die Königin nun sah, daß bloße Beschwerden vergeblich seien, sandte sie am 12. August 1850 an den Premier Lord John Russell ein Memorandum, in welchem sie genau darlegte, was sie von dem auswärtigen Minister verlange. Sie kenne, bemerkte der Prinz Palmerston mündlich, ihre constitutionelle Pflicht zu wohl, um nicht ihre persönlichen Ansichten denen ihrer Regierung unterzuordnen und dann für dieselben einzustehen; sie wisse, daß sie mit ihren Ministern ins Treffen gehe und die Streiche mit auszuhalten habe, welche gegen Erstere gerichtet seien. Sie habe aber ein Recht, dafür zu erwarten, daß, bevor eine bestimmte Politik beschlossen oder ihrer Sanction unterbreitet werde, sie in den vollständigen Besitz aller in Betracht kommenden Thatsachen und Beweggründe gesetzt werde, während sie jetzt fast nie eine Sache intact finde, kaum eine Frage, in der die Regierung nicht schon gebunden sei und ihr die Thatsachen nur sehr unvollständig mitgetheilt würden. Sie verlange ferner, daß, wenn sie ihre Zustimmung zu einer Maßregel gegeben habe, die Politik nicht willkürlich verändert werde, ihr keine Schritte verhehlt würden und ihr Name nicht

ohne ihre Sanction gebraucht werde. Palmerston versprach, diesen Forderungen nachzukommen, that es aber nicht. Bei dem Besuch Kossuths (Ende 1851) hatte er sich dem Beschluß des Cabinets, denselben nicht zu empfangen, unterworfen; nahm aber statt dessen eine Adresse der englischen Radicalen entgegen, welche ihm für seine Bemühungen um die Befreiung des erlauchten Patrioten und Verbannten dankte und die Kaiser von Oesterreich und Rußland „abscheuliche, verabscheuungswürdige Mörder, unbarmherzige Despoten und Tyrannen“ nannte. Er bemerkte zwar, man könnte nicht erwarten, daß er in einige der gebrauchten Ausdrücke einstimme, erklärte sich übrigens aber durch die Adresse persönlich sehr geschmeichelt und lebhaft befriedigt. Dies rücksichtslose Benehmen gegen zwei Souveräne, mit denen England in freundschaftlichen Beziehungen stand, erregte natürlich das größte Aufsehen; es kränkte die Königin tief und sie beklagte sich energisch. Palmerston antwortete mit der Ausflucht, das Wohlwollen des Kaisers von Oesterreich möge durch seinen Mangel an Zurückhaltung vielleicht verloren gehen, aber nicht die Neigung des englischen Volkes; worauf die treffende Erwiderung lautete: „Es kommt für die Königin nicht darauf an, ob sie dem Kaiser von Oesterreich gefällt oder nicht, sondern ob sie ihm gerechten Grund zur Klage giebt, und sie kann niemals glauben, daß, wenn sie dies thut, sie dadurch an Popularität bei ihrem eigenen Volke gewinnt.“

Unmittelbar auf diesen Vorfall folgte das Ereigniß, welches zu Palmerstons Sturz führte: auf die erste Nachricht vom Pariser Staatsstreich war zwischen der Königin und ihren Ministern vereinbart, daß die Regierung sich dem Ereigniß gegenüber durchaus abwartend verhalten solle, als im Widerspruch damit der Minister dem französischen Botschafter seine volle Billigung des Geschehenen aussprach, erfolgte seine Entlassung. Dieselbe ging nicht von der Königin aus, welche sich

vielmehr auf Stockmars weisen Rath zunächst abwartend verhielt, weil selbst Russell dies zu stark sein würde. So war es in der That, die Geduld Russells war erschöpft und er beantragte die Entlassung, bei der Gelegenheit wurde im Unterhause das Memorandum der Königin verlesen, welches allerseits so unangreifbar richtig befunden ward, daß Palmerston verurtheilt schweigen mußte.

VI.

Mit großer Sorge sah der Prinz die orientalische Verwickelung heraufziehen, indem die öffentliche Meinung Krieg gegen Rußland forderte und die englischen Staatsmänner die Frage keineswegs mit der nöthigen Festigkeit und Weite des Blickes behandelten. „Aberdeen," schreibt er Stockmar, „hat ganz Recht, daß wir unsere Feinde als ehrenhafte Männer behandeln und ehrenhaft gegen sie handeln müssen; aber das ist kein Grund, anzunehmen, daß sie dies wirklich sind; und das thut er und behauptet, er habe darin Recht." In einem „Memorandum für die Erwägung des Cabinets" vom 21. October 1853 legt er die Natur der Verwickelung und Englands Stellung zu derselben mit bewunderungswürdiger Klarheit dar. Nachdem er die einzelnen Stadien kurz recapitulirt, sagt er: „Wir haben bisher für die Türkei gegen Rußland Partei genommen. Die Gründe, die uns hierbei leiteten, waren: 1) daß wir die erstere im Recht, das letztere im Unrecht fanden und nicht ohne Unwillen dem vom Zaun gebrochenen Versuch einer starken Macht, eine schwache zu unterdrücken, zusehen konnten. 2) Wir fühlten die überwiegende Wichtigkeit, nicht zu erlauben, daß Rußland unter der Hand oder in gesetzlicher Form eine Macht über die Türkei erhalte, die es nicht durch offene Eroberung zu suchen wagte. 3) Wir wünschten dringend, den europäischen Frieden zu bewahren,

der nothwendigerweise durch offene Feindseligkeiten zwischen der Pforte und Rußland gefährdet werden müßte. — Diese Gründe sind gerecht und lobenswerth und sollten noch für unser Verfahren maßgebend sein. Indeß durch den Befehl an unsere Flotte, das türkische Gebiet zu beschützen, und die türkische Kriegserklärung ist der dritte und für unsere Politik vielleicht wichtigste Punkt entschieden gefährdet. Wenn wir den Türken thätig zu Hilfe kommen, müssen wir auch ganz sicher sein, daß sie kein Ziel verfolgen, das unseren Pflichten und Interessen widerspricht; daß sie nicht zum Kriege drängen, während wir den Frieden bewahren wollen; daß sie nicht, statt einfach den Versuch Rußlands zurückzuweisen, eine Schutzherrschaft über die Griechen zu erhalten, welche mit ihrer Unabhängkeit unvereinbar ist, selbst suchen, die Macht zu gewinnen, den 12 Millionen Christen ein noch drückenderes Joch der 2 Millionen fanatischer Muselmänner aufzuzwingen. — Wollen wir daher mit unserer Macht auch nur defensiv den Türken zu Hilfe kommen, so müssen wir darauf bestehen, nicht nur die Leitung der Verhandlungen, sondern auch Krieg und Frieden in unserer Hand zu behalten. Man sagt, daß England und Europa, von allen türkischen Rücksichten abgesehen, ein starkes Interesse haben, Konstantinopel und das Gebiet der Pforte nicht in russische Hände fallen zu lassen und, um einen solchen Umsturz des europäischen Gleichgewichtes zu verhindern, im letzten Falle auch Krieg führen müssen. Das muß zugegeben werden, und ein solcher Krieg mag gerecht und weise sein. Aber das würde ein Krieg sein, nicht für die Behauptung der Integrität des ottomanischen Reiches, sondern allein für die Interessen der europäischen Civilisation. Er müßte geführt werden, ohne sich gegen die Pforte zu binden und würde wahrscheinlich dazu führen, Zustände herzustellen, die mehr mit dem wohl verstandenen Interesse Europas, des Christen-

thums, der Freiheit und Civilisation verträglich wären, als die Wiederherstellung der unwissenden, barbarischen und despotischen Herrschaft des Islam über den fruchtbarsten und begünstigtsten Theil Europas."

Lord Aberdeen stimmte dem ganz zu; aber handelte nicht danach und ließ sich immer wieder zu Aeußerungen gegen den russischen Botschafter herbei, welche dieser als Beweis unüberwindlichen Widerstrebens gegen eine active Politik Englands auffaßte. Auch bei Lord Clarendon war trotz der Unterredungen Sir H. Seymours mit Kaiser Nikolaus und trotz des Auftretens Menschikows in Konstantinopel das Vertrauen auf die Loyalität des Czaren noch unerschüttert, weil er eben den Frieden wünschte; selbst als Rußland die Donaufürstenthümer besetzte, hielt man den Glauben fest, die Krisis werde sich auf diplomatischem Wege lösen lassen. Aber unter der Leitung Lord Stratfords, des einzigen Mannes, der eine feste Politik verfolgte und in London von Palmerston gestützt ward, verwarf die Pforte, die unklaren Vermittelungsvorschläge und Graf Nesselrode, von dem Prinz Albert sagte: s'il parle il est perdu", rechtfertigte dies durch eine zweideutig gehaltene Note, welche thatsächlich alle Ansprüche Rußlands aufrecht hielt. So konnte der Versuch des Kaiser Nikolaus, der sich in einem eigenhändigen Schreiben an die Königin wandte, und sie bat „de juger entre lui et le gouvernement Anglais" keinen Erfolg haben. Wenn aber schon damals die Lage so war, daß Lord Clarendon das nicht sehr schmeichelhafte Geständniß ablegen mußte „wo are drifting into war", so erhielt die kriegerische Stimmung vollends das Uebergewicht durch die Zerstörung der türkischrn Flotte bei Sinope, Lord John Russell ihr folgend, beschuldigte die russische Regierung des Treubruchs und als dieselbe zur Antwort auf geheime Abmachungen mit England hinwies, veröffentlichte das Ausw. Amt, um dies zu

widerlegen, die Depeschen von Sir H. Seymour. Damit wurde der Bruch unheilbar, die englisch-französische Allianz ward geschlossen, am 27. März 1854 der Krieg erklärt.

VII.

In diese Zeit fällt ein Angriff auf Prinz Albert, der boshaft geplant, nur diente seine Stellung zu verstärken. Lord Palmerston wußte sehr wohl, daß er ihm seine Entlassung nach dem Staatsstreich verdankte und als er während der Schwankungen im Spätjahr 1853 unter einem Vorwand auf kurze Zeit aus dem Ministerium trat, um gegen dessen Mangel an Energie zu protestiren, benutzte er seine Freiheit, um einen Preßfeldzug gegen den Prinzen in Scene zu setzen. Derselbe wurde unberechtigter Einmischungen in die Regierungsgeschäfte und antienglischer Intrigen mit den deutschen Höfen beschuldigt. Die Schwäche Aberdeens, die der Prinz so lebhaft beklagte, wurde ihm zur Last gelegt und so die über die Zögerungen des Ministeriums erbitterte öffentliche Meinung gegen ihn erregt, man ging so weit, der Königin anheimzugeben, das Parlament allein zu eröffnen, da der Prinz vor Beleidigungen des Pöbels nicht sicher sei. Derselbe benahm sich vortrefflich in dieser Lage, er ritt am Morgen vor der Eröffnung des Parlaments allein spazieren, um zu zeigen, daß er sich nicht fürchte. Dies wirkte, und als er am Nachmittag an der Seite der Königin nach Westminster fuhr, wurden beide lebhaft von der Menge begrüßt. Lord Aberdeen und Lord J. Russell traten in beiden Häusern mit Entschiedenheit gegen die Verleumdungen der radicalen Presse auf, letzterer nahm grundsätzlich das Recht für den Prinzen in Anspruch, der erste politische Rathgeber der Königin zu sein, die Opposition stimmte durch Lord Derby und Walpole den Ministern in allem bei,

was sie zum Lobe des Prinzen gesagt, und so war der Ausgang ein sehr günstiger für ihn wie für die Stellung der Krone überhaupt. Die Königin, welche selbstverständlich tief darunter gelitten hatte, daß ihrem Gemahl so schlecht für seine unablässige Arbeit gedankt war und welche die gegen ihn gerichteten Pfeile als gegen sich selbst bestimmt empfunden hatte, schrieb Stockmar am 15. April: „Die niedrige Verleumdung, die unser getäuschtes Volk zu verblenden suchte, verschwand von der Stunde, wo das Parlament von ihr gesprochen und dies zeigt, wie sie ins Werk gesetzt und wie wenig Wurzel sie hatte.“ Aberdeen hatte Recht, als er dem Prinzen schrieb, daß nach der Zerstörung dieses Gebäudes von Lüge und Entstellung sicher ein großer Rückschlag folgen werde, der im Verhältniß zu der Ungerechtigkeit des Angriffs stehen werde. Die Stellung und Thätigkeit des Prinzen ward nicht wieder angetastet, nur vorübergehend flackerte noch einmal im December 1854 die thörichte Eifersucht auf fremden Einfluß auf, in dem Roebuckschen Untersuchungs-Comité über die Kriegführung. Palmerston selbst gab ihm die glänzendste Genugthuung, als er Premierminister geworden und in fortdauernden Verkehr mit dem Prinzen trat. Von einem Besuche in Paris 1855 zurückkehrend, sagte er einem Freunde: „Wir haben einen weit größeren und außerordentlicheren Mann zu Hause (als der Kaiser Napoleon ist); der Prinz-Gemahl würde es nicht für recht halten, einen Thron in der Weise zu gewinnen, wie es der Kaiser gethan, aber was gesundes Urtheil, tiefe Einsicht und die höchsten Eigenschaften des Geistes überhaupt betrifft, ist er dem Kaiser sehr überlegen. Bis meine jetzige Stellung mir so oft Gelegenheit gab, ihn zu sehen, hatte ich keinen Begriff davon, daß er so hoch begabt sei und wie glücklich es für das Land ist, daß die Königin einen solchen Prinzen geheirathet hat.“

VIII.

Nachdem England und Frankreich Verbündete geworden, wünschte Napoleon in persönliche Verbindung mit dem Prinzen zu treten und lud ihn zu einem Besuch im Lager von Boulogne ein, der sehr befriedigend verlief. Prinz Albert fand den Kaiser entgegenkommend, bescheiden, aber wenig in Geschichte und Politik unterrichtet, mit Ausnahme der napoleonischen; treffende Bemerkungen wechselten mit sehr oberflächlichen, er bewunderte die englische Verfassung, ohne viel von ihr zu kennen, und war erstaunt zu hören, daß die Königin alle Depeschen lese, er begnüge sich mit Auszügen aus denselben, habe aber an wichtigen Orten Vertrauenspersonen, welche ihm unmittelbar berichteten. Nicht weniger unkundig war er der englischen Finanzen und sehr verwundert zu hören, daß man es unternommen die Steuern um 15 Mill. £. zu erhöhen, um die Kriegskosten ohne Anleihen zu bestreiten. Die Brottaxe erklärte er für Frankreich nothwendig, da das Volk unregierbar werde, wenn das Brot theuer sei, obwohl dies der Stadt Paris im letzten Jahre 16 Mill. Frcs. gekostet habe. Die Bemerkungen des Prinzen über das thörichte Streben der Franzosen nach Gleichheit, die mit wahrer Freiheit unvereinbar sei, und die verderblichen Lehren des Rousseauschen Gesellschaftsvertrags, schienen Eindruck auf ihn zu machen, aber er meinte, Schriftsteller übten in Frankreich überhaupt nur sehr geringen Einfluß, das Einzige, was das Volk kenne, sei der Name Napoleon. Frühere Regierungen hätten gesucht mit Unterstützung der einen Million Gebildeter zu regieren, er versuche es mit den andern neunundzwanzig. Was die Armee betraf, so gab er zu, daß der Krieg ihn impourvu gefunden habe und das ganze Material zu erneuern sei: die Truppen

sollten in Lagern abgehärtet werden; sehr viel gab er auf die von ihm eingeführten artilleristischen Neuerungen, räumte dagegen bescheiden ein, daß er im Commando unerfahren sei. Hinsichtlich Deutschlands theilte er die Furcht aller Franzosen vor seiner Einheit und sprach für die Trias, deren Unmöglichkeit Prinz Albert ihm überzeugend darlegte, indem Preußen nie von dem übrigen Deutschland zu trennen sei; offen aber bekannte er, daß die Befreiung der Lombardei von der österreichischen Mißregierung und die Herstellung Polens sein sehnlicher Wunsch sei; die schleswig-holsteinische Frage war ihm zu verwickelt, um sich eingehender um sie zu bekümmern, und er war sehr erstaunt vom Prinzen zu hören, daß durch den Londoner Vertrag von 1852 England und Frankreich nur Rußlands Geschäfte gemacht hätten.

Die Zusammenkunft war von großer politischer Wichtigkeit, denn sie befestigte das Bündniß der Westmächte, sie gab dem Kaiser die höchste Meinung von dem Prinzen, den er „une des intelligences les plus supérieures de l'époque“ nannte; er warf seinem Botschafter in London vor, daß er ihm nicht genug von demselben gesprochen und ihn nicht in stand gesetzt, den Einfluß richtig zu schätzen, den er im Rathe Englands übe. Der Königin schrieb er später: „Lorsqu'on a su apprécier les connaissances variées et le jugement élevé du Prince, on revient d'auprès de lui plus instruit et plus apte à faire le bien.“

Während so politisch beide Regierungen fest vereint waren, gingen die Dinge auf dem Kriegsschauplatz wenig nach Wunsch, der Kaiser Napoleon hatte schon im Frühling in London einen Plan mitgetheilt Sebastopol anzugreifen und dies war englischerseits, auch von Prinz Albert gebilligt, weil, wie er dem Grafen Vitzthum sagte, von dort die Russen Constantinopel fortwährend bedrohten, und ihre Macht im Osten sich auf

Sebastopol stütze, weßhalb es zerstört werden müsse. Die Folge zeigte, daß dies ein Irrthum war, indem man durch die Belagerung der Festung die ganze Kriegsführung festlegte und schließlich mit der Einnahme trotz aller ungeheuren Opfer wenig erreichte, während der wirklich verwundbare Punkt Rußlands im Süden der Kaukasus war, dessen Stämme nur auf das Zeichen zum Aufstand warteten. Aber auch die Operationen vor Sebastopol brachten große Enttäuschungen, namentlich für England. Auf Betrieb des Prinzen war im Sommer 1853 ein Lager bei Cobham gebildet, um Truppen der einzelnen Garnisonen zu Feldübungen zusammenzuziehen, woraus später das Lager von Aldershot erwuchs; aber die englische Armee war ihrer Aufgabe im Kriege nicht gewachsen, der tapfere aber unüberlegte Angriff Lord Cardigans bei Balaclava kostete ihr den besten Theil ihrer Cavallerie, die Infanterie schlug sich heldenmüthig gegen eine ungeheure Uebermacht bei Inkerman, so daß ein Augenzeuge, General Canrobert, später dem Grafen Vitzthum sagte: „l'infanterie anglaise est la première du monde", aber ihre Reihen wurden furchtbar gelichtet und immer neue russische Massen, freigemacht durch Oesterreichs Besetzung der Donaufürstenthümer, langten in Sebastopol an, es handelte sich, wie man bald sehen mußte, um eine langwierige Belagerung, und hierfür war es nothwendig, möglichst rasch Verstärkungen zu senden; der Prinz drang in einem Schreiben an Lord Aberdeen darauf, daß hierfür sofort energische Schritte geschähen, und legte einen Plan dafür an; aber das Cabinet konnte zu keinem Entschluß kommen und erst Ende des Jahres wurden seine Vorschläge angenommen, wonach Milizen nach den Mittelmeer-Stationen gesandt wurden, um die Garnisonen für die Krim verfügbar zu machen, und eine Fremdenlegion gebildet ward. Zu den Trauerbotschaften über die großen Verluste, welche die englische Armee auf 10,000 Mann herab-

gebracht hatten, kamen bald die der Noth, welche die Truppen, die im schlimmsten Winterwetter vor Sebastopel liegend, durch schlechte Verpflegung und Mangel an Organisation litten.*) Auch hier war Prinz Albert rastlos thätig Abhilfe zu schaffen, stieß aber wiederum auf die Schwierigkeiten des Schlendrians, bis ein großer Sturm des Unwillens im Volke losbrach, unter dem, nach Eröffnung des Parlaments, das die Stimmung des Landes getreulich abspiegelte, das Ministerium Aberdeen fiel und Lord Palmerston an die Spitze einer neuen Verwaltung trat. Prinz Albert war trotz seiner Abneigung gegen denselben zu sehr Patriot, um nicht zu erkennen, daß Palmerston, zumal er mit Napoleon gut stand, der Mann des Augenblicks geworden, und unterstützte ihn rückhaltslos. Rasch wurde nun Wandel in den schlechten Zuständen geschaffen, die Verpflegung gut organisirt und im Frühjahr standen wieder 30,000 Mann unter Lord Raglans Fahnen. Die französische Allianz war durch den Besuch des kaiserlichen Paares in England im April 1855 noch gestärkt, aber die Belagerung machte wenig Fortschritte und die Verhandlungen der Wiener Conferenz

*) Graf Vitzthum erzählt folgendes über die Verwirrung, die im Kriegs-Departement herrschte: „Es geht die Meldung ein, daß die Truppen Handschuhe brauchen. Der Staatssecretär des Krieges, Herzog von Newcastle, befiehlt sofort, 40000 Paare abzusenden. Der Kriegssecretär, Sidney Herbert, erfährt nichts von dieser Sendung und läßt gleichzeitig 50,000 Paare abgehen. Die 90,000 Paar Handschuhe kommen glücklich an, werden vertheilt, und es zeigt sich, daß sie durchaus unbrauchbar sind. Raglan bittet dringend um Winterkleider für seine Truppen, sowie um Arzneimittel und Charpie. Ein ganzes Schiff wird damit befrachtet, es trifft auch wirklich in Balaclava ein, kehrt aber mit seiner vollen Ladung wieder nach England zurück, weil sich Niemand gefunden, dieselbe in Empfang zu nehmen. So werden Hunderttausende vergeudet, und die Armee friert und verhungert.“ (I S. 160.)

blieben ohne Ergebniß; am 18. Juni mißlang der Sturm auf den Redan, das Parlament erschöpfte sich in unfruchtbaren Streitigkeiten, Lord Russells schwache Haltung in Wien ward so lebhaft getadelt, daß nur durch seinen Rücktritt eine neue Ministerkrisis vermieden ward, und als endlich der Malakoff von den Franzosen genommen ward, mußte General Simpson melden: „Der Sturm der Engländer auf den Redan ist nicht gelungen;" Ende November fiel das von General Williams so tapfer vertheidigte Kars. Napoleon hatte im September die Frage der Wiederherstellung Polens in London zur Sprache bringen lassen, Clarendon war nicht darauf eingegangen; am 22. November richtete der Kaiser an die Königin ein Schreiben, in welchem er thatsächlich die Wahl zwischen einer Umwälzung der europäischen Karte und dem Frieden stellte, auf Bedingungen, über die er sich bereits mit Oesterreich geeinigt hatte. Die englische Regierung befand sich dem gegenüber in einer schwierigen Lage, welche die Königin in ihrer Antwort, der Prinz in einem Briefe an den König der Belgier, der stets zum Frieden drängte, darlegte; in England war der Krieg populärer als je, aber das nationale Ehrgefühl war unbefriedigt durch die Rolle, welche die Armee vor Sebastopol gespielt, und die geringen Erfolge, die in der Ostsee erzielt waren; man hatte jetzt ein tüchtiges Heer, gewaltige Vorbereitungen für den Feldzug des nächsten Jahres wurden gemacht und man hoffte auf die Zerstörung Kronstadts. Krone und Ministerium konnten nicht nach persönlichen Eingebungen und dynastischen Interessen handeln, wie Napoleon, aber da man es nicht auf einen Bruch mit dem Kaiser ankommen lassen konnte, so war man darauf beschränkt, die Vorschläge zu einem Ultimatum an Rußland zu erweitern und bestimmter zu fassen. Man glaubte nicht an die Annahme desselben in Petersburg und hatte, nachdem sie erfolgt war, einen schweren Stand auf dem Pariser Congreß,

wo der Kaiser, von Rußland umschmeichelt und durch Graf Orloffs freimüthiges Eingeständniß der eigenen Fehler gewonnen, nur zu geneigt war, im Einzelnen nachzugeben, gleichwohl bot der Kaiser, der immer noch fest an dem Bündniß hielt, den einzigen Halt für England, das übrigens isolirt stand, und so waren die Königin und der Prinz die ersten, welche sich dafür aussprachen, daß Paris der Sitz der Friedensverhandlungen sein müsse. Entschieden war Prinz Albert gegen die Zulassung Preußens zu denselben, und erst als alle wesentlichen Punkte festgestellt waren, wurden dessen Bevollmächtigte eingeladen an den weiteren Berathungen theilzunehmen. Wie die Dinge lagen, mußte England sich mit dem Erreichbaren begnügen; thatsächlich stand es bei Abschluß des Friedens ganz so, wie der Prinz im Herbst an König Leopold schrieb: „Jedenfalls ist das Ziel, das wir uns vorgesteckt haben, noch nicht vollständig erreicht und bis zu diesem Augenblick habe ich nicht gesehen und bin nicht im stande die leiseste Andeutung dafür zu entdecken, daß Rußland seine Absicht aufgegeben den Orient zu beherrschen.“ Lord Clarendon, der den Frieden unterzeichnete, hatte dasselbe Gefühl, indem er sagte: „nous avons fait une paix, mais pas la paix.“

IX.

Während die Politik und der Krieg die Thätigkeit des Prinzen vor allem in Anspruch nahmen, vernachlässigte er doch andere Interessen nicht, wie eine Reihe von Reden bei Grundsteinlegung oder Eröffnung wohlthätiger, gemeinnützlicher und künstlerischer Anstalten aus diesen wie den folgenden Jahren zeigen. Im Laufe der zwanzig Jahre seines englischen Lebens hat er eine Reihe bemerkenswerther Bauwerke geschaffen. Osborne auf der Insel Wight ist sein Werk; 1855 wurde

Balmoral, das schöne Sommerschloß in den Hochlanden eingeweiht, 1856 der große Ball- und Concertsaal im Buckinghampalaste eröffnet, da die vorhandenen Räume längst nicht mehr ausreichten die Zahl der Einzuladenden zu fassen. Die Kunstschätze Windsors wurden geordnet und erweitert, der Prinz ließ alle in der Welt verstreuten Handzeichnungen Raphaels photographiren, legte eine umfassende Sammlung von Kupferstichen und Radirungen an und wußte mehrere hundert Miniaturen zusammenzubringen. Aber nicht bloß für den Hof, sondern auch für das Volk sorgte der Prinz, der Krystall-Palast von Sydenham, Victoria Park, das große Militärhospital am Chelsea, namentlich das zu großer Blüthe gediehene South-Kensington-Museum, welches das Kunstgewerbe so mächtig in England gefördert hat und die erst mehrere Jahre nach seinem Tode eröffnete Royal Albert-Hall sind sämmtlich Schöpfungen seiner kunstsinnigen Fürsorge. Sein Briefwechsel war so umfassend, daß er oft nicht wußte, woher die Zeit dafür zu nehmen; so hatte der junge König von Portugal, Don Pedro, während seiner Besuche eine solche Zuneigung zu Prinz Albert gefaßt, daß er nichts ohne dessen Rath that und ihm fast täglich schrieb. Die meisterhafte Rede, mit der der Prinz 1860 den internationalen statistischen Congreß eröffnete, machte auf die Versammlung den tiefsten Eindruck.

Seine beste Erholung fand der Prinz in seiner Familie, dieselbe hatte sich vergrößert, die Kinder wuchsen heran, aber wie in früheren Jahren, so finden wir auch bis zu Ende seines Lebens nichts, was den Einklang ungetrübten häuslichen Glückes auch nur vorübergehend störte. Innige Liebe verbindet die Gatten wie Eltern und Kinder untereinander, jeder Erfolg, jede Anerkennung des Prinzen wird von der Königin als ihre eigene Ehre gefeiert und glücklich ist sie, als sie 1857 dem geliebten Manne durch den Titel Prince-Consort

seine richtige officielle Stellung geben kann. Und wie wird diese Neigung vom Prinzen erwidert, der keinen Tag von seiner Gemahlin getrennt sein kann, ohne ihr über Alles die genaueste Rechenschaft zu geben!

Das wichtigste Ereigniß in dem wachsenden Familienkreise war die Verlobung und Vermählung der Prinzeß Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, heutigem Kronprinzen des Deutschen Reiches. So glücklich beide Eltern über die Verbindung waren, welche trotz eines giftigen Artikels der „Times", rasch sehr populär ward, so mußte ihnen doch die Trennung von der in erster Jugendblüthe stehenden Tochter schwer werden. „Mein Herz war schwer," schreibt der Prinz derselben am Tage nach ihrer Abreise, „als Du gestern die Stirn an meine Brust lehntest, um Deinen Thränen freien Lauf zu lassen. Ich bin nicht demonstrativ in meinem Wesen, Du kannst daher kaum wissen, wie theuer Du mir stets gewesen bist und was für eine Lücke Du in meiner Seele zurückgelassen hast: doch nein, nicht in meinem Herzen, denn darin wirst Du sicherlich auch in Zukunft wohnen, wie Du es bisher gethan, sondern in meinem täglichen Leben, das mein Herz immerdar an Deine Abwesenheit erinnert."

Mit der lebhaftesten Spannung und Freude begleiteten die Eltern die Fortschritte des jungen Paares, ein eifriger Briefwechsel hielt sie von Allem, was demselben begegnete, unterrichtet und die Briefe des Prinzen zeigen, wie unablässig er bemüht ist, die junge Frau gut zu berathen. „Du hast jetzt Dein neues Heim erreicht," schreibt er am 11. Februar, „und bist von allen Seiten mit der größten Freundschaft und Herzlichkeit bewillkommnet worden. Dies freundliche und vertrauensvolle Entgegenkommen eines ganzen Volkes einer völlig Fremden gegenüber muß in Dir den Entschluß erzeugt und befestigt haben, Dich solcher Gefühle in jeder Weise würdig

zu erzeigen und sie durch den festen Entschluß zu erwidern und zu lohnen, daß Du Deine ganze Lebenskraft diesem Volk Deiner neuen Heimath widmen willst.“ Einen noch festeren Ton schlägt ein Brief am 17. Februar an. „Deine Festzeit, die Tage Deiner Flitterwochen gehen heute zu Ende und ich erlaube mir, Dir dazu Glück zu wünschen, so gefühllos dies auch klingen mag. Ich ersehne jetzt für Dich die nöthige Zeit und Ruhe, um die vielen Eindrücke zu bewältigen, welche Du empfangen hast und welche sonst gleich einem wilden Traum zuerst berauschen und dann betäuben, nur eine dumpfe, empfindungslose Erschöpfung zurücklassend. Deine Anstrengungen und die an Dich gestellten Ansprüche sind ganz gewaltig gewesen, Du hast Dein Bestes gethan und hast die Herzen Aller, oder was man die Herzen zu nennen pflegt, gewonnen. Der Natur der Sache nach müssen wir jetzt eine kleine Reaction erwarten. Das Publicum wird, gerade weil es bis jetzt entzückt und begeistert war, nun peinlich kritisch werden und Dich anatomisch zerlegen. Dies muß im Auge gehalten werden, obgleich es Dir keine Unruhe zu bereiten braucht, denn Du bist Deiner natürlichen Neigung gefolgt und hast nichts äußerlich „affichirt“, was der Wahrheit Deiner inneren Natur nicht entspräche. Nur der, welcher der Welt ein künstliches Wesen zeigt, muß fürchten, entlarvt zu werden.“

Mehr zwischen als in den Zeilen des Martinschen Buches läßt sich lesen, daß die junge Fürstin trotz ihres häuslichen Glückes in dem neuen Kreise mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die ihr wohl Seufzer des Heimwehs entlockten. Auf eine Aeußerung dieser Art scheint der folgende Brief des Prinzen vom 28. April zu gehen: „Was Du jetzt durchlebst, beobachtest und thust, das sind die wichtigsten Erfahrungen, Eindrücke und Handlungen Deines Lebens, denn es sind die ersten eines unabhängigen und nur sich selbst verantwortlichen

Lebens; daß neben und in naher Nachbarschaft mit Deinem wahren und beruhigenden Glück mit unserem lieben Fritz Dein Lebenspfad kein völlig ebener ist, betrachte ich als einen höchst günstigen Umstand für Dich, da derselbe Dich nöthigt, Deine Geisteskräfte anzuwenden und zu stärken. Nur halte strenge Wache über Dich und laß Dich nicht zur Billigung dessen verleiten, was die Vernunft, solange es Dir fremd gewesen, weder als gut noch als zweckmäßig anerkennen konnte. Darin besteht der Unterschied zwischen einer schwachen und einer starken Seele, daß, während jene sich zum Sclaven der Umstände machen läßt, die letztere sich ihnen aus Vernunftgründen anpaßt und ihr Urtheil unbefangen erhält. — Ich freue mich herzlich, aus Deinem Brief vom 24. zu erfahren, daß Du ernsthaft über Dein Budget nachdenkst und ich werde es mit Vergnügen durchsehen, wenn Du es mir schickst; es ist dies die einzige Art, sich selbst eine deutliche Vorstellung davon zu machen, wie viel man hat, wie viel man ausgiebt und wie viel man ausgeben sollte. Da es ein Geschäft ist, in welchem ich eine reiche Erfahrung erworben habe, will ich Dir eine Regel zu Deiner Leitung darin geben, es ist die, eine gewisse Summe bei Seite zu setzen: pour l'imprévu. Dieser Herr ist der kostspieligste Gast im Leben und es wird sehr kahl um uns aussehen, wenn wir ihm nichts vorzusetzen haben."

Neben diesem fortwährenden Austausch aber wurden bald Pläne zum Wiedersehen gemacht und ausgeführt, in Potsdam wie in Coburg begegneten sich Eltern mit Tochter und Schwiegersohn, zwischen denen bereits die ersten Sprossen neuen Familienglückes ausgeschlagen waren. Diese Besuche brachten denn auch ein Wiedersehen mit dem alten Freunde Stockmar, der sich seit 1857 die Reise nach England nicht mehr zumuthen durfte.

Brieflich blieb der edle und tüchtige alte Mann der treue

Berather des Prinzen bis zu dessen Ende, und dieser stattete ihm genauen Bericht ab über alle großen und kleinen Ereignisse seines Lebens.

X.

Die Zeit vom Friedensschluß bis Mitte 1857 verging ziemlich ruhig; der von Palmerston wegen der Besetzung Herats mit Persien höchst unverständig begonnene Krieg war durch den Pariser Frieden beendet, der Prinz konnte sich ungestört seinen Bemühungen für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse hingeben. Arbeiterwohnungen wurden gegründet, Erholungslocale eingerichtet, welche Stätten gesunder und sittlicher Erfrischung boten; die Lastträger und Auflader des Londoner Hafens entzog der Prinz dem Elend durch die Abschaffung des Truck-Systems, das dort noch herrschte; allen Leidenden stand sein warmes Herz und sein klarer Kopf zu Gebote. Besonderes Interesse verwandte er auf die im Frühling 1857 eröffnete Ausstellung aller in England vorhandenen Kunstschätze in Manchester und auf eine verbesserte Anordnung der Galerien und Museen Londons. Aber schon im Frühsommer kamen die ersten düsteren Nachrichten von dem drohenden Aufstand aus Indien. Der Prinz und die Königin hatten aufs äußerste das Verlangen bekämpft, das sich im Parlament kund gab, die während des Krimkrieges mühsam aufgebaute Militärmacht Englands sofort wieder so zu reduciren, daß keine Hilfsquellen für unvorhergesehene Fälle blieben. Lord Palmerston hatte wohl ein Gefühl, daß dieser Widerstand richtig, und mahnte das Parlament, daß für ein großes und reiches Land es das schlechteste Mittel den Frieden zu bewahren sei, wenn man es der Vertheidigungsmittel beraube; aber er hatte nicht den Muth, sich entschlossen der Strömung entgegenzustellen,

welche vor allem Verringerung der Ausgaben und Herabsetzung der Einkommensteuer forderte und stimmte einer Reduction zu, die er wenige Monate darauf bitter bereuen mußte. „If we had not reduced in such a hurry this spring, we should now have all the men wanted“ schrieb die Königin mit Recht ihrem Minister, als die ersten Unglücksnachrichten kamen; aber auch dann konnte sich das Ministerium nicht zu den Entschlüssen aufraffen, welche die Lage forderte; es leugnete die Größe der Gefahr und begnügte sich damit, langsam kleine Truppenabtheilungen nach Indien zu senden. Der Prinz, welcher sofort die Gefahr erkannte, war durchaus nicht einverstanden mit diesem „Schritt vor Schritt Verfahren“, seine Energie rüttelte die Minister aus ihrer unberechtigten Sorglosigkeit auf, alle verfügbaren Truppen wurden nach Indien geworfen, die fähigen Generale Sir Colin Campbell und Havelock mit der Führung betraut. Unter ihnen erfocht die zähe Tapferkeit der britischen Truppen gegen eine ungeheure Mehrzahl Siege, welche des größten Ruhmes würdig waren, erst damals wurde Indien wirklich erobert.*) Aber der Prinz erkannte, daß es nicht genügte, die Gefahr des Augenblicks abzuwenden; das System, ein solches Reich durch die ostindische Gesellschaft mit daneben laufenden mangelhaft abgegrenzten Befugnissen des Ministeriums zu regieren, hatte sich vollständig überlebt, eine einheitliche Armee und Regierung mußte geschaffen werden. Die Königin richtete ein energisches Schreiben an das Ministerium, in dem sie forderte: 1) daß Indien nicht wieder ohne hinreichende europäische Armee gelassen werde,

*) Sehr schön ist der Brief der Königin, in welchem sie Campbell nach der Einnahme Luknows für seine Heldenthaten lobt, die sie mit der Peerswürde belohnte, und ihn sanft tadelt, daß er sein kostbares Leben zu sehr aussetze (Martin IV S. 148).

2) daß die europäische Armee Indiens unmittelbar unter die Krone gestellt werde. Beides wurde nach harten Kämpfen durchgesetzt. Bereits im Herbst 1857 hatte Palmerston den Entwurf einer neuen Ordnung der Dinge gemacht, durch welche die Herrschaft über Indien aus den Händen der Handelsgesellschaft in die der Krone übergehen sollte. Sein Sturz Anfang 1858 hinderte die Durchführung seines Planes und das Ministerium Derby hatte die Sache weiterzuführen; es schien in gewisser Weise besonders hierzu berufen, da sein Führer im Unterhause, Disraeli, schon bei Ausbruch des Aufstandes verlangt, daß die Beziehungen zwischen der Bevölkerung von Indien und der Krone enger gezogen werden müßten. Aber das Ungeschick des Ministers für Indien, Lord Ellenboroughs, verfuhr die Sache gründlich: Palmerstons Bill legte durchaus zweckmäßig die Regierung Indiens in einen Rath, der von der Krone frei aus solchen ernannt wurde, die mindestens eine zehnjährige Erfahrung im indischen Dienste hatten. Ellenborough dagegen machte den unglücklichen Vorschlag, daß 4 Mitglieder des Rathes von den Inhabern indischer Fonds und von Civil- und Militärbeamten gewählt werden sollten, welche mindestens 10 Jahre im indischen Dienste gewesen, fünf weitere Mitglieder sollten von den im indischen Handel beschäftigten Kaufleuten Londons, Manchesters, Liverpools, Glasgows und Belfasts gewählt werden. Die Königin erhob den entschiedensten Widerspruch gegen das ganze Wahlprincip, besonders gegen die willkürliche Begünstigung jener 5 Städte aber Lord Ellenborough bestand auf seinem Sinn und zog dadurch der Regierung eine entscheidende Niederlage im Parlamente zu, welches die ganze Idee der Wahl beseitigte. Und damit nicht genug, brachte Lord Ellenborough bald nachher die Regierung in eine durchaus schiefe Lage, indem er eine Proclamation des General-Statthalters von Indien, Lord Canning,

der sich während des ganzen Aufstandes mit ebenso großer Energie als Umsicht benommen, in einer ohne Wissen seiner Collegen veröffentlichten Depesche einer herben Kritik unterwarf. Dies schlug dem Fasse den Boden aus und der ungeschickte Minister mußte zurücktreten. Die Opposition wollte die Verantwortlichkeit des Cabinets für diesen Mißgriff benutzen, um dasselbe zu stürzen, es gelang ihr jedoch bei ihrer inneren Zersplitterung nicht und dasselbe führte nunmehr die India-Bill im Wege von Resolutionen des Hauses durch. Im Juni konnte Disraeli der Königin melden, daß das Gelingen der Bill gesichert sei; „aber sie ist nur das Vorzimmer eines kaiserlichen Palastes und Ew. Majestät würden wohl thun, wenn Sie geruhen wollten die Schritte in Erwägung zu ziehen, welche jetzt nothwendig sind, die Meinungen der indischen Bevölkerung zu beeinflussen und auf ihre Einbildungskraft zu wirken. Der Name Ew. Majestät sollte dem Leben der Eingeborenen eingeprägt werden“. — Wie die Königin die Uebernahme ihrer neuen Würde auffaßte, zeigt ihre Instruction an Lord Derby für die Proclamation an die Eingeborenen. Er möge sie mit dem Gedanken abfassen, daß eine Frau als Herrscherin zu mehr als 100 Millionen Asiaten bei Uebernahme der unmittelbaren Herrschaft nach einem blutigen Bürgerkriege rede und diesen die Grundsätze ihrer Regierung verkünde. „Ein solches Document muß die Gefühle des Edelmuths, des Wohlwollens und der religiösen Bildung athmen und den Eingeborenen die Vortheile auseinandersetzen, welche die Indier durch ihre Gleichstellung mit den Unterthanen der britischen Krone erlangen, nicht minder auch die Schwächen, welche im Gefolge der Civilisation sind. Ihre Majestät wünscht, daß ihren Gefühlen des Schreckens und Bedauerns über den blutigen Bürgerkrieg, ihrer Dankbarkeit über dessen nahe Beendigung Ausdruck gegeben werde und ist der Ansicht, daß die Procla-

mation mit einer Anrufung der Vorsehung schließen sollte, ein großes Werk zu einem großen und guten Zwecke zu segnen".

XI.

Schwierig wurde in diesen Jahren das Verhältniß mit Frankreich. Die Allianz beruhte stets mehr auf den persönlichen Gefühlen und Interessen Napoleons III., als auf einem wirklichen Einverständniß der beiden Nationen,*) und sie mußte schwächer werden, als die ruhelose Phantasie des Kaisers neue Allianzen und Umwälzungen der Karte Europas verfolgte und Rußland mit allen Mitteln der Schmeichelei denselben zu umgarnen suchte. Der Besuch des Großfürsten Constantin entsprach zwar den daran geknüpften Erwartungen nicht ganz und erhielt sein Gegengewicht in einer Einladung desselben nach Osborne, wo derselbe sehr zuvorkommend aufgenommen ward; aber von großer Bedeutung war es, daß Gortschakoff, der schon früher als Gesandter in Stuttgart, um Frankreich von der werdenden englischen Allianz abzuziehen, seinem französischen Collegen bemerkt hatte: „vous savez, la ligne du Rhin s'obtient à St. Pétersbourg", auswärtiger Minister geworden; Walewski war in das russische Fahrwasser gerathen, Morny war von der Krönung in Moskau, wo er Frankreich mit unerhörtem Glanze vertrat, mit einer russischen Gemahlin und der entschiedensten Neigung für ein russisches Bündniß zurückgekehrt. Alles das konnte nicht ohne Einfluß auf Napoleon

*) Der Kaiser sagte selbst dem Grafen Vitzthum bei einem Besuche im Frühjahr 1858: „La nation, que je suis appelé à gouverner ne connait pas l'Angleterre, ignore ses institutions et n'apprécie pas comme moi les intérêts réciproques que protège notre alliance. L'alliance c'est moi. Les deux peuples ne se connaissent pas et ne s'aiment guère." (II S. 238.)

bleiben, nur Persigny, seit 1855 Botschafter in London, hielt an der englischen Allianz fest, stand aber eben deßhalb auf dem gespanntesten Fuße mit Walewski. Die erste praktische Mißhelligkeit entstand bei Constituirung der Donaufürstenthümer. Dem Kaiser war die Unabhängigkeit der Türkei, für die er das Schwert geführt, ganz gleichgiltig geworden;*) er war, nachdem sein Plan gescheitert, die Fürstenthümer Oesterreich gegen die an Sardinien abzutretende Lombardei zu geben, unter rumänischem Einfluß zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Fürstenthümer am zweckmäßigsten unter einem auswärtigen Fürsten vereinigt würden, welcher die Oberhoheit der Pforte anzuerkennen hätte. Rußland war ebenso für die Vereinigung, aber unter einem einheimischen Fürsten, den es von sich abhängig zu halten hoffte, Sardinien und Preußen neigten sich gleichfalls der Einigung zu, die Oesterreich und die Pforte entschlossen bekämpften. England war ihr anfangs geneigt gewesen, hatte sich dann aber überzeugt, daß das Project zur Schwächung der Türkei ausschlagen müsse. Die Wahlen für den moldauischen Divan, welche dem Pariser Frieden gemäß ausgeschrieben waren, um die Wünsche der Bevölkerung hinsichtlich der Verfassung kundzugeben, führten zur Ernennung solcher Mitglieder, von denen die französischen Agenten wußten, daß sie einer Verschmelzung beider Provinzen unter einem

---

*) Auf die Frage, welche Prinz Albert ihm in Osborne stellte, ob er wirklich noch für die Erhaltung der Integrität der Pforte, welche England mit aller Energie aufrecht zu halten entschlossen sei, einstehen wolle? erwiderte der Kaiser, daß persönlich ihm dieselbe gleichgiltig sei und er keine Sympathie für eine so traurige Nation wie die Türken haben könne; aber wenn er ihn als Politiker frage, so sei das etwas Anderes, und er sei natürlich nicht geneigt, den ursprünglichen Zweck der Allianz aufzugeben, für den Frankreich so große Opfer gebracht habe.

Oberhaupt der Mehrzahl nach abhold waren. Frankreich klagte daher die Pforte parteiischer Beeinflußung der Wahlen und anderer unredlicher Manipulationen an, forderte Cassirung der vollzogenen und Ausschreibung neuer Wahlen. In Constantinopel weigerte man sich dessen, wie Napoleon behauptete, lediglich auf Lord Stratfords Betrieb; Frankreich, Rußland und Sardinien drohten mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Die so hoch gediehene Spannung bewog Persigny nach Paris zu gehen, wie er sagte „pour sauver mon empereur des mains des imbéciles“. Er stellte Napoleon so dringlich die Gefahren eines Bruches mit England vor, daß derselbe sich entschloß die Königin um eine Begegnung in Osborne zu bitten. Dieselbe ging bereitwillig darauf ein, obwohl sie auf der Insel Wight ungern fremde Gäste empfängt, weil der Besuch Gelegenheit zu ungezwungenem Austausch geben würde, zumal, wie Palmerston bemerkte, „Prinz Albert dem Kaiser Manches sagen kann, was wir nicht sagen können“. Dies that denn der Prinz auch in rückhaltlosester Weise; er stellte Napoleon vor, daß er durch seine Politik in den Fürstenthümern Rußlands Spiel spiele, dessen Ziel stets bleibe, die Türkei aufzulösen, und das sich über seinen Streit mit England die Hände reibe. Der Kaiser leugnete dies: wenn jene beiden Länder befriedigt und unter einem auswärtigen Fürsten vereinigt seien, so würden sie eine wirkliche Schranke gegen Rußland bilden, während ihr jetziger unbefriedigender Zustand demselben stets Gelegenheit zur Einmischung gebe. Er warf England seine Verbindung mit Oesterreich vor, von dessen Doppelzüngigkeit er noch kürzlich durch Rußland neue Beweise erhalten habe; während es den Westmächten betheuert, daß es die Fürstenthümer besetze, um die Russen aus denselben herauszuhalten, habe es Rußland

versichert, daß es nur so handle, um die russische Armee frei zu machen, gegen die Verbündeten zu operiren (Martin IV p. 107). Prinz Albert erwiderte, dies wundere ihn durchaus nicht, aber wenn Oesterreich unaufrichtig sei, sei Rußland es noch zehnmal mehr, übrigens habe England kein Bündniß mit Oesterreich, sondern treffe nur in der Behandlung dieser Frage mit demselben zusammen. Unter Betheiligung der beiderseitigen Staatsmänner, der Lords Palmerston und Clarendon, Walewskis und Persignys wurde dann ein Uebereinkommen getroffen, daß die moldauischen Wahlen annullirt und neue Wahllisten unter der Aufsicht der europäischen Commission aufgestellt werden sollten, daß dagegen der Plan der Vereinigung der Fürstenthümer aufgegeben werde. Als Palmerston auf Anregung des Prinzen den Inhalt dieser Verhandlung in ein Memorandum zusammenfaßte und dies Walewski vorlegte, anerkannte derselbe zwar dessen Correctheit, aber verweigerte es zu unterzeichnen, oder es als officielles Document zu betrachten, da die Regierung wünschen müsse, die vom Sultan zu erhaltende Genugthuung von dem Arrangement hinsichtlich der Fürstenthümer getrennt zu halten, und es nicht so aussehen dürfe, als ob Frankreich durch letzteres erstere erkauft habe. Walewskis spätere Haltung zeigte, daß für seine Weigerung noch andere Gründe maßgebend waren; denn bereits im nächsten Jahre kam Napoleon auf die Vereinigung der Fürstenthümer mit der Behauptung zurück, daß er nicht auf diese selbst, sondern nur auf die Einsetzung eines auswärtigen Fürsten verzichtet habe, während englischerseits in Osborne nur eine administrative, nicht eine politische Verbindung zugestanden war. Noch einmal kam es zu einem Ausgleich durch die von der Pariser Conferenz im August 1858 vereinbarte Verfassung der Fürstenthümer, welche gleiche Institutionen in beiden Ländern ausführte, aber durch Errichtung eines Ministeriums und einer Legislative für jedes die politische

Trennung aufrecht hielt. Indeß beide Provinzen vereitelten dieselbe, indem sie dieselbe Person, den Major Couza zum Hospodaren wählten, und von da an ging die Einheitsbewegung unaufhaltsam vorwärts. Man darf wohl bezweifeln, ob die Politik Englands und Prinz Alberts in dieser Beziehung eine glückliche war. Alles kam darauf an, die Fürstenthümer Rußlands Einfluß zu entziehen, da die wirksamste Weise dies zu thun, die Einverleibung in Oesterreich, gescheitert war, so war es gewiß angezeigt, den Ländern möglichste Unabhängigkeit zu sichern und eben deßhalb widerstrebte Rußland der Einsetzung eines auswärtigen Fürsten. Erst mit der hohenzollernschen Dynastie hat Rumänien Selbstständigkeit gewonnen, wogegen das gezwungene Bündniß von 1877 in keiner Weise spricht; denn daß ein kleiner Staat, der von allen übrigen Großmächten im Stich gelassen wird, nicht im stande ist, den Conflict der beiden großen Nachbarn zu hindern, liegt auf der Hand.

Bedeutsamer noch, als der Austausch über diese Frage, war die allgemeine politische Unterhaltung des Prinzen mit dem Kaiser. Er verschwieg diesem nicht, daß das Werben Rußlands um Frankreichs Gunst in England mit Mißtrauen betrachtet werde, und daß dies Mißtrauen durch Napoleons projectirte Begegnung mit dem Kaiser Alexander in Stuttgart neue Nahrung finden werde. Der Kaiser versicherte, dies sei unbegründet; er habe das vielfache Entgegenkommen Rußlands so kühl hingenommen, daß dieses über die Aufnahme seiner bons procédés wohl verletzt sein könne, im Gegentheil aber habe der Kaiser Alexander auf einen Aussöhnungsantrag Oesterreichs geantwortet, daß, obwohl er keine Bitterkeit fühle, doch eine Verständigung nicht gegen Frankreich gerichtet sein dürfe, welches er als seinen Freund betrachte, „c'était, il faut le dire, très bien de la part de l'Empereur". Der Prinz erwiderte nur, er möge bei seiner Begegnung mit dem Kaiser

bedenken, wie alt die Verbindung der nordischen Höfe sei und daß denselben sicher Alles, was er in Stuttgart sagen werde, bekannt werden würde. Oesterreich könne, wenn es seine Interessen gefährdet sähe, binnen 3 Tagen Frieden mit Rußland schließen, der Kaiser habe also alle Ursache Oesterreich zu schonen. Diese Gefahr der Erneuerung des Bündnisses der Nordmächte gegen Frankreich brachte den Kaiser auf seinen eigentlichen Plan, die nach seiner Ansicht nothwendige Revision der Verträge von 1815, welche ein Denkmal der Coalition Europas gegen Frankreich seien. Der Prinz sprach sich auf das entschiedenste hiergegen aus; die Verträge seien das Ergebniß eines Krieges, der 25 Jahre lang Europa verwüstet. Sie seien nicht unantastbar, wie das Beispiel Belgiens, Neuenburgs und seine eigene Erhebung auf den Kaiserthron zeigten; aber eine allgemeine Revision derselben müsse alle bösen Leidenschaften entfesseln und könne nur zum Krieg führen, denn Jeder werde mit entgegengesetzten Wünschen auftreten. Keine der europäischen Mächte werde die Gefahr laufen wollen, den gegenwärtigen Zustand des Festlandes zu ändern, außer wenn ihr dadurch ein erheblicher Vortheil erwachsen solle. Wenn nun aber Jeder Vortheile erlangen wolle, woher sollten diese genommen werden, ohne daß es mit einem Kriege Aller gegen Alle ende? Der Kaiser gab die Schwierigkeiten zu und bemerkte, daß der Kaiser Alexander, den er deßhalb durch Graf Morny habe sondiren lassen, es mit Bezug auf die Unterhaltungen seines Vaters mit Sir Hamilton Seymour abgelehnt habe, auf den Gegenstand einzugehen, doch sei er überzeugt, es lasse sich Manches machen. So sei z. B. der Herzog von Braunschweig ohne Erben, die scandinavische Union sei der Wunsch des Nordens; wenn Dänemark mit Schweden vereinigt und England nicht eifersüchtig auf die Erwerbung Kiels sei, so könne Holstein an Preußen kommen. Der Prinz er=

widerte, Braunschweig falle rechtlich an Hannover, gegen eine Stärkung Preußens fühle England keine Eifersucht, aber die Holsteiner wollten nicht preußisch werden, sie gehörten bereits zu Deutschland und forderten, daß ihre Verbindung mit Schleswig aufrecht erhalten werde. Der Kaiser bemerkte, diese Frage sei sehr verwickelt, er glaube auch, daß außerhalb Europas bessere Mittel zu finden seien „pour rendre de grands bienfaits au monde“, so z. B. in Afrika; er wolle das mittelländische Meer nicht zu einem französischen, aber zu einem europäischen See machen. Spanien könne Marocco bekommen, Sardinien einen Theil von Tripolis, England Aegypten, Oesterreich einen Theil Syriens — et que sais je? alles das seien herrliche Länder, die durch ihre abscheulichen Regierungen für die Civilisation unfruchtbar gemacht würden, auch Frankreich brauche einen Abzug für seine unruhigen Geister. Der Prinz fühlte sich erleichtert, als der Kaiser auf verhältnißmäßig phantastische Pläne kam, und bemerkte nur, daß der Besitz Algeriens nicht für die Wirksamkeit eines solchen Abzugs spreche und schwerlich die unruhigen Geister von Paris absorbirt habe; die Franzosen hätten eben kein Talent zur Colonisation, was der Kaiser nicht zugeben wollte. — Im ganzen diente der Besuch zur Wiederbefestigung der Beziehungen, aber politisch war die Allianz doch zu Ende, und wenn auch bei der Begegnung mit dem Kaiser von Rußland, die bald darauf in Stuttgart stattfand, keine festen Abmachungen getroffen wurden, so versprach man doch, sich über alle europäischen Fragen zu verständigen. Napoleon hatte gehofft, den Prinzen für die Unterstützung seiner Pläne zu gewinnen, dieser lehnte ab, sich für unberechenbare Ereignisse zu binden, die der Kaiser nach Gefallen hervorrufen konnte, und der Stachel dieser Ablehnung blieb, wenn Beide auch äußerlich als gute Freunde schieden. Anderthalb Jahre später äußerte sich der Prinz folgendermaßen

über den Kaiser: „Ich möchte ihn nicht unberechenbar nennen, ich sehe nichts Räthselhaftes in dieser Erscheinung. Die Ereignisse, welche wir noch zu gewärtigen haben, werden mich im ganzen und großen nicht überraschen. Er ist, wie er wohl selbst zuweilen ahnen mag, einem fatalistischen Verhängnisse verfallen. Seine Handlungen sind folgerichtige Consequenzen gegebener Prämissen. Er will weit seltener, als er muß. Er ist mehr zu beklagen und zu bedauern, als zu verdammen. Seine ganze Macht ist auf Lüge gegründet. Sein System beruht auf ungelösten und unlösbaren Widersprüchen, die sich gegenseitig aufheben. Wenn nicht das Individuum selbst, so wird das System tragisch daran zu Grunde gehen; die Versöhnung sich aufhebender Gegensätze ist nicht denkbar. Napoleon möchte Kaiser von Gottes Gnaden und zugleich par la volonté nationale sein. Er kann das Eine oder das Andere sein, beides zugleich niemals. In Frankreich hat er seine Macht, wenn nicht von den katholischen Priestern empfangen, so doch auf dieselben gestützt. In Italien ist er genöthigt, durch die den Carbonari gegebenen Versprechungen und um ihren Dolchen zu entgehen, die römische Kirche zu bedrohen. Ebenso steht das l'empire c'est la paix mit der Nothwendigkeit im Widerspruche, seine Armee zu beschäftigen. Auf die Länge wird er ohne die Gloire einer Rhein-Campagne nicht leben können. Ja auch in anscheinend untergeordneten Dingen verfolgt ihn die Nemesis unlösbarer Gegensätze. Nehmen wir nur die Verschönerungen von Paris; Unsummen werden verschwendet, um den brotlosen Arbeitern den Mund zu stopfen. Stadttheile werden eingerissen und wieder aufgebaut. Ist aber das Werk vollendet, so wird in der schönsten Metropole Europas Niemand mehr reich genug sein, um ihre Schönheit zu genießen. Das Auffallendste ist, der Kaiser ist im Grunde ehrlich in beiden Richtungen. Er glaubt aufrichtig an das, was er heute sagt, ebenso aufrichtig an das

Gegentheil, das er morgen verkündet. Wenn es bisher so leidlich gegangen, so hat er es seiner unleugbaren Geschicklichkeit und einer gewissen Vernünftigkeit zu danken. Bei aller seiner Begabung vermag er jedoch nicht sich Rechenschaft zu geben über den unlösbaren Conflict, dessen Opfer er in einer gegebenen Zeit werden muß. Er ist kein philosophischer Geist." (Vitzthum II S. 17.)

Von dem entschiedensten Einfluß auf die napoleonische Politik wurde das Orsinische Attentat, welches auf eine Zeit das ruhige Urtheil und die Selbstbeherrschung des Kaisers auf das tiefste erschütterte und ihn unheilvollen Rathschlägen Gehör geben ließ; drohende Forderungen wurden an Sardinien, die Schweiz und Belgien gerichtet. — Gegen England wagte man zwar nicht in ähnlicher Weise aufzutreten, aber Walewski richtete doch eine Depesche an Persigny, französischen Botschafter in London, die sich in starken Ausdrücken darüber beklagte, daß das englische Asylrecht den Plänen von Mördern zu gute komme und die bestimmte Erwartung aussprach, daß die britische Regierung gegen die Wiederholung solcher verbrecherischer Unternehmungen Bürgschaften geben werde, welche kein Staat anderen befreundeten Nachbaren weigern könne. Diese Beschwerde war um so weniger gerechtfertigt, als die englische Polizei die französische 14 Tage zuvor benachrichtigt hatte: Orsini verlasse England, um einen Mordanschlag gegen den Kaiser auszuführen, und dabei alle Einzelheiten mitgetheilt, welche zur Ergreifung des Verbrechers nöthig waren. Gleichwohl kam Lord Palmerston dem gestellten Ansinnen entgegen und brachte eine Bill ein, welche Complott zum Morde als Verbrechen qualificirte, das mit 3—5 Jahren schwerer Zwangsarbeit zu strafen sei. Die Bill ward in erster Lesung mit 299 gegen 99 Stimmen angenommen; aber die Veröffentlichung der England offen befeindenden Adressen der französischen

Obersten im „Moniteur“ und der Depesche Walewskis rief einen großen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervor, die annahm, die Regierung sei vor Drohungen zurückgewichen, und obwohl der Kaiser sein Bedauern über jene Veröffentlichung aussprechen ließ, blieb die Bill bei der zweiten Lesung in der Minorität. Lord Derby übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums, er ließ die Complott-Bill fallen und wies die Anklagen der Walewskischen Depesche in würdiger Weise zurück. So tief dies den Kaiser verdroß, so mußte er sich doch überzeugen, daß kein Ministerium jene gewünschten Maßregeln durchsetzen könne und suchte daher gute Miene zum bösen Spiel zu machen; als Persigny, der Palmerston besonders zu der Bill gedrängt und sich über seinen Fall aufs höchste erbittert zeigte, sich von seinem Posten zurückzog, ersetzte er ihn durch den Herzog von Malakoff, der die militärischen Herausforderungen offen getadelt und bei der Freisprechung Bernards, des Mitschuldigen Orsinis, dem Prinzen sagte: „Il faut rester impassible pour ces sortes de choses et laisser couler l'eau sous le pont.“

XII.

Aber der Eindruck des Attentats haftete tief beim Kaiser; der Appell Orsinis, er möge der Befreier Italiens werden, hatte großen Eindruck auf ihn gemacht und gerne hätte er denselben begnadigt. Fortan stand er, wie der Prinz-Regent es später treffend bezeichnete, unter dem Druck des „la guerre ou le poignard“. Diese Lage wußte Cavour zu benutzen und in einer geheimen Zusammenkunft in Plombières wurde zwischen Beiden, ohne daß die französischen Minister eine Ahnung davon hatten, ein Abkommen getroffen, daß Frankreich im gegebenen Falle die Errichtung eines norditalienischen Königreiches unter-

stützen und zu diesem Zwecke Sardinien bei einem Kriege gegen Oesterreich zu Hilfe kommen solle. Als Kampfpreis wurde dem Kaiser dafür Savoyen und Nizza in Aussicht gestellt, eine Heirath zwischen dem Prinzen Napoleon und der Tochter Victor Emanuels sollte dies Bündniß besiegeln, dem der Kaiser ein erhöhtes Gewicht beilegte, da der Zar ihm in Stuttgart gesagt, in Bezug auf Italien möge er thun, was ihm gut dünke, er seinerseits werde sich keinesfalls darein mischen. Von dieser folgenschweren Begegnung verlautete damals nichts; aber als kurz darauf die Königin und der Prinz einer dringenden Einladung Napoleons nach Cherbourg folgten, fanden sie trotz aller Höflichkeit und aller Versicherungen, daß er an der Allianz festhalten werde, seine Haltung doch gezwungen. Den Pact, den er soeben geschlossen, und den, wie er wußte, die Königin und der Prinz mißbilligen mußten, war ein Bann, der die alte Offenheit hemmte. Napoleon versuchte nochmals den Prinzen für eine Umgestaltung der Karte Europas zu gewinnen, derselbe aber wies dies aus dem schon früher angeführten Grunde zurück, daß nach englischer Ansicht es kein besseres Mittel gebe, gefürchtete Verwickelungen herbeizuführen, als sich für Eventualitäten der Zukunft zu binden, weil dann jeder Theil, der ein Interesse an Veränderungen habe, den andern moralisch zwingen könne, mit Hand an das Werk zu legen. Zu einer solchen Rolle werde ein britischer Staatsmann sich nun und nimmermehr hergeben und am wenigsten er selbst, was Napoleon als eine nach seinem Dafürhalten irrthümliche englische Theorie beklagte. Von dem, was in Plombières vorgegangen, hatte der Prinz wohl Witterung, wußte aber nichts Näheres, da das Geheimniß wohl beobachtet blieb, und nahm an, der Kaiser habe Sardinien nur Unterstützung für den Fall eines Angriffs versprochen. Zuerst gab der Kaiser über seine Absichten einige Andeutungen in einer Unter-

haltung, die er mit dem englischen Botschafter Lord Cowley bei Gelegenheit heftiger Artikel der Londoner Presse über seine Rüstungen hatte; er bemerkte, daß diese Polemik angesichts seiner freundschaftlichen Absichten die Fortdauer der Allianz unmöglich machen könne. Er habe keine ehrgeizigen Absichten; aber wenn andere Länder etwas gewännen, könne Frankreich nicht zurückzubleiben. Er sei bei dem Kriege mit Rußland der Ueberzeugung gewesen, daß kein Friede ohne die Herstellung Polens befriedigend sein könne, und sei Oesterreich in der Hoffnung entgegengekommen, daß es ihm bei diesem großen Werke helfen werde. „Es ließ mich im Stich und daher beschäftigte ich mich nach dem Frieden mit der Verbesserung der Lage Italiens, weßhalb ich mich Rußland näherte.“ Auf eine Frage Cowleys mußte der Kaiser zugeben, daß letzteres ihm positiven Beistand nicht versprochen habe,*) und wie die Ereignisse bald zeigten, war Rußland entschlossen, ruhig zuzusehen, sich an Oesterreichs Verlegenheit zu weiden und es fühlen zu lassen, wie viel es an seiner Freundschaft verloren; aber es hütete sich wohl, der auf die Gründung eines italienischen Königreichs gerichteten Politik active Unterstützung zu leihen. Während der Minister Lord Malmesbury noch nicht geneigt war, diese Symptome ernst zu nehmen, war der Prinz überzeugt, daß der Kaiser Krieg

*) Später (20. Jan. 1859) sagte er Cowley, Rußland habe versprochen, im Kriegsfalle eine Armee an seiner Grenze aufzustellen, die Oesterreich und Preußen im Schach halten würde. Der russische Gesandte in Berlin, Baron Budberg, bestätigte dies auf eine Frage von Schleinitz, da Rußland nie leiden könne, daß Oesterreich aus einem Kriege mit Frankreich siegreich hervorgehe, weil es sich niemals mit demselben über die türkischen Angelegenheiten verständigen könne (Martin IV, 426). Die Versuche Rußlands, für diese Unterstützung später diejenige Frankreichs bei seinen orientalischen Plänen zu gewinnen, blieben erfolglos (V p. 14).

beabsichtige, um so mehr als er erfuhr, daß derselbe bei einem Besuch Palmerstons mit diesem die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien erörtert habe. Es folgte in dem Neujahrsbriefe an die Königin die Ankündigung der Heirath des Prinzen Napoleon, unmittelbar darauf die seltsame Begrüßung des Baron Hübner und die Thronrede Victor Emanuels. Es will uns bedünken, daß die Politik Englands und auch des Prinzen in diesem Stadium der italienischen Frage keine besonders glückliche gewesen ist, wobei es unzweifelhaft von Einfluß war, daß im Gegensatz zu der russisch-französischen Annäherung England und Oesterreich in orientalischen Angelegenheiten, namentlich in der Donaufürstenthümerfrage, in engem Einvernehmen gehandelt hatten. Man ging davon aus, daß man dem Kaiser jeden Vorwand zum Losschlagen nehmen müsse, um ihn eventuell ganz ins Unrecht zu setzen, aber rechnete dabei nicht mit der in Oesterreich herrschenden Erbitterung und der hochfahrenden Stellung, welche das kaiserliche Cabinet einnahm und die Preußen, das fast als Vasall behandelt wurde, nothwendig verletzen mußte; trug man sich in Wien damals doch mit dem Plane, Heinrich V. nach Besiegung Napoleons auf den französischen Thron zu setzen. Daß die Lage in Italien auf die Dauer unhaltbar war, schien klar. „Oesterreich," schrieb Stockmar, „ist in meinen Augen nur eine geographisch-politische Nothwendigkeit der Verträge von 1814/15. Kann bei dem Wechsel, dem alle menschlichen Dinge unterliegen, diese Nothwendigkeit für immer bestehen bleiben?" Ebenso klar aber war der Entschluß Napoleons, einzugreifen.*) Hier gab es für England nur eine Alternative: entweder ihn ge-

*) Der französische Gesandte in Turin, Prinz Latour d'Auvergne, erklärte im Februar: „Non seulement nous prendrons la première occasion pour faire la guerre, mais nous chercherons un prétexte." (Sir J. Hudson an Malmesbury, Febr. 28.)

währen zu lassen, wenn auch nur in gewissen Grenzen und unter bestimmten Bedingungen; oder ihm in Ansehung der Gefahren, welche ein solcher Krieg bringen konnte, entschlossen entgegenzutreten, wofür man der Unterstützung Preußens sicher war. England that keines von beiden; es erschöpfte sich in Ermahnungen an Napoleon von seinem unheilvollen Vorhaben abzustehen, es sprach laut für die Heiligkeit der Verträge, die es doch nicht entschlossen war, mit den Waffen aufrecht zu halten, es versuchte eine Vermittelung durch die Sendung Lord Cowleys nach Wien, die scheitern mußte, weil sie die eigentliche schwebende Frage, ganz ungelöst ließ*) und erreichte so nichts als Oesterreich zu hemmen und Napoleon gründlich zu verstimmen, dessen Argwohn darauf verfiel, daß der Prinz mit dem König der Belgier und dem Herzog von Coburg ein geheimes Gegenbündniß Englands, Oesterreichs und Preußens gegen ihn betreibe. Er beklagte sich, daß England, stets egoistisch, ihn verleumde und auf alle Weise mißhandele, beantwortete ein bezügliches Schreiben der Königin in gewundener und gereizter Weise über die feindlichen Elemente, die unter Berufung auf die Verträge Frankreichs legitimen Einfluß in Europa verkümmern wollten. Nicht glücklicher scheint uns Prinz Albert bei seiner Berathung Preußens gewesen zu sein; von Frankreich gedrängt, sich neutral zu erklären, hatte der Prinz-Regent den Grafen Perponcher nach London gesandt, um sich für gewisse Eventualitäten mit England zu verständigen und zu erfahren, was dasselbe in solchen thun werde? Der Prinz erwiderte, daß eine Unterstützung Frankreichs außer Frage sei, übrigens aber England sich nie auf derartige bindende

*) „Ne vous offensez pas, ceci n'aboutira à rien," sagte Napoleon dem sardinischen Gesandten, und während der Sendung unterzeichnete Napoleon den geheimen Vertrag mit Cavour, demzufolge dieser rufen konnte: „Je le tiens."

Erklärungen für mögliche Fälle einlasse. Preußen möge rüsten, auf die Organisation der Bundeskriegsmacht dringen und so Gewehr beim Fuß die Ereignisse abwarten, die gewöhnlich anders kämen, als man erwarte. Die wahre Stärke und Sicherheit der Regierungen liege heute in der öffentlichen Meinung, die durch freie Discussion gebildet und erleuchtet sei. In ihr sei der Leitstern und zugleich die Bürgschaft für die Handlungen der Regierung zu suchen. Daß Preußens Stimme laut und fest sei, sei die Hauptbedingung seiner Sicherheit und Stärke. „Mein Rath ist also, rufen Sie diese Macht ins Spiel; sie ist es, die Frankreich und Rußland im Zaume halten, Deutschland einigen und die endgiltige Entscheidung in Ihre Hände legen wird."

Diese Rathschläge bewährten sich im Fortgang der Ereignisse sehr wenig. Was half es, daß, wie der Prinz es gewünscht, Frhr. von Schleinitz Preußens Stellung in dem bevorstehenden Conflict in der angegebenen Weise mit lebhafter Betonung der deutschen Aufgabe der Regierung darlegte, da letztere nicht entschlossen war zu handeln? Für Preußen konnte es sich, sobald der Entschluß Napoleons in Italien einzugreifen feststand, nur darum handeln, ihm entweder entschieden entgegenzutreten, oder ihn gewähren zu lassen und die Frage der Herzogthümer unter seiner Zulassung in die Hand zu nehmen; indem es sich zu keinem von beiden entschloß, setzte es sich zwischen zwei Stühle, erbitterte das im Stich gelassene Oesterreich und seine Anhänger, und führte durch seine unklare Politik der bewaffneten Vermittelung den halbschlächtigen Frieden von Villafranca herbei. Der Prinz gestand selbst im Herbst, daß Preußen ganz discreditirt sei, und doch war es nur seinen Rathschlägen gefolgt; er vertraute hier offenbar zu sehr bloß auf die Macht liberaler Grundsätze, während diese für die auswärtige Politik ohne entschlossenes Handeln unfruchtbar bleiben.

Die fortwährenden Vermittelungsversuche Englands, die Rußland dann im Einverständniß mit Napoleon durch den Vorschlag eines Congresses, der Alles in Verwirrung bringen mußte,*) kreuzte, ließen den Kaiser nur Zeit für seine Rüstungen gewinnen und erleichterten sein Spiel, die Lage für Oesterreich so unerträglich zu machen, daß es sein Ultimatum stellte. Welche Wirkung konnte es in solcher Lage haben, daß die Königin die Kaiserin-Regentin beschwor, der Kaiser möge doch den Krieg nicht über Sardinien hinaus verfolgen und sich damit begnügen, dasselbe von der österreichischen Invasion zu befreien? Die Stellung Englands ward noch kritischer dadurch, daß die Führer der Opposition, Russell und Palmerston, welche durchaus italienisch gesinnt waren, wenn auch der Erstere das Vertrauen des Letzteren auf Napoleon keineswegs theilte, das Ministerium Derby stürzten und nun eine durchaus andere Haltung einschlugen, indem sie, um der Gefahr einer russisch-französischen Allianz vorzubeugen und dem Fürsten Gortschakoff in Paris den Rang abzulaufen, die vollständige Vertreibung Oesterreichs aus Italien zu ihrem Programm machten und sich über Villafranca, das die Hoffnungen der Italiener so enttäuscht, sehr erbittert zeigten. Noch schärfer trat diese Mißstimmung hervor nach der Flugschrift „le Pape et le Congrès“ und der Annexion Nizzas und Savoyens. Der Kaiser war über den Widerstand Englands gegen letztere so erbittert, daß er versuchte, den Lord Cowley bei einem Empfang persönlich anzugreifen, indem er ihm in Gegenwart des russischen Gesandten Vorwürfe über die Haltung seiner Regierung machte, was sich aber der Botschafter nicht gefallen ließ, indem er dem Kaiser bemerkte, er sei zu jeder Erörterung bereit, aber es sei gegen seine Würde zu hören, daß der Kaiser seine

*) „Die Folge,“ sagte Napoleon, „muß der Krieg oder eine glänzende Genugthuung für mich sein.“

Regierung gegen den russischen Gesandten kritisire, so daß er es hören müsse, oder dies gegen ihn selbst so thue, daß der russische Gesandte es hören müsse. Indeß da England auch hinsichtlich Savoyens nicht entschlossen war zu handeln, so half sein Mißmuth nichts; der Kaiser nöthigte Cavour durch die Drohung, Bologna und Florenz zu besetzen, nachzugeben, und erst 4 Monate nach der Abtretung ward die Comödie der Abstimmung ins Werk gesetzt, nachdem die französischen Agenten Zeit gehabt, die Wähler zu bearbeiten. Cavour aber, nachdem er die bittere Pille hatte schlucken müssen, sagte zu Benedetti nach der Unterzeichnung mit Recht „et maintenant vous voilà nos complices;“ Frankreich konnte den Italienern nicht mehr entgegentreten. Für England wie für Deutschland war der savoyische Präcedenzfall so bedrohlich, weil er die erste Verwirklichung der Theorie der natürlichen Grenzen „sur le versant des Alpes“ war und man in Frankreich offen von der Fortführung derselben auf die Rheingrenze sprach. Aber es hatte schwerlich irgend welche Aussicht auf Erfolg, daß der Prinz, um die Einigung Deutschlands zu befördern, Russell rieth, daß England suchen solle, den kleinen Höfen Vertrauen auf Preußen beizubringen, welches ihnen allein Schutz gewähren könne. Die an sich so treffende Aeußerung des Prinzen gegen Graf Vitzthum, daß nur in der Uebertragung der militärischen wie der diplomatischen Führung an Preußen das Heil für Deutschland liege, konnte daher auf keinen günstigen Boden fallen. Jene Höfe wußten zu wohl, daß jede Einigung nur auf Kosten ihrer Souveränetätsrechte zu stande kommen könne, und eben deßhalb war dieselbe nur durch Blut und Eisen möglich.

Am 1. Juni brachte der „Moniteur“ ein Manifest Napoleons, dessen Zweck war, das erschütterte Vertrauen in Frankreichs Friedfertigkeit herzustellen; allein, wie Prinz Albert sagte, ist es nicht Jedermann gegeben, einmal Verlorenes

wieder zu erwerben. Unter dem Vorgeben, die Besorgnisse Deutschlands zu zerstreuen, lud der Kaiser den Prinz-Regenten zu einer Begegnung in Baden-Baden ein; man vermuthete damals, die wahre Absicht sei, ihm die Rheingrenze gegen eine Vergrößerung Preußens in Deutschland plausibel zu machen, aber erst später erfuhr der Prinz Albert zuverlässig, daß der Kaiser seinen Plan einer Vergrößerung Frankreichs auf eine neue Territorialveränderung im Orient begründete, nämlich die Abtretung der Donaufürstenthümer an Oesterreich, ohne daß er an den nothwendigen Widerspruch Rußlands dachte, welches naturgemäß ein entschiedenes Veto einlegte. Der Prinz-Regent, in richtiger Erkenntniß der Lage, vereitelte jedes Mißtrauen der deutschen Fürsten gegen die Begegnung, indem er ihre Betheiligung an derselben veranlaßte, so blieb dem Kaiser nur übrig die nachdrücklichsten Friedensversicherungen zu geben, da ihm nichts ferner liege, als deutsches Gebiet in Frankreich einverleiben zu wollen; er leugnete jede Theilhaberschaft an der Flugschrift „L'Empereur et la Prusse", welche die Rheingrenze forderte, und bedauerte ihr Erscheinen, von dem man gleichwohl wußte, daß es unter Zulassung der Regierung stattgefunden, die öffentliche Meinung Deutschlands sei aber so parteiisch aufgeregt, daß er nicht wisse, was er thun solle, um sie zu beruhigen. Nichts sei leichter als das, war die Antwort des Prinz-Regenten, er möge nur allen in Baden anwesenden Fürsten dieselben friedlichen Erklärungen geben, so würden seine Absichten allgemein genug bekannt werden.

Diese kluge und würdige Politik Preußens fand natürlich lebhaften Beifall in England. Man sah, daß der Kaiser sich wenigstens für dieses Jahr genöthigt fühle Frieden zu halten; aber das Vertrauen auf ihn wurde damit nicht hergestellt. Im Gegentheil wurden die Arbeiten für die Vertheidigung Englands eifrig fortgesetzt, das Parlament votirte 9 Mill. £, wovon

2 Mill. für das laufende Jahr, um Befestigungswerke und Vertheidigungsmittel aller Art auf einen der Würde und Sicherheit des Landes entsprechenden Fuß zu bringen. Die Begeisterung der Nation für diese Unternehmung war so groß, daß bereits im Juni 1860 130,000 Freiwillige abtheilungsweise auf ihre eigenen Kosten nach London kamen, um in Gegenwart der Königin Proben ihrer Waffenfertigkeit abzulegen. Der Prinz betrieb diese Bewegung mit allen Kräften, da er zuerst erkannt hatte, wie groß die Mängel der Organisation des englischen Heeres und der Flotte waren; mehrere wesentliche Verbesserungsvorschläge, besonders für die letztere, gingen von ihm aus und wurden durch die mit überraschender Sachkenntniß gearbeiteten Denkschriften von seiner Hand ins Leben geführt. Den Manchestermännern Bright und Cobden, welche die Sicherheit Englands auf den mit Frankreich geschlossenen Handesvertrag gründen wollten und die kostspieligen Anstalten als eine Herausforderung angriffen, erwiderte Palmerston unter lautem Beifall des Hauses, daß diese Werke die einzige Grundlage für ein wirklich freundschaftliches Verhältniß mit Frankreich bildeten. „Solange wir verwundbar sind, bieten wir eine Versuchung zum Angriff. Machen wir diesen nicht nur gefährlich, sondern hoffnungslos, so wird er nie versucht werden.“

Den Fortgang der italienischen Bewegung, welcher einen großen Platz im 5. Bande einnimmt, brauchen wir hier nicht zu verfolgen. Lord Russell schwankte zwischen seinen italienischen Sympathien, die ihn trieben noch viel weiter zu gehen als Napoleon, und dem Mißtrauen gegen Letztern. Als zufolge der reißend fortschreitenden Vergrößerung der jungen apenninischen Macht das Gerücht entstand, Frankreich fordere ein neues Aequivalent in der Insel Sardinien, erklärte der englische Gesandte in Turin, daß seine Regierung diese Abtretung, die

übrigens nie beabsichtigt war, als Kriegsfall betrachten werde. Die Idee dagegen, welche Napoleon Anfang 1861 Lord Cowley nahe legte, Oesterreich möge Venetien an Italien verkaufen und für die Hälfte der Summe Bosnien und Herzegowina von der Pforte erwerben, billigten die beiden englischen Italianissimi-Minister (our two old Italian masters nannte sie Lady William Russell) lebhaft, und beklagten es in naiver Weise sehr, als die österreichische Regierung den Plan als gänzlich unzulässig zurückwies.

XIII.

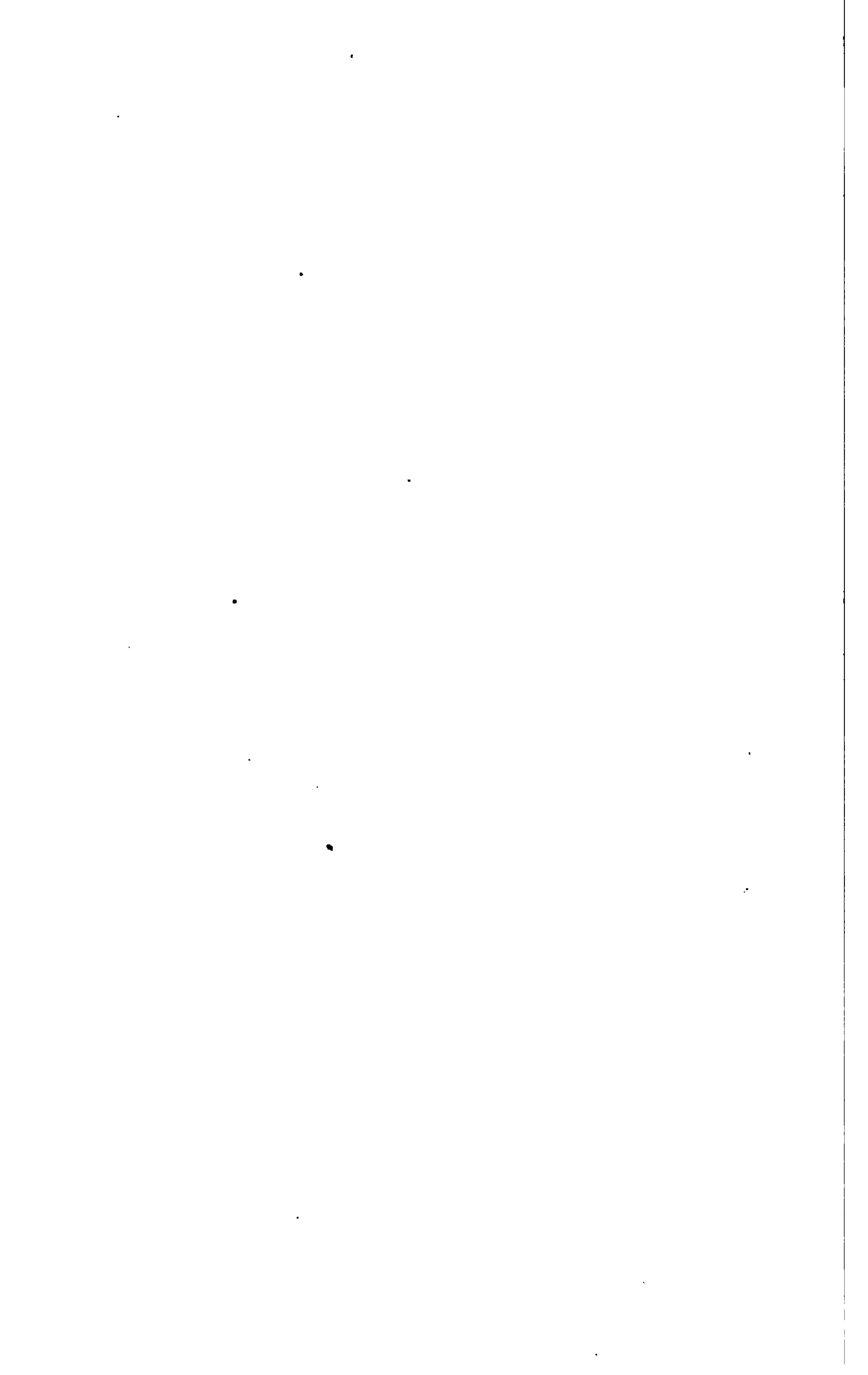
Anscheinend wohl war der Prinz nach einem irischen Ausfluge von Balmoral nach Windsor im October 1861 zurückgekehrt; der Tod der Herzogin von Kent hatte ihn wie die Königin tief erschüttert, sonst aber gestaltete sich das Leben seines häuslichen Kreises so schön wie möglich. Die Prinzessin Alice war die glückliche Braut des Prinzen Ludwig von Hessen, der Prinz von Wales war von einer Reise nach Canada und den Vereinigten Staaten, wo er eine begeisterte Aufnahme gefunden hatte, zurückgekehrt und hatte die Universität Cambridge bezogen, Prinz Alfred hatte nach wohl bestandener Prüfung seine Uebungsfahrten angetreten. Aber die Gesundheit des Prinzen Albert war schon länger erschüttert; gar manchmal hatte er über fiebriges Unwohlsein zu klagen und diese Anfälle zehrten um so mehr an seiner Kraft, als er nicht gewohnt war sich zu schonen, vielmehr trotz alledem sein regelmäßiges Tagewerk fortsetzte und aller Geselligkeit beiwohnte, so schwer ihm dies oft ward. Der plötzliche Tod des Königs Pedro von Portugal, den er wie einen Sohn liebte, erschütterte ihn auf das tiefste. „Das schreckliche Ereigniß kommt mir nicht aus den Augen," schrieb er seiner Tochter in Deutschland zu ihrem

21. Geburtstag. „Schone Dich, ohne Gesundheit ist es unmöglich etwas Dauerhaftes zu stande zu bringen.“ Es war das letzte Zeichen, das die Prinzessin von der Hand ihres Vaters erhielt, eine Durchnässung bei einem Besuch in Sandhurst brachte ihm heftige rheumatische Schmerzen, von einem Ausflug nach Cambridge zu seinem Sohne kam er noch kränker zurück. Noch wehrte er sich mit aller Kraft gegen den andringenden Feind. Die Trent-Affaire mit den Vereinigten Staaten erfaßte er in ihrer ganzen Wichtigkeit und er widmete ihr sein letztes treffliches Memorandum, welches wesentlich beitrug die schwierige und gefahrdrohende Frage in das Bette eines möglichen Ausgleichs zu leiten; aber seine Kraft war erschöpft, das Fieber nahm zu. Lord Palmerston, der ihn am 3. December sah, war erschreckt über sein Aussehen und verlangte, daß andere Aerzte zugezogen würden. Es kamen bessere Tage, wo der Prinz sich aus Walter Scott vorlesen ließ, aber am 11. trat eine entschiedene Verschlimmerung ein, die Lunge war in Mitleidenschaft gezogen, der Kranke begann zu phantasiren. In einem lichten Augenblick erkannte er noch einmal die Königin und nannte sie sein „gutes Frauchen“; am Abend des 14. trat das Ende ein. Die Königin, am Bette knieend, hielt seine linke Hand, die schon erkaltete, auf der andern Seite war Prinzeß Alice, zu den Füßen knieten der Prinz von Wales und die Prinzessin Helena, gegen 11 Uhr entschlummerte er. Unerforschlich sind die Wege der Vorsehung; in kurzer Frist waren nach einander zwei Männer abgerufen, welche nach menschlicher Berechnung für ihr Vaterland und Europa fast unentbehrlich schienen, Cavour und Prinz Albert. Ein reiches Leben war hier früh geschlossen, verwaist standen die Kinder, denen seine Leitung so wichtig war, gebrochen war die hohe Frau, deren Gatte, Freund, Rathgeber und Führer er mehr als 20 Jahre lang gewesen war. Alle Staatsmänner,

die mit ihm in ernstere Berührung gekommen waren, erkannten, daß England, in dessen Dienst er seine Kraft verzehrt, ihm unendlich viel verdankte, daß die Lücken, welche dieser Tod gerissen, nicht auszufüllen und der Verlust ein unersetzlicher war. Die Folge hat gezeigt, daß mit Prinz Albert aus der europäischen Politik wie aus dem englischen Staatsleben ein Moderator verschwand, dessen Einfluß um so größer war, als er nicht öffentlich zu Tage trat. Was er seiner Gemahlin gewesen, was er für England geleistet, wußten zu seinen Lebzeiten nur Wenige, die Minister mußten seinem Willen gemäß das Geheimniß wahren, aber wie Graf Vitzthum treffend sagt: „Die Vergangenheit enthüllte sich plötzlich in der Besorgniß um die Zukunft.“ Die Stimmen des Neides waren verstummt, die ganze Nation trauerte mit ihrer Königin um Albert den Guten. Jetzt können wir Prinz Albert als Menschen wie als öffentlichen Charakter würdigen; vielfach erhebt sich in England in Stein und Erz sein Bild, aber das beste Denkmal hat die Königin ihrem entschlafenen Gemahl gesetzt, indem sie die Anregung zu der Lebensbeschreibung Martins gab, welche durch ihre Mitwirkung ein so reiches wie fesselndes Bild des edeln Staatsmannes am Throne giebt, den England wie Deutschland stets mit Stolz den Ihren nennen werden.



Lord Palmerston.





I.

Unter den Staatsmännern, welche die Politik Englands in diesem Jahrhundert geleitet, nimmt Lord Palmerston eine so hervorragende Stellung ein, daß, als er am 18. October 1865 die Augen schloß, das Gefühl allgemein war, mit ihm ende eine Epoche des britischen Staatslebens, während der England seinen Platz im Rathe der Mächte wirksam behauptet und im Innern sich mächtig entwickelt, nach seinem Tode beginne eine Zeit demokratischer Neuerungen ohne feste Führung nach außen, eine Zeit der Epigonen — Dies Gefühl ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß mit verhältnißmäßig kurzen Unterbrechungen Lord Palmerston von 1830—1841 und 1846—52 auswärtiger Minister, von 1855—65 Premier war und naturgemäß auch während der wenigen Jahre, wo er nicht an der Spitze der Geschäfte stand, im Parlamente die erste Stellung behauptete; kein Mann, außer Sir R. Peel, hat in neuerer Zeit einen so maßgebenden Einfluß auf die Geschicke Englands geübt.

Henry John Temple, dritter Viscount Palmerston, stammte, obwohl irischer Peer, aus einer alten sächsischen Familie und zählte den bekannten Staatsmann der Restauration, Sir W. Temple, unter seine Vorfahren. Am 20. October 1784 geboren, brachte er mit seinen Eltern längere Zeit in Italien

zu, an dessen Schicksalen er seitdem stets lebhaften Antheil genommen, studirte in Edinburgh und Cambridge, wurde mit 23 Jahren für den Flecken Namport ins Unterhaus gewählt und bald darauf zum Lord der Admiralität ernannt. Dies Amt war eine Sinecure und ließ ihm volle Muße sich der Politik zu widmen; zu der Zeit war es noch nicht Brauch, im Parlamente über jeden Gegenstand der Tagesordnung viele und lange Reden zu halten, wie dies heute der Fall, die laufenden Geschäfte wurden mit wenigen Worten abgemacht und nur die großen Fragen eingehend von den leitenden Mitgliedern erörtert. Bei solchen Gelegenheiten versuchten sich denn jüngere aufstrebende Talente, und von dem Erfolg hing ihre Zukunft ab, über welche oft schon die Jungfernrede entschied. Palmerston hatte mit der seinigen, welche die Unternehmung gegen Kopenhagen vertheidigte, entschiedenes Glück. Nach einer glänzenden Rede Cannings ergriff er das Wort, um den Antrag Ponsonbys auf Vorlegung des diplomatischen Schriftwechsels zu bekämpfen, weil durch derartige unzeitige Enthüllungen eine wirksame auswärtige Politik unmöglich gemacht werde, und führte aus, daß England nur das Recht der Selbsterhaltung geübt, indem es verhinderte, daß Dänemark ein Werkzeug Frankreichs werde, eine Behauptung, welche durch die Veröffentlichung des Briefwechsels Napoleons vollständig gerechtfertigt ist.*) Die Folge dieses Auftretens war, daß bei dem nächsten Ministerwechsel, im October 1809, Perceval Palmerston das Amt des Schatzkanzlers anbot. Mit weiser

*) Au Maréchal Bernadotte, gouverneur des Villes Anséatiques. St. Cloud, 2 Août 1807: „Si l'Angleterre n'accepte pas la médiation de la Russie, il faut que le Danemark lui déclare la guerre, ou que je la déclare au Danemark. Vous serez destiné, dans ce dernier cas, à vous emparer de tout le continent Danois. Napoléon."

Einsicht lehnte derselbe das glänzende Anerbieten ab, weil er sich dem schwierigen Posten nicht gewachsen fühlte und wie er sagte, es namentlich für einen jungen Mann besonders unglücklich halte, über seine Kräfte hinauszugehen und damit nur zu steigen, um desto tiefer zu fallen. Dagegen nahm er das Amt eines Kriegssecretärs*) an, als geeigneter für einen Anfänger, in dem er einen Mißerfolg nicht so zu fürchten habe; auf diesem Posten blieb Palmerston bis 1828 und verwaltete ihn namentlich in den nächstfolgenden ereignißreichen Kriegsjahren mit großer Tüchtigkeit; er arbeitete scharf, sprach gut, wenn er mußte, griff aber selten in Debatten ein, welche sein Fach nicht berührten, suchte zu gefallen, ohne Bewunderung zu erwarten, war ein vortrefflicher Gesellschafter und Sportsmann, und hatte keine Feinde. Es giebt vielleicht kein zweites Beispiel eines Mannes, der jung mit Erfolg die öffentliche Bühne betreten und dieselbe Stellung, die ihm mühelos gleich zu Anfang zugefallen war, unter 5 Ministerien fast 20 Jahre innehatte, dieselbe vortrefflich ausfüllend, aber nicht über sie hinausstrebend; die ihm nach dem Tode Percevals angebotene Stellung eines irischen Staatssecretärs lehnte er ab, ebenso später das Post-Amt mit einem Sitz im Oberhause. Mit Stolz konnte er darauf hinweisen, daß in keinem Zeitpunkte der Geschichte die Nation eine so stolze und ruhmreiche Stellung eingenommen, daß England nach einem 15jährigen Kampfe gegen einen Feind, dessen Macht fortwährend gewachsen, dennoch im stande sei, den Krieg mit zunehmender Kraft zu führen. Aber während die größten Ereignisse Europa erschütterten und nach

*) Dies (secretary at war) war nicht das Ministerium des Krieges (secretary for War) das damals mit dem der Colonien verbunden war, und die allgemeine Kriegspolitik, speciell die großen militärischen Operationen zu leiten hatte, während dem ersteren die finanzielle Verwaltung zufiel.

dem Frieden die wichtigsten inneren und auswärtigen Fragen umstritten waren, saß Palmerston schweigend inmitten des Redekampfes und begnügte sich damit, Jahr für Jahr die Armeeanschläge zu beantragen, ohne sich weder auf die große Politik, noch auf die Maßregeln selbst einzulassen, durch welche die Regierung die innere Gährung zu unterdrücken suchte. Als 1816 Brougham in einer glänzenden Rede die Verringerung der militärischen Ausgaben forderte und dabei einen Seitenhieb auf die gewöhnliche Schweigsamkeit des Kriegssecretärs fallen ließ, antwortete Palmerston, daß, obwohl er die Anklage, das Haus selten mit seinen Bemerkungen aufzuhalten, dem ehrenwerthen Mitglied nicht zurückgeben könne, er sich doch aller Declamationen und Abhandlungen über die Verfassung enthalten, vielmehr sich auf die wirklich vorliegende Frage beschränken werde, und wies darauf überzeugend die Unmöglichkeit nach, dem Antrage zu willfahren, ohne Englands Machtstellung nach außen zu erschüttern und nach innen aufrührerischen Bestrebungen preis zu geben. „Ich wage," sagte er „es als einen allgemeinen Grundsatz auszusprechen, daß es kein besseres Mittel giebt, die Fortdauer des Friedens zu sichern, als zu zeigen, daß wir im stande sind, jeden fremden Angriff zurückzuweisen. Ich bin fest überzeugt, daß unter den Nationen Schwäche niemals eine Grundlage der Sicherheit sein kann." Ebenso vertheidigte er das Kriegsbudget gegen Humes fortwährende Anträge, am Militär zu sparen, weil nur eine Armee wirksam sei, welche im Kriegsfall rasch vermehrt werden könne, und bemerkte, der ehrenwerthe Herr, der glaube, die Anschläge selbst mit Leichtigkeit entwerfen zu können, scheine Macht über zwei Dinge zu haben, über welche nach einem alten Worte selbst die unsterblichen Götter keine hätten, die Vergangenheit und die Arithmetik. Sir F. Burdett, welcher behauptete, daß das stehende Heer eine Gefahr für die Verfassung bilde, erwiderte

er, daß es unendlich gefährlicher sei, überall kein Heer zu haben. „Soll aber die Armee nicht zu einem vierten Staatskörper erhoben werden, so muß sie unter eine Controle gestellt werden. Der ehrenwerthe Baronet will nicht, daß die Krone damit bekleidet sei. Soll etwa das Parlament sie führen? Wo je Volksversammlungen versucht haben, einer Kriegsmacht zu befehlen, hat die Sache gewöhnlich damit geendigt, daß die Kriegsmacht ihnen befohlen." Daß Palmerstons Zurückhaltung in anderen politischen Fragen nicht im Mangel an Interesse begründet war, zeigen die Bemerkungen seiner Tagebücher auf zwei Ausflügen nach Frankreich 1815 und 1818, aber erst als nach Castlereaghs Tode Canning Führer des Unterhauses ward, trat er mehr hervor. Während die strengen Tories sich von Canning zurückzogen, schloß er sich eng an denselben an und vertheidigte sowohl seine auswärtige Politik, als die Bestrebungen, die Ausschließung der Katholiken vom öffentlichen Leben zu beseitigen. Letztere war eine der wenigen politischen Fragen, in denen er schon früh Stellung genommen; bereits 1813 unterstützte er Grattans desfälligen Antrag, nicht weil der Staat kein Recht zu solcher Ausschließung habe, sondern weil derselbe sein eigenes Wohl durch diese Maßregel gefährde, die Emancipation sei deßhalb nicht als ein Recht der Katholiken zu bewilligen, sondern als eine Forderung weiser Politik zuzugestehen. England habe einmal eine große Anzahl Katholiken und müsse so gut mit ihnen auskommen wie möglich; es sei thöricht zu glauben, daß man durch einen Druck von Menschenhand die Quelle verstopfen könne, welche aus dem Boden sprudelt, man habe nur zu erwägen, ob ihre Kraft dazu dienen solle, den heimischen Acker zu unterspülen, oder ob man sie in ein offenes Bett leiten wolle, wo sie ein inneres Mittel nationalen Gedeihens werden könne. „Ist es weise, Männern von Rang und Vermögen, die durch alte Familie oder gegenwärtigen

Besitz ein hohes Interesse an der öffentlichen Wohlfahrt haben, zu sagen, daß sie in einem Lande leben, wo es durch die Segnungen einer freien Verfassung Jedermann, sie allein ausgenommen, möglich ist, sich durch ehrliche Anspannung seiner Kräfte im politischen Leben Ehre und Achtung bei seinen Landsleuten zu erwerben? Daß es ihnen allein nie gestattet sein soll, in diese Laufbahn einzutreten? Daß sie sich zwar in den untergeordneten Berufen des Privatlebens nützlich machen mögen, aber nimmer öffentliche Dienste leisten, niemals öffentliche Ehren erreichen sollen? Was wir durch die Fortdauer dieses Systems verloren haben, kann kein Mensch wissen; was wir hätten verlieren können, können wir uns leichter vorstellen. Wenn ein unglücklicher Zufall es durch Verhältnisse der Geburt und Erziehung so gefügt hätte, daß ein Nelson, ein Wellington, ein Burke, ein Fox oder Pitt zu dieser Klasse der Gesellschaft gehört hätte, welcher Ehren, welchen Ruhmes hätten nicht die Seiten britischer Geschichte beraubt, welchen Gefahren und Unglücksfällen hätte dieses Land nicht ausgesetzt sein können?" Von diesen Grundsätzen aus hat Palmerston für die Emancipation der Katholiken und Dissenter gekämpft, bis dieselbe erreicht war, und sich nicht gescheut, seinen Sitz für Cambridge dadurch aufs Spiel zu setzen.

In der auswärtigen Politik trat er besonders für Cannings Politik in dem spanisch-französischen Streite ein. England, führte er aus, habe nur die Wahl gehabt für Spanien mit den Waffen einzutreten oder neutral zu bleiben; ersteres sei durch die großen Mängel der in Frage stehenden spanischen Verfassung ausgeschlossen, welche den Keim der eigenen Zerstörung und die Elemente stetiger Zwietracht in sich trage. Eine Aenderung derselben, die sich in keiner Weise bewährt hatte, wäre kein Opfer, sondern ein Vortheil für Spanien gewesen und würde deßhalb in der rücksichtsvollsten Form von

England gerathen, wobei man als Mittelsperson den Herzog von Wellington wählte, dem alle Spanier die größte Dankbarkeit für die Befreiung ihres Landes schuldeten. Dieser Rath sei zurückgewiesen, obwohl Spanien notorisch getheilt sei, England könne also nicht mit Waffen diese Verfassung vertheidigen. Es habe andererseits kein friedliches Mittel unversucht gelassen, Frankreich von einem Angriff abzuhalten, den es als unberechtigten Eingriff in die inneren Angelegenheiten eines anderen Landes betrachte und gegen den es deßhalb Verwahrung eingelegt, aber ebensowenig mit Erfolg. Einen Mittelweg zwischen dieser Stellung und Krieg gebe es nicht; es sei thöricht, Regierungen, die man als despotisch anklage, Vorlesungen über abstracte politische Grundsätze zu halten, welche sie nicht anerkennten, Drohungen seien einer Großmacht unwürdig, wenn sie nicht entschlossen sei zu handeln, Sendung einer Flotte nach Spanien oder Blokade französischer Häfen könne die Invasion nicht hindern, Abschneidung des französischen Handels würde als heuchlerischer Vorwand angesehen werden, um sich selbst zu bereichern; also, da Englands Ehre und Interessen nicht durch den Krieg berührt würden und die Nation dringend des Friedens bedürfe, verböten Grundsätze wie Politik eine weitere Einmischung in den Streit.

Als nach dem Tode Lord Liverpools, der das zusammenhaltende Band des Ministeriums gebildet hatte, Canning an die Spitze des neuen Cabinets trat und die Tories ihn in Masse verließen, blieb Palmerston ihm treu. Mit derselben weisen Einsicht, mit der er früher größere Anerbieten ausgeschlagen, lehnte er es sowohl ab General-Statthalter von Indien zu werden, weil er die parlamentarische Laufbahn nicht aufgeben wollte, als die Führung des Unterhauses zu übernehmen, weil er dieser Aufgabe nicht gewachsen sei, behielt vielmehr, da der König ihn nicht als Schatzkanzler wollte, sein bisheriges Amt,

nunmehr jedoch mit Sitz im Cabinet. Auch nach dem frühen Tode Cannings blieb er unter Lord Goderich und dann dem Herzog von Wellington in seiner alten Stellung und vertheidigte die griechische Politik der Regierung. Als aber im Jahre 1828 sein Freund Huskisson wegen einer geringen Meinungsverschiedenheit etwas übereilt seine Entlassung einreichte, welche Wellington jedoch sofort annahm, trat auch Palmerston mit den übrigen Anhängern Cannings aus dem Ministerium, weil, wie er erklärte, sein Vertrauen auf Huskissons wirthschaftliche Grundsätze der wesentliche Grund gewesen, der ihn bewogen auch unter dem Herzog zu dienen, während er nach dessen Ausscheiden und nachdem die Art, wie man seinen Freund behandelt, gezeigt, daß entgegengesetzte Ansichten im Ministerium überwögen, selbst nicht hinreichendes Gewicht zu besitzen glaube, um seinen Ansichten Geltung zu verschaffen.*)

Lord Palmerston befand sich nun zum ersten Male in der Opposition, und ganz auf seine parlamentarische Thätigkeit angewiesen. Er faßte dieselbe nicht in kleinlichem Parteigeist auf und trat warm für das Ministerium ein, als dasselbe nunmehr die Emancipation der Katholiken beantragte. Nachdem er seine Befriedigung ausgesprochen, daß die Regierung sich von der Nothwendigkeit dieser Maßregel überzeugt, welche seine Gesinnungsgenossen seit Jahren unter den ungünstigen Umständen befürwortet, vertheidigte er namentlich Peel beredt gegen die An-

*) „We joined the new Government not as individuals, but as a party representing the principles and consisting of the friends of Mr. Canning, as a party we retired.“ (Bulwer Life of Lord Palmerston I p. 216.) Schon im März erklärte er: „If Huskisson went out I must do so too, because of his influence were withdrawn from the cabinet, the arbitrary party would soon predominate and I could no longer cooperate with my colleagues (ibid. p. 243).

griffe derer, welche dem Namen nach Freunde der Regierung waren, aber ihm seinen Meinungswechsel in dieser Frage nicht verzeihen konnten. Ein solcher Vorwurf, sagte er, sei höchst befremdlich, denn wozu sollten alle geistigen Kämpfe in einer gesetzgebenden Versammlung dienen, als sich gegenseitig davon zu überzeugen, was recht sei. Wenn Peel, weil ihm die Gefahren ferneren Widerstandes größer als diejenigen, welche mit Nachgeben verbunden seien, erschienen, den mannhaften Entschluß gefaßt, diese große Frage zum Austrag zu bringen, so sei das der größte und ruhmvollste Schritt seiner Laufbahn.

Um so empfindlicher war dem Ministerium Palmerstons Kritik seiner auswärtigen Politik in der griechischen und namentlich in der portugiesischen Frage, in der er die Regierung wegen ihrer lauen Haltung gegenüber dem verrätherischen Versuch Dom Miguels, seiner Nichte die Krone zu rauben, angriff, um so mehr als er die öffentliche Meinung dabei mit sich hatte. Wellington war zwar völkerrechtlich durchaus im Rechte, als er nicht dulden wollte, daß von den Anhängern der Königin in englischen Gewässern eine Unternehmung gegen Miguel ausgerüstet werde; aber das populäre Gefühl sah darin nur eine Begünstigung eines Tyrannen gegen einen constitutionellen Souverän und stimmte Palmerston bei, als er den Gegensatz der Energie, mit der die Regierung in diesem Falle eingeschritten, zu der Weigerung hervorhob, bei Gelegenheiten dasselbe zu thun, wo es Dom Miguel geschadet hatte. Die auswärtige Politik fesselte ihn überhaupt immer mehr, er bedauerte, daß man sich im Parlamente so wenig damit beschäftige und beherrschte dort diese Fragen um so mehr; seine beiden Reden über die portugiesischen Wirren waren die bedeutensten über auswärtige Politik seit dem Tode Cannings, fanden lauten Wiederhall im Lande und bezeichneten ihn als künftigen auswärtigen Minister. Er ging wiederholt nach

Paris, knüpfte mit dortigen Staatsmännern Verbindungen an und studirte die französischen Zustände, welche einer Krisis zutrieben. Es war jedenfalls ein Beweis richtiger Beurtheilung derselben, wenn er am 4. December 1829 schrieb, daß, wenn der König wirklich znm ersten Male bis zuletzt hartnäckig bleibe, statt wie bisher im letzten Augenblicke nachzugeben, und wenn er sich auf ein Ministerium stützen könne, das tollkühn genug sei, dem Sturm des Nationalgefühls zu trotzen, voraussichtlich ein Wechsel in dem Namen des Inhabers der Tuilerien stattfinden und der Herzog von Orleans aufgefordert werden könne, vom Palais Royal herüberzukommen, die Armee werde die Regierung bei Gewaltmaßregeln nicht unterstützen.

Als dann der Sturm kam, der Thron der Bourbonen fiel, Belgien sich von Holland losriß, diese Ereignisse überall Wiederhall iu revolutionären Zuckungen fanden, und in England, obwohl dasselbe davon bewahrt blieb, das Toryministerium vor der allgemeinen Forderung der Parlamentsreform zurücktreten mußte, war Palmerston der gegebene Mann, um in dem Ministerium Grey die auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen,*) und hiermit begann seine Laufbahn in der großen Politik.

II.

Die schwerste Aufgabe, welche er vorfand und zu einem glücklichen Ausgang führte, war die belgische Verwickelung. Holland war dem siegreichen Aufstande seiner südlichen Provinzen gegenüber des Rückhaltes von Oesterreich, Rußland und Preußen sicher und hatte auch in England an den Tories

*) Wellington verkannte seine Wichtigkeit nicht und suchte ihn im Jahre 1830 zum Wiedereintritt zu bewegen, was aber daran scheiterte, daß Palmerston erklärte, für Parlamentsreform zu sein.

mächtige Freunde, welche, Wellington an der Spitze, das vereinigte Königreich der Niederlande als ein Bollwerk gegen Frankreich geschaffen hatten. Sie sahen in dem Aufstande nur eine Nachahmung der Pariser Revolution, unter der Begünstigung Frankreichs, das die Ruhe Europas aufs neue bedrohte, und das protestantische Gefühl nahm Partei gegen eine Bewegung, an deren Spitze der Clerus stand. Palmerston dagegen erkannte sofort die Unmöglichkeit der ferneren Vereinigung der beiden sich abstoßenden Theile der bisherigen Monarchie und war daher genöthigt mit Frankreich sich jedem gewaltsamen Versuche zu widersetzen, Belgien Holland wieder zu unterwerfen. Aber er war ebenso entschlossen Frankreichs Uebergriffen entgegenzutreten und zu hindern, daß Belgien unter dessen Einfluß falle; sein Gesichtspunkt war, den Zweck für den das Königreich der Niederlande geschaffen war, mit, den veränderten Umständen nach modificirten Mitteln aufrecht zu halten. Die Absichten der leitenden Politiker in Paris waren ihm nach seinen früheren Besuchen der französischen Hauptstadt vollkommen klar, Sebastiani hatte ihm 1829 gesagt, Frankreich wünsche nichts mehr, als ein herzliches Einvernehmen mit England, aber dasselbe sei unmöglich, solange letzteres der Wiedergewinnung der Rheingrenze entgegentrete, welche für Frankreich unentbehrlich sei,*) so konnte es ihn kaum überraschen, daß auch bei den belgischen Verhandlungen Talleyrand stets versuchte, Gebietsvergrößerungen zu erreichen; derselbe fragte Palmerston, ob es nicht möglich sei Luxemburg an Frankreich zu geben? Damit abgewiesen, verlangte er die Abtretung von Philippeville und Marienburg, endlich von Bouillon. Dem gegenüber hielt Palmerston unbeugsam daran fest, daß jede

*) Bulwer's Life I p. 322.

Aenderung des Gebietsstandes zu Gunsten Frankreichs ausgeschlossen sei, wenn man zu einer friedlichen und befriedigenden Ordnung der Verwickelung gelangen wolle, und ließ in Paris bestimmt erklären, das gute Einvernehmen beider Länder hänge davon ab, daß Frankreich, welches Nichtintervention und Frieden als seine Politik hinstelle, sich mit seinem Gebiete begnüge. Dieselbe feste Haltung beobachtete er in der dynastischen Frage und gab deutlich in Paris zu verstehen, daß die Annahme der Krone für den Herzog von Nemours, die er einfach als Einverleibung Belgiens in Frankreich betrachte, von England als Kriegsfall betrachtet werden würde. Er erzwang schließlich die Räumung Belgiens seitens der französischen Truppen durch die bestimmte Erklärung, daß die Weigerung der Krieg sei, und widerstand erfolgreich der Anmaßung Frankreichs, die belgischen Festungen zu bestimmen, welche geschleift werden sollten. Nicht geringere Schwierigkeiten machten die Begehrlichkeit der Belgier und die Hartnäckigkeit des Königs von Holland. Wenn es gelang alle diese Hindernisse zu überwinden, wenn Belgien als selbstständiger, constitutioneller und dauernd neutralisirter Staat unter einem König ins Leben trat, welcher in England seine beste Stütze sah, so ist dies in erster Linie Palmerstons maßvoller Festigkeit und Klugheit zu verdanken. Auf der andern Seite scheute er sich trotz heftiger parlamentarischer Angriffe nicht dafür einzutreten, daß England seine Zahlungen für das von ihm 1815 garantirte holländisch-russische Anlehen fortsetze, obwohl diese Garantie sich nur auf den unveränderten Bestand der niederländischen Monarchie beschränkte und Holland seine Zahlungen eingestellt hatte, weil, wie er sagte, das Princip dasselbe geblieben, durch zweckentsprechende Maßregeln das Gleichgewicht Europas zu erhalten. England habe seiner Zeit die Zusage gegeben, weil es die Vereinigung der Niederlande in seinem Interesse hielt, es sei jetzt, wo diese Vereinigung

ohne seine Schuld unmöglich geworden, sein Interesse, Belgien zu einem unabhängigen, neutralen Staate zu machen; Rußland habe zugesagt seine Politik danach zu richten, der Geist des Vertrages bestehe daher, wenn auch der Buchstabe desselben hinfällig geworden, und England dürfe letzteres nicht benutzen, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen. Diese Haltung Palmerstons war um so mehr anzuerkennen, als Rußland damals in England durch seine Niederwerfung Polens höchst unpopulär war; wenn er seinerseits in dem Versuch, für die Erhaltung der polnischen Verfassung einzutreten, nicht glücklich war, so trifft ihn dafür kein Vorwurf, die Polen hatten sich durch ihren Aufstand formell ins Unrecht gesetzt, die Wiener Verträge gaben England zwar das Recht in der polnischen Frage mitzusprechen, aber legten ihm keine Verpflichtung auf handelnd einzuschreiten, es stand außer Frage, sich für Polen in einen großen Krieg zu stürzen, und so blieb Palmerston nur übrig, förmliche Verwahrung gegen die Behauptung des Kaisers Nikolaus einzulegen, daß Polen durch die Empörung seine durch die Verträge von 1815 gesicherte Verfassung verwirkt habe.

Dagegen zeigte Palmerston keinen weiten Blick bei der Lösung der griechischen Frage, er war den Griechen günstig gesinnt, aber durchschaute damals nicht entfernt die Gefahren der russischen Politik, vielmehr sah er dem russisch-türkischen Kriege gleichmüthig zu und wünschte sogar den Russen den besten Erfolg, da dies die einzige Aussicht gebe den griechischen Staat gut auszustatten.*) Rußland habe sich durch so viele Erklärungen und Versprechen verbunden keine Eroberungen zu machen, daß man es für aufrichtig halten müsse, darüber, daß der Frieden von Adrianopel diese Versprechungen so drastisch Lügen strafte, findet Palmerston kein Wort, ja er behauptete

*) I p. 329.

am 27. August 1832, die Türkei sei der angreifende Theil gewesen und Rußland habe durch den Frieden keine nennenswerthen Erwerbungen gemacht. Er hatte selbst in einer Rede vom 1. Juni 1829 im Unterhause den Gedanken bekämpft, ein Griechenland zu schaffen, das weder Athen, noch Theben, noch die sonst ruhmreichsten Stätten geschichtlicher Ereignisse einschlösse, er erklärte am 5. Februar 1830, es sei für England von der äußersten Wichtigkeit, daß der neue Staat vollständig im stande sei, sich zu halten, und nicht durch eine schiefe Politik in die Arme der Macht getrieben werde, welche nach Beendigung des Krieges mit der Pforte ihre ehrgeizigen Blicke auf diesen Punkt wenden möchte, es sei, betonte er mit Recht, für die Türkei in ihrer jetzigen Lage von geringer Bedeutung, ob sie etwas mehr oder weniger Gebiet abtreten müsse, die Hauptsache sei, daß der neue Staat nicht der Kampfplatz werde, auf welchem fremde Einflüsse um die Herrschaft kämpften, — und dennoch wußte er, als er Minister geworden, diese wichtigen Gesichtspunkte nicht zu verwirklichen, wußte nicht durchzusetzen, daß dem jungen Staate die ausreichend breite Gebietsgrundlage gegeben werde, welche Prinz Leopold als unumgänglich für eine gedeihliche Entwickelung Griechenlands und seine Annahme der Krone bezeichnete. An seine Stelle trat der unmündige bayerische Prinz Otto, unter einer Regentschaft, welche ein Spielball von Intrigen ward, Rußland allein erreichte seinen Zweck, den Palmerston früher richtig durchschaut hatte, aber jetzt zu vereiteln thatsächlich aufgab, die Pforte zu schwächen und doch Griechenland nicht zu einem wirklich selbstständigen und lebensfähigen Staat werden zu lassen, welcher seine Pläne hätte kreuzen können; Palmerston aber begegnete dem Widerspruch im Unterhause damit, „daß König Otto einer der bedeutendsten Dynastien zweiten Ranges und einem Lande angehöre, wo freie Institutionen beständen“. Weit schwerer noch trifft Palmerston

der Vorwurf, daß er nicht entschieden den Bestrebungen im Parlament, die britische Wehrkraft zu schwächen, entgegentrat. Sparsamkeit war damals die Losung der Reformer und demgemäß verlangte man vor allem Verminderung der Ausgaben für Heer und Flotte. Das Reformministerium, das seine Volksthümlichkeit nicht aufs Spiel setzen wollte, wußte dieser Strömung nicht zu widerstehen, Schiffe wurden abgetakelt, Matrosen und Soldaten entlassen. Palmerston, welcher so lange und gerade während der größten Macht! Englands Kriegssecretär gewesen war, der, wie erwähnt, nach dem Frieden so entschlossen der Forderung der Verringerung der militärischen Ausgaben entgegengetreten war, konnte sich am wenigsten darüber täuschen, daß eine solche kurzsichtige Politik das Ansehen Englands im Rathe der Mächte herabdrücken und ihm selbst als auswärtigen Minister es sehr erschweren mußte, die britischen Interessen wirksam zu vertreten; dennoch sehen wir nicht, daß er versucht hätte, sie energisch zu bekämpfen. Die unheilvollen Folgen derselben blieben nicht aus. Mehemed Ali empörte sich gegen den Sultan, sein Sohn Ibrahim schlug das türkische Heer entscheidend bei Konieh (21. Dec. 1832). In seiner Noth wendete sich der Divan an England um Hilfe und erbat Schutz durch dessen Flotte, aber die größte Seemacht der Welt hatte keine verfügbaren Schiffe. Dem Sultan blieb nichts übrig, als sich in die Arme Rußlands zu werfen. Dasselbe sandte im Februar 1833 ein Geschwader nach Konstantinopel, und als Ibrahim weiter vordrang, landeten im April 12,000 Russen auf den Höhen von Skutari. Das Ergebniß war, daß die Pforte mit dem aufständischen Pascha den demüthigenden Frieden von Kutahjeh schließen mußte, der Syrien und Adana in seinen Händen ließ, Rußland aber dafür, daß es den Sultan vor dem Aeußersten rettete, sich durch den Vertrag von Unkiar-Skelessi bezahlt machte, der die Türkei vollständig in die Ab-

hängigkeit des Zaren brachte. Was half es da, daß Lord Palmerston gleichzeitig mit Frankreich erklärte, England behalte sich bei einer bewaffneten Einmischung Rußlands in die inneren Angelegenheiten der Türkei vor zu handeln, als ob jener Vertrag nicht vorhanden wäre? Graf Nesselrode konnte sich darauf berufen, daß er bereits vor der russischen Hilfeleistung dem englischen Cabinet mitgetheilt, er würde der Pforte aufrichtig Glück wünschen, wenn sie von England wirksame Hilfe erhielte, was um so ungefährlicher war, als er wußte, daß dieselbe nicht gewährt werden würde, und erwiderte nun auf die Verwahrung der Westmächte, ihre Auffassung beruhe auf Unkenntniß der Verhältnisse, zwischen Rußland und der Pforte beständen Beziehungen innigen Vertrauens und ersteres werde deßhalb in Erfüllung des Vertrages von Unkiar-Skelessi handeln, als ob die Erklärung der Westmächte nicht vorhanden wäre.

War die Politik Palmerstons in dieser Angelegenheit eine schwere Unterlassungssünde, die nur lahm damit entschuldigt wird, daß er nicht genug Einfluß im Reformministerium gehabt, um seine Ansichten durchzusetzen, so zeigte er vollends eine unglückliche Hand, als er es unternahm in Asien handelnd aufzutreten, um dort Englands Ansehen zu wahren. Dasselbe hatte 1814 mit Persien einen Vertrag geschlossen, durch welchen es diesem Schutz gegen jeden nicht von ihm hervorgerufenen Angriff einer europäischen Macht versprach. Diesen Vertrag ließ Canning 1825 ungestraft verletzen, als Rußland unter nichtigen Vorwänden Persien angriff, und es war vollkommen unbegründet, wenn Palmerston noch 1832 behauptete, Rußland sei nicht der angreifende Theil gewesen. Der Schah, dem übermächtigen Feinde preisgegeben, mußte im Frieden von Turkomantchaï 1827 die Provinzen Erivan und Nakitchevan abtreten. Als nun zehn Jahr später Persien, um sich für diesen Verlust schadlos zu halten, das früher stets zu ihm ge-

hörige Herat wieder zu erobern suchte, das ihm schon deshalb nöthig war, weil es ihm einen festen Rückhalt gegen die fortwährenden Einfälle der räuberischen Turkmenen in sein Gebiet gegeben hätte, ließ Palmerston dem Schah erklären, England betrachte die Belagerung Herats als eine feindliche Kundgebung gegen Indien, zwang ihn durch ein in den persischen Meerbusen entsendetes Geschwader dieselbe aufzugeben und entfremdete damit Persien gründlich, welches doch die wirksamste Vormauer für Indien zu bilden berufen war. Betrachtete aber Palmerston als solche Afghanistan, zu dessen Gunsten er einschritt, so war es um so mehr geboten, dessen Herrscher, Dost Mohammed, zu stützen, der sich nach langen Bürgerkriegen zum unbestrittenen Gebieter der verschieden gearteten Länder gemacht, die man bis heute unter Afghanistan begreift, und der nichts mehr begehrte, als Englands Verbündeter zu werden. Aber Palmerston, erschreckt durch die Unternehmung des Generals Peroffski gegen Chiwa, deren Zweck war, wie das Kriegsmanifest sagte, „den Einfluß in jenem Theile Asiens zu stärken, auf den Rußland ein Recht habe", sowie durch die Sendung eines russischen Agenten nach Kabul, wollte durch einen großen Schlag das Ansehen Englands in Asien herstellen und kam auf den unglücklichen Einfall, einen unfähigen Nebenbuhler Dost Mohammeds, Schah Schudscha, der als Flüchtling in Indien lebte, zum Emir von Afghanistan zu erheben. Der zu dem Ende unternommene und anfangs siegreiche Feldzug Sir J. Keanes endete mit der vollkommenen Vernichtung des indischen Heeres; eine zweite besser vorbereitete Unternehmung suchte diese Scharte auszuwetzen, aber immerhin erlitt Englands Ansehen in Asien durch diese erste Niederlage einen schweren Schlag, und das Ergebniß war schließlich nur ein Bündniß mit Dost Mohammed, das man von Anfang an ohne Schwertstreich hätte haben können. Palmerston aber suchte sich dem Parlament gegen-

über durch ein Blaubuch zu decken, in dem die Actenstücke derart verstümmelt waren, daß sein eigener Unterhändler, Sir A. Burnes, die Vorlage für „pure trickery and fraud“ erklärte.

III.

Es ist begreiflich, daß die Verherrlicher des Lords über diese Dinge schweigend hinweggehen, um so mehr betonen sie seine Verdienste als Vorkämpfer der liberalen Grundsätze in Europa gegenüber dem Absolutismus. Sieht man sich indeß die Fälle näher an, so erscheint die Berechtigung zum Einschreiten in diesem Sinne ebenso zweifelhaft, wie dessen politische Weisheit. Palmerston hatte früher den Grundsatz Cannings vertreten, daß jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates unzulässig sei, solange dadurch nicht die Interessen des eigenen Landes oder von Verbündeten gefährdet seien. Nun schloß er am 22. April 1834 mit den Regenten von Spanien und Portugal einen Vertrag, dem Frankreich beitrat, durch welchen beide Mächte denselben ihren Beistand zusicherten, um die Prätendenten Don Carlos und Don Miguel zu vertreiben und so den Frieden auf der Pyrenäenhalbinsel wieder herzustellen. Frankreich verhinderte die Zufuhr von Waffen und Proviant an Don Carlos, England gewährte der spanischen Regierung Unterstützung von Waffen und durch seine Flotte und gestattete die Ausrüstung eines freiwilligen Corps unter einem britischen Officier. Es traf nun sicher nicht zu, wenn man sich, was Portugal betraf, dafür auf das alte, oft erneuerte Bündniß berief, durch welches England dem Lande seinen Schutz versprochen, denn Canning hatte diesen ausdrücklich auf Fälle des Angriffs von außen beschränkt, und es kam somit nicht in Betracht, daß Donna Maria da Gloria rechtmäßige Königin und Don Miguel ein eidbrüchiger Prätendent war. Hinsichtlich

Spaniens lag nicht einmal diese Entschuldigung vor; die Rechtmäßigkeit der Anordnung der Thronfolge durch Ferdinand VII. war höchst zweifelhaft und den ehrgeizigen Intrigen der Königin Christine zuzuschreiben. Die spanische Nation war in zwei Lager getheilt, von denen das des Don Carlos jedenfalls größere Widerstandsfähigkeit zeigte, während die Anhänger Isabellas unter sich getheilt waren. Daß Don Carlos die Sache der absoluten Monarchie vertrat, gab England ebensowenig ein Recht sich in den Streit zu mischen, als es behaupten konnte, daß eigene Interessen durch denselben in einer Weise verletzt seien, welche eine Intervention gerechtfertigt hätten. In der That beabsichtigte Palmerston mit dem Vertrage vor allem einen Schlag gegen die nordischen Höfe, welche ihre Vertreter bei der Königin abberiefen, er erklärte später geradezu: „Wir betrachteten die Frage nicht als eine einfache Wahl zwischen einem Souverän oder dem andern, sondern, wie es in Wirklichkeit der Fall war, zwischen absoluter Regierung auf der einen und constitutioneller auf der andern Seite,“ und nachdem er behauptet, daß letztere in Portugal und Spanien zu befestigen in Englands Interesse sei, rechnete er es sich zum Verdienste an, daß „er sich über alle engen Vorurtheile erhoben und zu einem Akt kräftigen Einschreitens entschlossen habe, um jenen Ländern die Segnungen verfassungsmäßiger Regierung zu geben“. Diese Politik mag damals in England den Beifall der Tagesströmung gefunden haben, aber sie war so wenig berechtigt als erfolgreich; Palmerston beschäftigte sich nicht mit politischen Problemen; er fand die englische Verfassung vortrefflich, sah, daß die meisten festländischen Staaten unter dem absoluten Regiment litten und glaubte, in der Einführung einer gemäßigt liberalen Verfassung liege das einzig wirksame Heilmittel für diese Uebelstände; aber wie kein Mensch das Recht hat einem andern seine Grundsätze aufzudrängen, weil er

glaubt, daß dieselben für diesen wohlthätig sein werden, so war die Anmaßung, daß England das Recht habe, anderen Ländern eine bestimmte Verfassung aufzunöthigen, unvereinbar mit dem Recht der Selbstbestimmung der betreffenden Staaten; mit vollem Fug erklärte der Herzog von Wellington am 9. Juli 1834 im Oberhause: „Ich sage, daß dies Land kein Recht hat in den Angelegenheiten von Spanien und Portugal einzuschreiten, der Zweck des Quadrupel-Vertrages ist durchaus n Widerspruch mit dem politischen Systeme, nach welchem dies Land stets gehandelt hat. Ich bedauere, daß England die Stellung verloren hat, welche es früher im Rathe Europas einnahm, den großen Einfluß und die wohlwollende Stellung, welche ihm ermöglichten nicht nur durch seinen Rath den Frieden zu erhalten, sondern auch das gute Einvernehmen unter den Mächten.“ Palmerstons Vorgehen war auch nicht im wahren Sinne erfolgreich, obwohl es die beiden Prätendenten beseitigte, es brachte vor allem Spanien keinen wirklichen Frieden, vielmehr dauerten die inneren Wirren fort und das britische Freiwilligen-Corps, das von Don Carlos als rechtlos behandelt ward, erlitt ein elendes Schicksal; die wenigen Ueberlebenden aber mußten sich nachträglich belehren lassen, daß die Regierung nicht für das verantwortlich sei, was sie nicht selbst gethan, sondern nur Andere zu thun ermuthigt hatte.

Auch während seines zweiten Ministeriums (1846—51) hatte Palmerston mit seinem Eingreifen in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten kein Glück. Seine Intervention in dem portugisischen Bürgerkriege von 1846, wo er die Junta von Oporto durch ein britisches Geschwader zur Unterwerfung nöthigte, war sicher nicht berechtigt, da kein Interesse Englands durch jenen Aufstand gefährdet war. In dem Fall der spanischen Heirathen ist zuzugeben, daß die Hauptverhandlungen unter Lord Aberdeen stattfanden, ehe er wieder ins auswärtige

Amt trat, und daß er dann von Louis Philipp und Guigot in einer Weise hintergangen ward, die er nicht voraussehen konnte, aber dies war doch nur möglich, weil er nicht den richtigen Standpunkt in der Frage einnahm. Frankreich war mit der Anmaßung hervorgetreten, die Königin Isabella dürfe nur einen Prinzen aus dem Hause Bourbon heirathen, dem konnte England mit Erfolg nur entgegentreten, wenn es erklärte, die Königin eines unabhängigen Staates dürfe in der Freiheit der Wahl ihres Gatten nicht beschränkt werden, seinerseits stelle es im Interesse des europäischen Gleichgewichtes nur die Forderung, daß die Bestimmung des Vertrages von Utrecht gewahrt bleibe, wonach die Kronen von Spanien und Frankreich nicht auf einem Haupte vereinigt werden dürften. Der schwache Aberdeen hatte nicht den Muth gehabt dies zu thun, er hatte zwar bemerkt, daß er das Recht Frankreichs, die Wahl der Königin auf eine bestimmte Familie zu beschränken, nicht anerkenne, aber hinzugefügt, die englische Regierung werde sich beruhigt fühlen, wenn Ihre Majestät einen bourbonischen Prinzen wähle, der nicht als Erbe des französischen Thrones in Betracht komme.

Gleichwohl wäre es noch Zeit gewesen, sich auf den genannten, einzig richtigen Grundsatz zurückzuziehen, als die Whigs 1846 ins Amt kamen, und man hätte denken sollen, daß gerade Palmerston der Mann gewesen wäre, für denselben einzutreten. Damals regierte in Madrid ein conservatives Ministerium der Moderados, das durch Frankreich ans Ruder gekommen war, gleichwohl aber dessen Anmaßung, in dieser Frage Spanien das Gesetz zu geben, bitter empfand. Hof, Regierung und Nation hätten sich mit Freuden jedem englischen Minister angeschlossen, der bereit gewesen wäre, dem französischen Ansinnen offen entgegenzutreten, England hätte damit eine unangreifbare Stellung eingenommen, hätte sich Spaniens Dankbarkeit er-

worden und die Intrige Louis Philipps wäre zu Boden gefallen. Aber Palmerston griff die Sache anders an; zur Zeit seines ersten Ministeriums war die Partei der Progressisten in Madrid die herrschende gewesen, auf sie hatte er sich gestützt und hatte nach ihrem Fall mit ihren verbannten Führern in London Beziehungen aufrecht gehalten, so daß er ganz durch ihre Brille sah.

Er schrieb nun, als er Minister geworden, sofort eine Depesche an den Gesandten in Madrid, in welcher er sich auf das stärkste über die Partei der Moderados aussprach, an die Spitze der Heirathscandidaten den Prinzen Leopold von Coburg stellte, aber nachdrücklich den Infanten Don Enrique, verbannten Führer der Progressisten, empfahl, und diese Depesche theilte er seltsamer Weise dem französischen Geschäftsträger in London mit, weil, wie er sagte, „dies der höflichste Weg sei, Louis Philipp seine abweichende Meinung über die spanischen Dinge wissen zu lassen". Er glaubte, daß der König, durch die Aussicht auf eine coburgische Candidatur erschreckt, Don Enrique als Bourbonen annehmen und daß die Königin-Mutter und die Regierung dann unter dem gleichzeitigen Druck Englands und Frankreichs dasselbe thun würden. Diese Annahme war sehr kurzsichtig. Guizot beeilte sich natürlich von jener Depesche in Madrid Kenntniß zu geben und so dem Ministerium dort zu zeigen, daß Palmerston sein entschiedener Gegner sei, der es durch jedes Mittel stürzen wolle, die Königin-Mutter aber sah sich durch die Candidatur ihres Feindes Don Enrique auf das äußerste bedroht und so fand nun der französische Rath bei ihr Eingang, den Knoten zu durchschneiden, indem zugleich die Königin ihren Vetter Don Francisco von Assisi und ihre Schwester den Herzog von Montpensier heirathete. Daß dies von Seiten Louis Philipps und Guizots ein Verrath war, nachdem Ersterer noch kurz vorher der Königin

Victoria zugesagt, von einer Ehe seines Sohnes mit der Infantin solle nicht die Rede sein, bevor nicht die Königin verheirathet und Nachkommen habe, ist unbestreitbar: aber das Gelingen dieses Streiches ward nur durch Palmerstons falsche Politik möglich.

Auch sein Eingreifen während der revolutionären Wirren war wenig glücklich. 1847 sandte er Lord Minto nach Italien, um den dortigen Regierungen liberale Zugeständnisse zu empfehlen, was immerhin schon von zweifelhafter Räthlichkeit war, aber doch nicht die Grenzen des Erlaubten überschritt. Als indeß zu Anfang 1848 ein Aufstand in Sicilien ausbrach, unterstützte Palmerston denselben auf alle Weise, während er noch am 16. December 1847 dem König Ferdinand durch Minto hatte versichern lassen, daß es der aufrichtige Wunsch der britischen Regierung sei, die alten Bande der Freundschaft mit der Krone beider Sicilien zu erhalten und wo möglich noch enger zu ziehen. Ja, er erklärte der sardinischen Regierung, daß, wenn der Herzog von Genua zum König von Sicilien gewählt werde und dessen Thron inne habe, England ihn anerkennen werde. Nachdem aber die Aufständischen geschlagen waren und doch die angebotenen Bedingungen des Königs verwarfen, wagte er nicht für sie einzutreten, sondern überließ sie ihrem traurigen Schicksal. Besonders übel kam der Minister mit seinen unerbetenen Rathschlägen in Spanien an. Als am 16. März 1848 der englische Gesandte in Madrid, Sir H. Bulwer, Abschrift eines Schreibens Palmerstons überreichte, worin derselbe rieth, ein gesetzliches und constitutionelles System anzunehmen und das Ministerium durch Berufung von Männern zu stärken, in welche die liberale Partei Vertrauen setze, antwortete die Regierung auf diesen Schritt damit, daß sie den Gesandten ersuchte, Spanien sofort zu verlassen. Umgekehrt lehnte Palmerston die von Oesterreich in Norditalien nach-

gesuchte Vermittelung ab, weil er dessen Sache daselbst für verloren hielt, bot sie aber an, nachdem Radetzky die österreichische Herrschaft in der Lombardei wieder hergestellt hatte, und dem englischen Gesandten bedeutete, daß es nichts mehr zu vermitteln gebe. Zufolge seiner eigenen fortwährenden Einmischungen konnte er denn auch keine feste Stellung dagegen einnehmen, als 1849 Rußland seinerseits auf Anrufen Oesterreichs in Ungarn intervenirte, um die Sache des Absolutismus aufrecht zu halten, er konnte nicht, wie Canning gegen den französischen Einmarsch in Spanien, protestiren und antwortete auf eine Anfrage Osbornes (21. Juli) nur, daß die Regierung keine Gelegenheit gefunden, ihre Meinung amtlich mit Vortheil zu äußern.

Während er so nichts that, um die Sache der Freiheit wirksam zu unterstützen, sprach er um so rücksichtsloser über die ihm verhaßten gekrönten Häupter, hielt am 24. Februar 1849 eine Rede, in der er den König von Neapel der gröbsten Verbrechen anklagte, übte aber seine Kraft mit der That nur gegen kleine Staaten. So hatte er für die von Engländern in Neapel und Sicilien 1848 erlittenen Verluste ein diplomatisches Schiedsgericht angenommen, welches die Entschädigung festsetzen sollte. Nachdem aber dasselbe seinen Spruch auf eine bestimmte Summe in neapolitanischer Rente gegeben hatte, erklärte er dieselbe für ungenügend, bestimmte willkürlich einen höheren Betrag und erzwang die Zahlung in baarem Gelde. Noch schmählicher war sein Verhalten in der Pacifico-Angelegenheit, in welcher er, wie Graf Nesselrode sagte, Englands Ueberlegenheit mißbrauchte, um für ganz unhaltbare Ansprüche eines Abenteurers aus Gibraltar, die griechische Regierung zur Zahlung einer hohen Entschädigung zu zwingen. Er brachte dabei England bis an den Rand eines Krieges mit Frankreich und suchte dies vergeblich abzuleugnen, indem er am 16. Mai

1850 im Unterhause sagte, der französische Botschafter gehe nur nach Paris, um seiner Regierung Erklärungen zu geben, während an demselben Tage der französische Minister erklärte, Herr Drouyn de l'Huys sei aus London abberufen, weil sein Verbleiben nicht mit der Würde der Republik vereinbar erscheine. Das von Palmerston veröffentlichte Blaubuch war, wie seine früheren in ähnlichen Fragen, sehr ausführlich über Einzelheiten ohne Belang, ließ aber die wesentlichsten Aktenstücke und Instructionen vermissen. Im Oberhause ward sein Verfahren auf das schärfste von Lord Stanley angegriffen, der dasselbe als „unziemlich, ungerecht, brutal und geeignet, nutzlos das gute Einvernehmen, das zwischen den Mächten Europas herrschen sollte, zu stören" bezeichnete, und das beantragte Tadelsvotum ward mit 37 Stimmen Mehrheit angenommen. Im Unterhause brachte Roebuck am 24. Juni eine Resolution ein, daß die allgemeine Politik des Ministeriums den Beifall des Hauses verdiene und gab so den zahlreichen Liberalen, welche Palmerstons Verfahren in der Pacificofrage mißbilligten, aber das Ministerium nicht stürzen wollten, die Möglichkeit, für seinen Antrag zu stimmen. Gleichwohl ist es thöricht, wenn Ashley behauptet, der Angriff sei von englischen Schutzzöllnern und fremden Absolutisten ausgegangen, und der Minister selbst diesen als einen Schuß bezeichnete, „der von einer fremden Verschwörung abgefeuert und inneren Intrigen begünstigt sei". Es gab zahlreiche Liberale, denen ihr Gewissen verbot, Palmerstons gewaltthätiges Vorgehen in dieser Sache durch die vage Fassung der Resolution zu decken und die seine fortwährenden ungerechten und unnützen Interventionen mißbilligten, unter diesen nicht bloß Gladstone und Cobden, sondern Sir Robert Peel, Molesworth, Sidney Herbert, wie im Oberhause die Lords Brougham, Canning und Aberdeen für das Tadelsvotum gestimmt hatten. Palmerston vertheidigte sich in einer

glänzenden Rede, in welcher er seine ganze auswärtige Politik darlegte und dann die empfänglichste Fiber einer englischen Versammlung berührte, den Schutz, den auch der geringste britische Unterthan überall durch die Macht seines Vaterlandes genießen solle, jeder solle an jedem Punkte der Welt das stolze Gefühl des „civis romanus sum" haben. Es war ein Meisterstück parlamentarischer Beredsamkeit, das er in dieser fünfstündigen Rede lieferte, und als er unter allgemeinem Beifall schloß, war sein Sieg gewiß, selbst Sir R. Peel erklärte in seiner Antwort, daß diese Rede „uns Alle stolz auf den Mann gemacht hat, der sie hielt". Aber wenn die Resolution Roebucks mit 46 Stimmen Mehrheit angenommen ward, so kann dies nicht über die Schwäche der Sache selbst täuschen, die sich schon daraus ergab, daß die Commission der drei Bevollmächtigten, Englands, Griechenlands und Frankreichs, der die Entschädigung über Don Pacificos Ansprüche übertragen ward, demselben statt der geforderten 750,000 Frs. 3750 Frs. zusprach. Es war leichtsinnig und vermessen, um einer solchen Sache willen den Frieden Europas aufs Spiel zu setzen.

Die eigenmächtige und rücksichtslose Art, in welcher Palmerston in auswärtigen Angelegenheiten verfuhr und namentlich überall für die Sache des fremden Radicalismus Partei nahm, mußte die Königin tief verletzen, sie, wie Prinz Albert sprachen sich wiederholt gegen andere Minister dahin aus, daß sie dadurch in eine geradezu demüthigende Lage komme, den Beschwerden der auswärtigen Souveräne ausgesetzt sei, welche wüßten, daß sie mißbillige, was in ihrem Namen geschehe, während sie doch machtlos sei, dies zu verhindern. Sie kenne ihre constitutionelle Stellung und wisse wohl, daß die Regierung die Politik befolgen müsse, welche die Nation wolle und billige, aber die Nation mißbillige solche Vorgänge und dasselbe thäten seine Collegen; nur deren Schwäche erlaube Palmerston, ihnen wie

dem Souverän und der öffentlichen Meinung zu trotzen. Die Königin hatte in der That bereits 1849 Palmerston bemerkt, daß er unter Russell stehe und die Depeschen, welche ihr vorgelegt würden, durch dessen Hand gehen müßten. Der Premier hatte dies als richtig anerkannt und nur gebeten, die Geschäfte möglichst zu fördern, da Palmerston sich beklage, daß oft bei dringenden Fragen Verzögerungen entständen; dieser selbst nahm dies freundlich auf, that aber nach wie vor, was ihm gefiel; er entschied in auswärtigen Angelegenheiten, wie es ihm am besten dünkte, so daß die Königin und andere Minister oft erst von wichtigen Depeschen und Instructionen erfuhren, wenn sie abgegangen waren und nicht rückgängig gemacht werden konnten. Prinz Albert beklagte sich hierüber lebhaft in einem Schreiben an Lord J. Russell und betonte, daß Palmerston seine Pflicht gegen die Königin verletze, „nicht aus Unachtsamkeit und Nachlässigkeit, sondern grundsätzlich und mit erstaunlicher Hartnäckigkeit“. Er sandte deßhalb ein Memorandum der Königin, vom 12. August 1850,*) in welchem dieselbe mit Bezug darauf, daß Palmerston dies in Abrede stelle, ihre Forderungen formulirte, 1. daß der auswärtige Minister genau darlegt, was er im gegebenen Falle thun will, so daß die Königin genau weiß, wozu sie ihre Zustimmung giebt; 2. daß, wenn diese einmal gegeben ist, die betreffende Maßregel nicht vom Minister willkürlich geändert wird, da sie dies als einen Mangel an Aufrichtigkeit betrachten muß, der gerechter Weise durch ihr constitutionelles Recht, den Minister zu entlassen, geahndet würde. Sie erwartet zu erfahren, was zwischen ihm und den fremden Gesandten vorgeht, bevor daraufhin wichtige Depeschen erlassen werden, die auswärtigen Berichte schleunig zu erhalten und die Vorlagen, welche sie billigen soll, so bald zu empfangen, daß

*) Vgl. S. 138.

sie sich mit dem Inhalt derselben bekannt machen kann, ehe dieselben abgehen müssen.

In diesen Bemerkungen war nichts, was nicht als streng verfassungsmäßig zu vertheidigen war, aber es lag zugleich eine herbe Kritik darin und man kann begreifen, daß ein stolzer Mann wie Palmerston, namentlich unmittelbar nach seinem Siege in der Pacificofrage, der seinem Selbstgefühl mächtig schmeicheln mußte, dies bitter fühlte, obwohl er sich es nicht merken ließ und Russell nur antwortete, er habe Abschrift von dem Memorandum genommen und werde nicht verfehlen sich danach zu richten. Als er später erklärte, weßhalb er diesen Verweis nicht mit der Niederlegung seines Amtes beantwortet, bemerkte er, „das Aktenstück sei, im Zorn von einer Frau geschrieben, die zugleich Souverän sei, und der Unterschied zwischen einem Manne und einer Frau könne selbst bei dem Inhaber eines Thrones nicht vergessen werden; nach dem großen Siege, den er damals nach heftigen Angriffen im Unterhause und in der öffentlichen Meinung erfochten, seine Entlassung zu geben, hätte geheißen, die Früchte des Sieges seinen Widersachern preiszugeben und seine politischen Freunde in dem Augenblick zu verlassen, wo er durch ihre Unterstützung triumphirt habe. Außerdem hätte er einen persönlichen Streit mit seiner Gebieterin vor die Oeffentlichkeit bringen müssen, was kein Unterthan thun dürfe, wenn er es irgendwie vermeiden könne, denn wenn er im Unrecht sei, so würde er unwiderruflich verurtheilt sein, wenn aber der Souverän geirrt, so müsse die Monarchie leiden".

Dagegen ließ sich nichts sagen, und da Palmerston sich dahin entschieden hatte nicht beleidigt erscheinen zu wollen, so war es unzweifelhaft weise und würdiger, auch in seiner Antwort keine Empfindlichkeit merken zu lassen, ja er ging zu Prinz Albert und versicherte ihm, daß die Anklage, er lasse

es absichtlich an Ehrerbietung gegen die Königin fehlen, durchaus unbegründet sei; wäre sie wahr, so dürfte er nicht mehr in der Gesellschaft geduldet werden. Nur hätte er seine Zusicherung auch ausführen müssen, daß er sich nach den Vorschriften des Memorandums richten werde.

Als nun aber Kossuth nach England kam und dort mit großem Jubel empfangen ward, lehnte Palmerston zwar auf Andringen seiner Collegen ab, ihn selbst zu sehen, aber nahm Adressen des Londoner Kossuth-Comitees an, in welchen die stärksten Ausdrücke über die österreichische Regierung vorkamen, und bemerkte in seiner Antwort zwar, daß man wohl nicht seine Zustimmung zu solchen Worten erwarten könne, sprach aber gleichwohl in familiärer Weise seine Sympathie mit der Sache aus, der sich der Ausschuß gewidmet hatte. Diese Haltung mißfiel natürlich der Königin ebenso wie seinen Collegen, sie hatten es durchaus gebilligt, daß Palmerston die Pforte wirksam unterstützte, als diese sich trotz der drohenden Sprache Oesterreichs und Rußlands weigerte, die ungarischen und polnischen Flüchtlinge auszuliefern; aber es widersprach offenbar aller internationalen Rücksicht, daß ein Minister eine derartige Sprache gegen eine befreundete Regierung nicht nur mit anhörte, sondern seine Sympathie mit einer gegen dieselbe gerichteten Revolution zeigte. Russell brachte die Sache vor den Ministerrath, der sich dahin aussprach, daß Palmerston mit Mangel an Vorsicht gehandelt, und theilte der Königin mit, daß dies seine Wirkung nicht verfehlen werde, zumal er Palmerston schriftlich die Nothwendigkeit dargelegt, in der gegenwärtigen kritischen Lage Europas Zurückhaltung zu beobachten.

Eine größere Frage aber zeigte sofort, daß die Hoffnung hierauf vergeblich sei, und brachte den langen Gegensatz zur Krisis. Louis Napoleon machte seinen Staatsstreich, den die öffentliche Meinung Englands rückhaltslos mißbilligte; das

Ministerium beschloß, dem Wunsche der Königin entsprechend, daß der englische Botschafter in Paris, Lord Normanby, zwar seine Beziehungen zu der französischen Regierung fortsetzen, aber in keiner Weise das Geschehene billigen solle. Auf die demgemäß ergangene Instruction erwiderte der Botschafter, der Minister des Auswärtigen, Marquis Turgot habe ihm mitgetheilt, daß Lord Palmerston dem französischen Botschafter, Graf Walewski, seine volle Billigung des Staatsstreiches und seine Ueberzeugung ausgesprochen, der Präsident habe nicht anders handeln können. Die Königin war hierüber sehr aufgebracht, enthielt sich aber zunächst des Eingreifens auf Stockmars weisen Rath, der richtig erkannte, daß diese Willkür doch auch Russell zu viel sein werde; derselbe glaubte zuerst, es könne nicht wahr sein, aber forderte eine Erklärung, worauf keine Antwort erfolgte, und erst auf ein nochmaliges Schreiben ließ sich nach vier Tagen Palmerston zu einer solchen herbei, die zeigte, daß die Sache sich vollkommen so verhielt; denn er führte zu seiner Entschuldigung nur an, daß eine Privatunterhaltung mit einem Gesandten keine öffentliche Mittheilung sei, leugnete aber keineswegs, daß er sich in dem Sinne ausgesprochen, und rechtfertigte den Staatsstreich in einer ausführlichen Darlegung. Damit war die Geduld des langmüthigen Russell erschöpft; er erwiderte, daß die Frage nicht sei, ob die Handlungsweise Louis Napoleons gerechtfertigt werden könne, sondern ob ein englischer Minister berechtigt sei, sie ohne Wissen und gegen das Urtheil der Königin und seiner Collegen zu billigen. Er habe seiner auswärtigen Politik zugestimmt und die Energie wie das Talent bewundert, mit der sie ausgeführt, aber müsse bemerken, daß immer erneuete Mißverständnisse und zu oft wiederholte Verletzungen von Klugheit und Schicklichkeit die Wirkungen beeinträchtigt hätten, welche sich aus einer gesunden Politik und guten Verwaltung hätten ergeben sollen. „Ich bin daher," schloß das Schreiben,

„sehr ungern genöthigt zu dem Schlusse zu kommen, daß die Führung der auswärtigen Angelegenheiten nicht länger mit Vortheil für das Land in Ihren Händen belassen werden kann." Damit war der Bruch vollständig, und Russell selbst konnte nicht glauben, daß nach solchen Aeußerungen Palmerston die Stellung eines Lord-Lieutenant von Irland annehmen werde, die er ihm anbot. Sein Rücktritt erregte begreiflicher Weise in England wie in Europa ungeheures Aufsehen, man glaubte überall, er sei durch monarchischen und reactionären Einfluß gefallen und in Englands Politik werde jetzt ein entscheidender Umschwung in dem Sinne eintreten. Diese Auffassung konnte Palmerston nur genehm sein und er scheint merkwürdiger Weise sie selbst getheilt zu haben; denn er schrieb seinem Bruder, der wirkliche Grund seiner Entlassung sei eine schwache Nachgiebigkeit gegen die feindlichen Intrigen der Orleans, Oesterreichs, Rußlands, Sachsens, Bayerns und bis zu einem gewissen Grade der preußischen Regierung. „Alle diese finden ihre Politik durch die Englands gekreuzt und glauben, daß, wenn sie seinen Minister beseitigen könnten, ein Wechsel des Systems eintreten werde. Sie hatten schon lange die Seele der Königin und des Prinzen wirksam gegen mich vergiftet, und Lord John Russell, indem er nachgab, beförderte den Wunsch der Königin, mich vom auswärtigen Amte zu entfernen". Diese Auffassung war so unbegründet, daß Prinz Albert auf Russells Mittheilung von seinem Schritt, sein Erstaunen zu erkennen gab, „da wir gewohnt waren, daß solche Mißhelligkeiten damit endeten, daß Lord Palmerston seinen Willen durchsetzte, die Vertheidigung desselben seinen Collegen überließ und den Mißcredit der Königin...". Aber im Publicum kannte man den Sachverhalt nicht, ein Sturm von Entrüstung brach los über den Sturz des volksthümlichen Ministers, namentlich ward Prinz Albert heftig als Vertreter des festländischen Absolutismus

angegriffen, und es kann nicht bezweifelt werden, daß Palmerston diese Bewegung schürte, wenn er sich auch vorsichtig im Hintergrund hielt, so daß ihm nichts nachzuweisen war. Erst die Eröffnung des Parlamentes, am 3. Februar, zerstreute mit einem Schlage alle diese Verdächtigungen und zeigte die wahre Sachlage, indem Lord John Russell dieselbe rückhaltslos darlegte, die Geschichte von Palmerstons Uebergriffen gab und das Memorandum der Königin vorlas. Die Rede schlug sofort durch und die Vertheidigung Palmerstons war geradezu schwach, er konnte die von Russell angeführten Thatsachen nicht in Abrede stellen und wollte nicht über das Memorandum sprechen, wahrscheinlich weil er fühlte, daß er durch eine Kritik desselben, die außerdem nicht leicht war, die Gunst der Königin auf immer verscherzen würde; eine augenblickliche Niederlage war dem vorzuziehen. Dazu wußte er, daß die Nation die Fehler, deren er angeklagt war, ihm leicht vergeben werde; so hielt er es für das Weiseste das Feuer zu empfangen, ohne es zu erwidern, und seine Bitterkeit so wenig merken zu lassen, daß er sich seinem Nachfolger, Lord Granville, für jede Auskunft zur Verfügung stellte. Daß er aber nicht darauf verzichtete, sich zu rächen, zeigte er bald, indem er die erste Schwäche, die Russell sich durch eine sehr übel angelegte Milizbill gab, benutzte, um am 20. Februar durch ein Amendement zu derselben das Ministerium zu Fall zu bringen.

In das hierauf folgende Ministerium Derby einzutreten, lehnte Palmerston ab, da der Premier die Sache des Schutzzolles noch nicht aufgeben wolle, außerdem hatte er kein Vertrauen auf dessen Dauer, da es, wie er sagte, aus zwei fähigen Männern, Derby und Disraeli und einer Reihe Nullen bestehe, und verlangte Platz für mehrere seiner Freunde, worauf Derby nicht eingehen wollte, gleichwohl stellte er sich freundlich zu demselben und unterstützte den neuen auswärtigen Minister,

Lord Malmesbury, auf das bereitwilligste durch seine Kenntniß. „Er gab mir," schreibt dieser, „bei seinem Besuch eine meisterhafte Schilderung des gegenwärtigen Zustandes Europas und einige allgemeine Winke für mein Verhalten. Vornehmlich rieth er, sich gut mit Frankreich zu stellen, aber fügte hinzu, dasselbe habe den Ehrgeiz, den Haupteinfluß im Orient zu üben, und in dieser Beziehung seien wir gleich den in dieselbe Frau verliebten zwei Männern. Er hielt die Stellung Napoleons für eine sehr starke, die großen Zahlen des Plebiscits zeigten, daß Frankreich der Bourbonen und Advokaten überdrüssig sei, aber es sei immerhin möglich, daß sein Bestreben dahin gehen könne, das Schicksal seines Oheims zu rächen, und England müsse seine ganze Aufmerksamkeit auf die Stärkung seiner Wehrkraft richten. „Sie haben," sagte er,. „keinen Begriff, bis Sie Ihr Amt näher kennen, welche Macht des Ansehens England auswärts genießt, und es wird Ihre erste Aufgabe sein, diese nicht schwinden zu lassen. Alle fremden Gesandten werden zuerst versuchen Dinge zu erreichen, die ihnen von früheren Regierungen verweigert wurden, nehmen Sie sich daher in Acht etwas zuzugestehen, bis Sie die Frage nach allen Seiten geprüft haben. Seien Sie mit den Diplomaten nicht zu zurückhaltend, aber schicken Sie dem, was Sie sagen voraus, daß es nur officiös sei." *).

IV.

Das Ministerium Derby wurde bereits im December 1852 geschlagen, und Lord Palmerston, der erklärt hatte, er werde nie wieder unter Russell dienen, aber wohl mit ihm, trat in das Ministerium Aberdeen als Staatssecretär für das Innere ein, während Russell das Auswärtige übernahm. Es war dies

*) Memoirs of an Ex-Minister. II p. 28.

eine seltsame Verkehrung der Rollen, indem Letzterer, der Vater der Reformbill, der sich stets vorzugsweise mit inneren Fragen beschäftigt hatte, in ein Amt trat, von dem er nichts verstand und in dem er bald die gröbsten Mißgriffe machte, während Palmerston, der sich bisher mit der auswärtigen Politik Englands identificirt hatte, niemals das geringste Interesse für die gewöhnlichen Aufgaben der inneren Verwaltung gezeigt. Er schrieb zwar seinem Bruder, daß er dies Ministerium gewählt, um auch auf diesem Gebiete, das ihn mehr mit dem Volke in Berührung bringe, zu lernen und sich mit Englands Vertheidigung durch die Miliz und Befestigungen zu beschäftigen, aber er mag doch wohl weiter geblickt und vorausgesehen haben, daß die Ereignisse ihn bald an die Spitze stellen würden. Die orientalische Verwickelung zog langsam heran, Napoleon wollte, nachdem der Zar seine Annäherung abgewiesen, Frankreichs Stellung im Osten wieder zur Geltung bringen und den Beifall des Clerus für die Wahlen gewinnen. Der Kaiser Nikolaus glaubte unter dem Ministerium Aberdeen sei die Zeit gekommen, seine Pläne zu verwirklichen, welche er bereits 1844 Aberdeen und Peel entwickelt, er hatte damals bei ihnen Geneigtheit gefunden, seinen Anspruch auf ein Protectorat über die griechischen Christen zu unterstützen, ja, wie Lord Malmesbury zuerst mitgetheilt hat, wurde von beiden Theilen ein Memorandum in diesem Sinne aufgesetzt; gleich nach dem Sturze Derbys machte daher der Kaiser seine Eröffnungen an Sir H. Seymour und fand keineswegs in London eine Abweisung, die ihn verzweifeln lassen mußte, England neutral bleiben zu sehen, Russell anerkannte vielmehr jenes Protectorat des Kaisers als zu Recht bestehend an, Aberdeen widerstand jedem energischen Schritte, und so schürzte sich der Knoten immer fester. Palmerston verfolgte die Ereignisse aufmerksam, und übte trotz seiner Stellung großen Einfluß im Cabinet auf auswärtige Fragen von Be-

deutung.*) Seine Erfahrungen hatten ihn über die Ziele der russischen Politik aufgeklärt, er war nicht, wie Aberdeen, durch frühere Versprechungen halb gebunden, war überzeugt, daß nur durch energisches Auftreten der Krieg vermieden werden könne, und befürwortete dies warm. „Die Politik Rußlands", schrieb er an Clarendon, der Russell ersetzt hatte, „ist stets gewesen, seine Uebergriffe so weit gehen zu lassen, als die Apathie oder der Mangel an Festigkeit auswärtiger Regierungen es erlaubt, aber stets zurückzuziehen, wenn es auf entschlossenen Widerstand stößt." Auf sein Betreiben sandten England und Frankreich ihre Flotten nach der Besika-Bay, und er hätte sogar gewünscht, sie schon damals in die Dardanellen einlaufen zu lassen, er befürwortete letzteres aufs neue, als die Russen die Donaufürstenthümer besetzten, da nur durch die scheinbare Furchtsamkeit der englischen Regierung und die geflissentlich verbreiteten Gerüchte, daß sie Frieden um jeden Preis wolle, der Kaiser Schritt um Schritt vorgegangen sei. Dazu aber war Aberdeen nicht zu bewegen und so trieb man in den Krieg. Palmerston stand auf dem besten Fuß mit Clarendon und übte durch diesen wie durch seine große Popularität und seine Beliebtheit bei den Tories, welche in ihm eine Gewähr gegen eine neue radicale Reformbill Russells sahen, maßgebenden Einfluß. In diesem Vertrauen wurden sie nicht getäuscht; denn als Russell seine Bill einbrachte, widersetzte sich Palmerston derselben, gab seine Entlassung und brachte, da allerseits anerkannt wurde, daß das Ministerium ihn in der kritischen auswärtigen Lage nicht entbehren konnte, die Maßregel praktisch zu Fall. Das

*) Wie vollständig er in auswärtigen Fragen aufging, zeigt die von Greville mitgetheilte Anekdote, daß, als ihn im November 1853 die Königin fragte, ob er Neueres über die Strikes im Norden gehört, er antwortete: „Nein, Madame, ich habe nichts erfahren, aber es scheint sicher, daß die Türken die Donau überschritten."

Cabinet war aber auch in der auswärtigen Politik uneinig, indem die Peeliten noch den Frieden zu erhalten hofften, Palmerston aber, im Einvernehmen mit Napoleon, zum Krieg drängte, um die französische Allianz für die Schwächung Rußlands im Orient zu verwerthen, in diesem Sinne befürwortete er sogar eine Heirath des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Mary von Cambridge. Der Krieg brach aus, Palmerston war noch Minister des Innern und amtlich beschäftigt, Fragen der Miliz, Fabrikgesetze und der Kirchhöfe zu regeln, aber obwohl er dies sehr gut that, blickte in der Krisis doch Alles auf ihn; er glich Pitt, der auf den hinteren Bänken des Hauses das Ministerium Addington unterstützte, und war die Seele in der Leitung des Krieges, wie er denn gemeinsam mit Napoleon den Angriff auf Sebastopol während des Juni 1854 dringend befürwortete. Als daher zu Ende d. J. die mangelhafte Führung des Krieges allgemeinen Unwillen hervorrief und unter demselben zu Anfang 1855 das Cabinet Aberdeen zusammenbrach, war er der gegebene Mann, an die Spitze der Regierung zu treten, weil das Land einen Minister verlangte, der wußte, was er wollte, und was er wollte, auszuführen verstand. Die Königin folgte dem Rath Clarendons, Palmerston zu berufen und sich mit vollem Vertrauen in seine Hände zu geben, und hatte dies nicht zu bereuen, Clarendon that seinerseits Alles, beiderseitige Mißstimmungen aus früherer Zeit zu beseitigen. Des neuen Premiers Aufgabe war von großer Schwierigkeit, er versäumte nichts, was Energie und diplomatische Geschicklichkeit erreichen konnten; aber mit dem Ziele, das er verfolgte, Rußlands Macht im Osten dauernd zu schwächen, standen die militärischen Mittel, über die er verfügte, nicht im Verhältniß, Englands Flotte richtete wenig in der Ostsee und im Schwarzen Meere aus, und wenn es Palmerston gelungen war, seine Truppen

vor Sebastopol auf 50,000 Mann zu bringen, so waren die Franzosen weit stärker, ihnen gelang schließlich die Einnahme der Festung, während der englische Angriff auf den Redan zurückgeschlagen ward. Nachdem nun dies nächste Kriegsziel erreicht war, trat der Unterschied der englischen und der französischen Absichten bei dem Kriege hervor. Napoleons Ehrgeiz war damit befriedigt, und man hätte ihn zur energischen Fortsetzung der Feindseligkeiten nur bewegen können, wenn ein anderes in Frankreich populäres Ziel in Aussicht genommen ward. Hierzu bot der Kaiser selbst die Hand, indem er am 15. September durch seinen Botschafter in London vorschlug, die Herstellung Polens nach den Bestimmungen des Wiener Congresses als Bedingung des Friedens zu fordern, aber in unbegreiflicher Verblendung lehnte die englische Regierung dies ab und ging ebensowenig auf Pélissiers Vorschlag ein, den Kaukasus zu insurgiren, weil sie eine Revanche für den Redan in der Krim selbst wollte, ohne doch sagen zu können, was man dort machen wolle.

Napoleon war nach dieser Antwort zum Frieden entschlossen und vereinbarte mit Oesterreich in der Stille die Bedingungen dafür. Palmerston verwahrte sich zwar, als er hiervon erfuhr, energisch gegen eine solche Verhandlung ohne Mitwissen Englands und setzte eine erhebliche Verschärfung der Bedingungen durch, in der sicheren Hoffnung, daß Rußland dieselben nun nicht annehmen werde. Aber einmal entsprachen diese Bedingungen selbst in ihrer neuen Form den aufgewandten Opfern und dem Kriegsziele Englands sehr wenig, und es war eine unbegreifliche Täuschung, wenn Palmerston glaubte, damit Rußland wirklich geschwächt zu haben, daß es für die Neutralisirung des Schwarzen Meeres „durch Vertrag gebunden würde", da es selbstverständlich die erste Gelegenheit benutzen wollte, diese Fesseln abzuschütteln; andererseits erwies die Hoffnung

auf Ablehnung sich als irrig, und so kam es zu dem Pariser Congreß, auf dem Napoleon noch die Opfer, welche Rußland zu bringen hatte, möglichst abzuschwächen suchte und die nachträglich vorgebrachten Forderungen Englands kein Gehör fanden. Auch nach dem Frieden suchte sich Rußland im Vertrauen auf Frankreich der Ausführung der Bestimmungen des Pariser Vertrags durch die offenbarsten Verletzungen desselben zu entziehen, und Palmerstons heftige Beschwerden darüber erzielten in Petersburg wie in Paris nur einen halben Erfolg. Umgekehrt war es ein entschiedener Irrthum, daß England sich der von Frankreich, Rußland, Preußen und Sardinien befürworteten Vereinigung der Donaufürstenthümer widersetzte, da Alles darauf ankam, dieselben dem Einfluß Rußlands zu entziehen und es deßhalb darauf ankam, dieselben möglichst stark und unabhängig zu machen. In solchen Fragen bewährte Palmerston keinen weiten Blick, es war auch unbegreiflich, daß er Vertrauen auf die Reformversprechen der Pforte nach den bisherigen Erfahrungen setzte und es übersah, daß das Grundgesetz der Türken, der Koran, eine wirkliche Gleichstellung von Christen und Mohammedanern unmöglich macht, daß das Laienelement der modernen Weltanschauung, welches in unseren Staaten verschiedenen Confessionen Gleichberechtigung sichert, auf einer gemeinsamen Bildung ruht, die im Orient fehlt.

V.

Trotz der mangelhaften Ergebnisse des Krieges blieb Palmerston populär, weder der unkluge, wenn auch kurze Krieg mit Persien, noch der sehr ungerechte mit China von 1857 thaten dem Abbruch. Allerdings wurde er hinsichtlich des letzteren im Unterhause geschlagen, aber die Auflösung desselben war ihm günstig, indem er in einer drastischen Wahlrede

seine Gegner als Parteigänger „des frechen Barbaren hinstellte, der die britische Flagge beschimpft“, berührte er eine Saite, die selten, wenigstens früher, vergebens in England angeschlagen ward, und erzielte eine Mehrheit, welche ihm eine neue Periode verstärkter Macht verhieß. Aber der persische und der chinesische Krieg brachte die lange gährende Unzufriedenheit in Indien zum Ausbruch, gerade als man den hundertjährigen Tag des Sieges von Plassey feierte, erfolgte der furchtbare Sepoy-Aufstand von 1857, der die englische Herrschaft am Ganges auf das tiefste erschütterte; indeß Palmerston zeigte sich der Krisis gewachsen und hatte das Glück, in dem Vicekönig, Lord Canning, Sir H. Lawrence und Sir J. Havelock Männer zu finden, welche der Gefahr furchtlos ins Auge sahen und sie zu überwinden wußten. Canning berief auf seine Verantwortlichkeit die Truppen, welche nach China unterwegs waren, nach Indien, mit Persien wurde rasch Frieden geschlossen, so wurden Delhi nach schwieriger Belagerung, dann Lucknow genommen und der Aufstand bewältigt. Palmerston benutzte diese Gelegenheit, um der veralteten Ostindischen Gesellschaft ein Ende zu machen und das große Reich unmittelbar unter die Regierung der Krone zu bringen, aber die Sache ward von Lord Ellenborough ungeschickt angefaßt, und ehe dieselbe wieder zurechtgebracht werden konnte, trat eine politische Krisis ein, welche sehr unerwartet das Ministerium stürzte. Nach dem Orsinischen Attentat ließ Palmerston sich durch die lebhaften Klagen von französischer Seite über das Treiben der Flüchtlinge dazu bewegen, eine Bill gegen Verschwörung zum Morde einzubringen. Er beging dabei die Ungeschicklichkeit, dieselbe als eine bloße Verbesserung des englischen Strafrechtes hinzustellen, ohne Beziehung auf die Vorgänge in Frankreich zu nehmen, womit er Niemand täuschte. Die Bill ging zwar in erster Lesung durch, aber die gleichzeitigen Drohungen der französischen Officiere in

Adressen, welche im Moniteur erschienen und eine Depesche Walewskis, in der die Frage gestellt wurde, ob England glaube, daß Mördern ein Gastrecht zu gewähren sei, regten die öffentliche Meinung so auf, daß in der zweiten Lesung ein Amendement Gibsons, welches sich mit dem Princip des Gesetzes einverstanden erklärte, aber bedauerte, daß nicht gleichzeitig jene Depesche gebührend von der Regierung beantwortet sei, trotz Palmerstons heftigem Widerstand angenommen ward, wobei nebenbei wohl die weitverbreitete Erbitterung über die höchst tactlose Ernennung des Lord Clanricade, eines einigermaßen anrüchigen Charakters, zum Siegelbewahrer mitsprach. Das Ministerium gab sofort seine Entlassung, nachdem Palmerston noch zuvor die Befriedigung hatte, die Einnahme von Canton anzeigen zu können, indem der durch den indischen Aufstand unterbrochene Krieg mit China, mit Frankreich im Bunde, wieder aufgenommen war. Indeß sollte Palmerstons Entfernung von den Geschäften nicht lange dauern; wenn ihm seine Freundschaft für Napoleon zum zweiten Male seine Stelle gekostet, so rechnete der Kaiser ihm dies um so höher an; dazu hatte er stets die lebhafteste Sympathie für die Sache der italienischen Patrioten empfunden, als der Kaiser daher in Plombières mit Cavour seinen Handel geschlossen, lud er im Herbst Palmerston nach Compiègne ein, weihte ihn in seine Pläne ein und sicherte sich seine Unterstützung. Im Gegensatz zum Ministerium Derby, das Alles aufgeboten, den Frieden zu erhalten, griff nach den Neuwahlen Palmerston, der sich mit Russell ausgesöhnt, dasselbe bei der Adreßdebatte in einer heftigen Rede gegen Oesterreich und für Frankreich an und brachte dasselbe zu Fall. Er ward wieder Premier und blieb es bis zu seinem Tode; Russell ward auswärtiger Minister und die „two old Italian Masters“, wie Lady William Russell sie nannte, suchten nun Napoleon den Wind aus den Segeln zu nehmen,

indem sie in der Begünstigung der italienischen Einheit weiter gingen als er selbst, dem diese Bewegung bald über den Kopf wuchs. Die Abtretung Nizzas und Savoyens rief einen starken antifranzösischen Rückschlag in der öffentlichen Meinung hervor, indem man hiermit die Aera napoleonischer Angriffe wieder eröffnet glaubte, und in dem gleichzeitig vom Kaiser gebotenen Handelsvertrage sah man nur ein Linsengericht, für das England seine Freiheit des Handelns hingab. Palmerston ließ in letzterer Beziehung Cobden gewähren, dessen Werk der Vertrag war; die Furcht vor französischen Uebergriffen aber benutzte er vortrefflich, um durch ein großes Anlehen Englands Küsten in besseren Vertheidigungszustand zu setzen und die Freiwilligenbewegung zu organisiren, und als er gegenüber dem Blutbad im Libanon im Sommer 1860 die französische Besetzung nicht hindern konnte, wußte er dieselbe durch die Entsendung des fähigen Lord Dufferin doch wirksam zu controliren und sie nach Jahresfrist zum Abzug zu nöthigen.

Nicht gewachsen dagegen zeigte sich der Premier seiner Aufgabe im amerikanischen Bürgerkriege; in England herrschte damals große Sympathie für den Süden, aber die Pflicht der Regierung war es, ihre Neutralität wirksam zu wahren. Es war deßhalb schon übel angebracht, daß nach dem ersten leichten Siege des Südens bei Bulls Run über die ungeübten Rekruten des Nordens Palmerston im Hause von den „unglücklich raschen Bewegungen“ der Letzteren sprach, und später selbst bis kurz vor dem Fall von Richmond betonte, die Union könne nicht wiederhergestellt werden, was in Amerika große Bitterkeit hervorrief; es war nicht weise, daß er in der Trentfrage, wo das Unrecht des amerikanischen Capitäns so unbestreitbar war, daß dessen Regierung sein Verfahren gar nicht billigen konnte, mit unnöthiger Schroffheit auftrat, indem er die Freigebung der Gefangenen und Entschuldigung binnen sieben Tagen forderte

und dann den leichten Sieg für seine Popularität ausbeutete; aber es war geradezu ein schwerer Fehler, daß er die Neutralität Englands ungestraft verletzen ließ, indem er duldete, daß die Südstaaten daselbst Kreuzer bauen ließen. Die Entschuldigung, daß dies nach englischen Gesetzen nicht verhindert werden könne, war nicht einmal wahr, wäre aber jedenfalls auch nicht stichhaltig gewesen, da jeder Staat seine Gesetzgebung so gestalten muß, daß sie ausreicht, seine völkerrechtlichen Verpflichtungen zu erfüllen, und es nahm sich sehr seltsam aus, daß Palmerston, der 1858 die Verschwörungsbill eingebracht, um Napoleon gefällig zu sein, nun stolz erklärte, man sei in England nicht gewohnt die Gesetze zu ändern, um einem fremden Staate zu gefallen. Diese Politik in dem Alabamastreit hat England, obwohl Palmerston niemals etwas von Napoleons Vorschlag hören wollte, den Süden anzuerkennen, mit einer tiefen Entfremdung des Nordens, dem demüthigenden Vertrage von Washington von 1871 und einer Schadensleistung von 5 Mill. £ bezahlt. Nicht glücklicher war die Intervention der Regierung in der polnischen und schleswig-holsteinischen Sache; sie ließ sich von der Sympathie, welche der polnische Aufstand in England fand, dazu bewegen, mit Frankreich und Oesterreich zu Gunsten Polens dringende Vorstellungen in Petersburg zu machen, und Palmerston schrieb sogar am 4. Februar 1863 einen Brief an den russischen Botschafter, in dem er geradezu sagte, daß er den Aufstand als eine gerechte Strafe des Himmels gegen Rußland dafür betrachte, daß dieses so vielfach in den Gebieten von einigen seiner Nachbarn Revolutionen begünstigt. Als aber Napoleon eine identische Note an Preußen wegen der mit Rußland abgeschlossenen Convention vorschlug, erklärte er dies als eine England gestellte Falle, indem der Kaiser nur gegen Preußen vorgehen wolle, um sich in den Besitz der Rheinprovinz zu

bringen, und Russell erklärte schließlich, England denke nicht daran, um Polens willen Krieg zu machen. So endete diese Einmischung mit einem demüthigenden Rückzuge und einer Erkaltung der Beziehungen zu Frankreich. Diese steigerte sich noch, als Napoleon, um aus dieser Verlegenheit einen Ausweg zu finden, einen allgemeinen Congreß vorschlug und England allein denselben unbedingt ablehnte.

In der schleswig-holsteinischen Frage fand der Kaiser Gelegenheit, demselben mit gleicher Münze heimzuzahlen; Palmerston hatte sich von Rußland bewegen lassen den Londoner Vertrag von 1852 zu unterzeichnen, welcher die Erhaltung der dänischen Gesammtmonarchie bezweckte, in dem späteren Streite Deutschlands mit Dänemark stand er auf des letzteren Seite und erklärte noch am 23. Juli 1863, daß, wenn dessen Rechte angetastet werden sollten, die Angreifer finden würden, daß es nicht Dänemark allein sei, mit dem sie zu thun hätten. Nur durch das Vertrauen auf die Hilfe Englands war es zu erklären, daß Dänemark den ungleichen Kampf mit Oesterreich und Preußen aufnahm, aber Napoleons Minister erklärte bereits im Februar 1864 den Londoner Vertrag für ein „oeuvre impuissante", und als England eine gemeinsame Intervention zu Gunsten Dänemarks vorschlug, erwiderte der Kaiser, daß ein Krieg mit Deutschland für eine solche Sache der unheilvollste sein würde, den er beginnen könne; allein aber wagte Palmerston nicht den Kampf mit Oesterreich und Preußen aufzunehmen, und als es ihm auf der Londoner Conferenz nicht gelungen war, Dänemark zur Annahme eines Compromisses zu bewegen, war dessen Niederlage besiegelt. Dieselbe war aber zugleich eine Niederlage der englischen Politik; im Oberhaus ging ein Tadelsvotum gegen das Ministerium durch, und im Unterhaus stand

nach einem glänzenden Angriff Disraelis die Sache der Regierung so schlecht, daß sie eine Niederlage nur vermied, indem sie ein Amendement Kinglakes annahm, welches die Befriedigung aussprach, daß sie in der gegenwärtigen Lage sich einer bewaffneten Einmischung enthalten habe. Dasselbe ging durch, weil auch die Opposition nicht für Krieg war, sondern das Ministerium nur deßhalb tadelte, weil es durch seine falsche Politik England zwischen Krieg und eine moralische Niederlage gestellt habe. Palmerston, damals in seinem 80. Jahr, vertheidigte die Regierung in einer glänzenden Rede, er ging rasch über die augenblickliche Sachlage hinweg und hielt eine Ueberschau seiner ganzen Politik, er wies vornehmlich auf die Steuerreformen, die Vortheile des französischen Handelsvertrags und den wirthschaftlichen Aufschwung des Landes unter dem Freihandel hin und stellte die Gegner seiner Partei in der eigentlichen Frage thatsächlich vor die Wahl, ob sie alles dies aufs Spiel setzen und die Tories, welche jene Maßregeln bekämpft, ans Ruder kommen lassen wollten. Es war ein einigermaßen zweifelhafter Sieg, den er so mit 18 Stimmen erfocht, indem er dem Angriff mehr aus dem Wege ging, als denselben abschlug, und seine Freisprechung auf Verdienste begründete, welche kaum Jemand bestritt, aber er erreichte seinen Zweck. Es war sein letzter Sieg und zugleich seine letzte große Rede, nur noch einmal sprach er am 3. April 1865 länger bei Cobdens Tod, dem er, obwohl derselbe sein hartnäckiger Gegner gewesen war, als Charakter wie Talent rückhaltlose Bewunderung zollte. Während dieser Session zeigte es sich, daß die Tage des Greises, der bis dahin noch in geistiger Vollkraft zu stehen schien und noch 1864 lange Ritte machte, gezählt waren: sein Augenlicht schwand, seine elastischen Nerven wurden schwach, die Kampfeslust, welche ihn bisher ausgezeichnet, sank, er wohnte den Debatten theil-

nahmslos bei, schlief im Hause wie im Ministerrath leicht ein und erschien immer seltener. Mitte October erkrankte er, die Kräfte sanken rasch und am 18. endete sein thatenreiches Leben.

VI.

Die allgemeine Trauer, welche Palmerstons Tod bei Freunden wie Gegnern hervorrief, und die öffentlichen Ehren, mit denen er am 27. October in der Westminster Abtei bestattet wurde, waren wohl verdient, denn er war in seiner langen Laufbahn nicht nur der populärste, sondern neben Wellington und Peel auch der bedeutendste englische Staatsmann seiner Zeit, in ihm erschien England der Nation wie dem Auslande verkörpert. Und er liebte sein Vaterland mit voller Hingebung, in seinen Dienst stellte er seine großen Gaben und seine wunderbare Arbeitskraft. Gestützt auf eine unverwüstliche und durch fleißige körperliche Uebungen gestählte Gesundheit, war er vom Morgen bis in die tiefe Nacht rastlos thätig. Nach einem Frühstück von einer Tasse Thee, einem Ei und einem Zwieback warf er sich in die Geschäfte, machte nachmittags einen Ritt, ließ bei einer reichlichen Mahlzeit keinen Gang vorübergehen und hielt im Parlament bis zum Ende der Sitzung aus. Dann ging er allein nach Hause, wo ihn kein Diener erwarten durfte, er schloß sich selbst die Thür auf, zündete sein Licht an, und keine nachzitternde Erregung der großen Kämpfe, aus denen er heimkehrte, störte seinen Schlummer; er sagte selbst einmal, er erinnere sich, einige Gichtanfälle ausgenommen, nicht, jemals 5 Minuten im Bette gelegen zu haben, ohne zu schlafen. Palmerston arbeitete nicht nur viel, sondern genau und intensiv,

unterstützt von einem vortrefflichen Gedächtniß; seine großen Reden waren sorgfältig vorbereitet, aber er sprach ohne die Hilfe irgend welcher schriftlichen Aufzeichnungen stundenlang mit vollster Beherrschung des Stoffes und in lichtvoller Ordnung. Seine Beredsamkeit war nicht in dem Sinne glänzend, wie die Chathams, Fox's, Cannings oder Derbys, alle speculativ politischen Fragen ließen ihn kalt, um die großen Probleme der Menschheit kümmerte er sich wenig, er wandte sich an den gesunden Menschenverstand und das Temperament seiner Zuhörer, stützte seine meisterhafte Dialectik auf die Gründe, die am meisten Eindruck auf diese machen mußten, und mit seltenen Ausnahmen wußte er stets den richtigen Ton anzuschlagen, um Eindruck zu machen, wobei er es freilich oft mit der Wahrheit nicht zu genau nahm. Nicht geringer war seine Schlagfertigkeit in der Debatte, Niemand verstand wie er die Kunst, einen Angriff nicht nur abzuschlagen, sondern auch mit Zinsen heimzuzahlen, oft mit einem dazwischen geworfenen Wort den Eindruck einer gegnerischen Rede zu vernichten, Schwächen der Widersacher zu erspähen und mit einem glücklichen Witzwort die Lacher auf seine Seite zu bringen. Daß er dabei oft zu weit ging, nicht nur unnöthig verletzte, sondern auch ernste Dinge humoristisch abzuthun suchte, lag in seiner übermüthig selbstherrlichen Natur. Palmerston suchte die vorliegenden Fragen mit ernster Arbeit zu bemeistern, sobald er sich aber eine eigene Meinung gebildet hatte, ließ er keine andere neben derselben gelten, und war nur bereit Zugeständnisse zu machen, wenn er sonst die Mehrheit zu verlieren fürchten mußte.

Die Königin, seine Collegen und das Parlament ließen sich in dieser Beziehung Vieles gefallen, aber mehr als einmal spannte er den Bogen doch zu straff. Nachdem er 1851 die Erfahrung gemacht, daß die Langmuth der Königin eine Grenze

habe, nahm er seine Niederlage anscheinend gelassen hin, um nicht die Gunst der Krone dauernd zu verscherzen; sein Verhältniß zu derselben blieb, seit er wieder ins Amt trat, ungetrübt und er anerkannte willig die großen Gaben des Prinzen Albert, nachdem er ihm 1855 näher getreten war. Uebrigens hatte er wenig Feinde, und nur solche, die ihm als unenglisch erschienen oder die er nicht als Gentlemen betrachtete. Dabei nahm er aber diesen Ausdruck nicht im Sinne eines gesellschaftlichen Privilegiums, er war frei von aller falschen Vornehmheit und wußte seine Würde zu wahren, ohne sich aufs hohe Pferd zu setzen; er war, wo es sich nicht um die Machtfrage handelte, gutmüthig und übertrug niemals politische Gegnerschaft auf die persönlichen Beziehungen; war der Kampf beendet, so war er bereit, mit seinem Widersacher auf das freundschaftlichste zu verkehren. Ebenso entfernt war er Angriffe nachzutragen; daß Cobden ihn „den schlechtesten Minister, der jemals England regiert", genannt, hinderte ihn nicht, demselben später einen Sitz im Cabinet anzubieten.

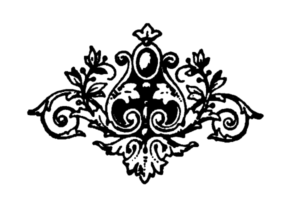
Während der kurzen Zeit, wo Palmerston Minister des Innern war, verwaltete er dasselbe gut, weil dies seine amtliche Aufgabe war, übrigens hatten innere Fragen wenig Interesse für ihn, er hat keiner großen Maßregel seinen persönlichen Stempel aufgedrückt, begnügte sich vielmehr die besten Kräfte heranzuziehen und diese wirksam zu unterstützen. Seiner politischen Richtung und Tradition nach war er conservativ, er war für die Reformbill eingetreten, weil er sie als nothwendig erkannte, und stellte sich rückhaltslos auf die Seite des Freihandels; einer ferneren und umfassenden Erweiterung des Wahlrechts, wie sie Russell aus Gründen der Popularität anstrebte, war er entgegen, weil er mit Recht glaubte, daß sie die geistige Bedeutung des Parlaments nicht heben, sondern schwächen würde, und hat dieselbe bis zu seinem Tode hintangehalten.

Eben deshalb hatte er, der zugleich ein eifriger Anhänger der Staatskirche war, im Stillen die Sympathien der meisten Tories auf seiner Seite, sie wußten, daß solange er am Ruder war, keine unbesonnenen Neuerungen zu fürchten standen, während sie gegen ihren eigenen Führer, Disraeli, in dieser Beziehung begründetes Mißtrauen hegten, und oft, wenn sie gegen ihn stimmten, wünschten sie im Herzen nichts mehr als seinen Sieg; mehr als einmal stand sein Eintritt in ein Torycabinet ernstlich in Frage, und hätte nicht 1852 Lord Derby die Frage der Schutzzölle als eine offene behandelt, so wäre es damals wahrscheinlich dazu gekommen.

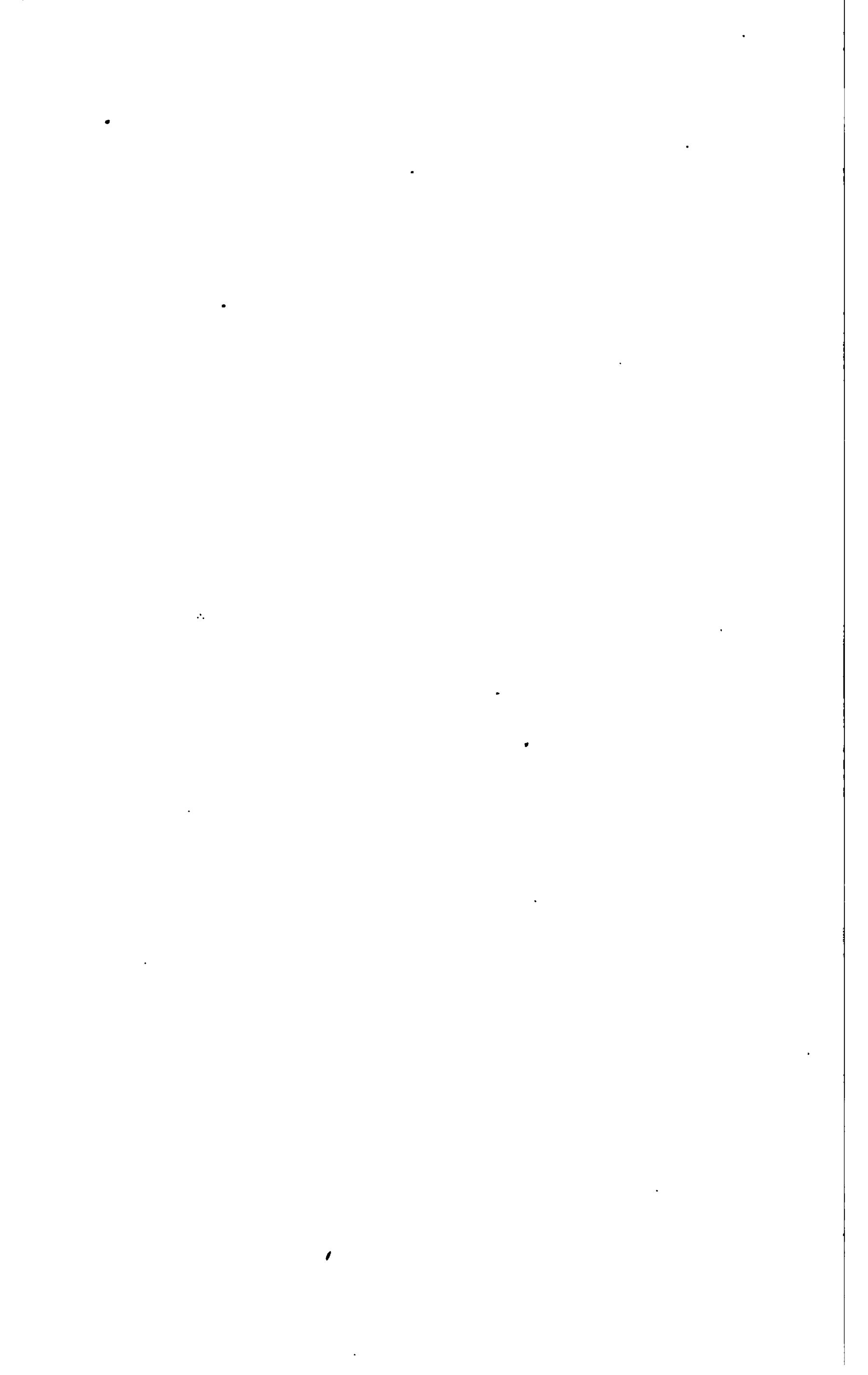
Auch seine auswärtige Politik sagte im Grunde den Tories zu, sie mißbilligten wohl die fortwährenden Einmischungen in Angelegenheiten fremder Staaten und nützten dies gegen ihn aus, wo seine Fehler ihnen Aussicht gaben ans Ruder zu kommen; aber die stolze, ja herausfordernde Weise, mit der dieser Minister Englands Ansehen nach außen aufrecht hielt, schmeichelte ihren nationalen Gefühlen, wie sie der eigentliche Grund der Volksthümlichkeit war, von der er mit kurzen Ausnahmen bis an sein Ende getragen war. Die großen Fehler, die er in seiner auswärtigen Politik beging, sind vorstehend beleuchtet; nicht mit Unrecht warf ihm Disraeli vor, daß dieselbe friedestörend und aufrührerisch sei, damit seine Herrschaft daheim ruhig und unbehelligt bleibe. Nicht nur hat er Englands Uebermacht oft roh gegen Schwache gemißbraucht und damit, wie durch sein Liebäugeln mit auswärtigen Revolutionen, als Lord Feuerbrand, sich zu einem der bestgehaßtesten Männer gemacht; er hat auch vielfach Englands wahre Interessen schwer verkannt und ihm dadurch harte Verluste und Demüthigungen zugezogen; so zeugte noch am Abend seines Lebens seine Bekämpfung des Suez-Kanals und der Freiheit des Privateigenthums zur See von einer seltsamen Kurzsichtigkeit. Aber alles

das wurde ihm verziehen, weil die öffentliche Meinung, die sich um äußere Fragen in ihren Einzelheiten wenig kümmert, Englands Ehre und Machtstellung bei ihm in guten Händen wußte. Palmerston hatte erkannt, daß Englands Ansehen nach außen nur aufrecht erhalten werden könne, wenn es unablässig zur Geltung gebracht werde, und dies that er mit Kraft, unbeugsamem Selbstvertrauen und meist mit Erfolg, indem er rechtzeitig handelte und mit seltenen Ausnahmen dabei das nationale Gefühl richtig schätzte, von dem er sich getragen wußte. So übte er die größte Macht, die vielleicht seit Pitts Tode ein Minister in England besessen; in auswärtigen Angelegenheiten herrschte er absolut, seine Collegen wagten ihm kaum hineinzureden, theils weil sie die Fragen nicht kannten, theils aus reiner Furcht und Zuversicht, daß er seine Sache schon durchführen werde. Als er 1840 entschlossen war, Mehemed Ali zu demüthigen und Frankreich zum Nachgeben zu zwingen, zitterten Alle, weil sie wußten, daß das Land niemals schlechter auf einen großen europäischen Krieg vorbereitet war; Palmerston allein blieb trotz alles Lärmes und der Drohungen Frankreichs unbeugsam, weil er keinen Augenblick daran zweifelte, daß Louis Philippe es gar nicht auf einen Bruch mit England ankommen lassen könne, und setzte seinen Willen durch. In dieser Entschlossenheit, zu handeln, lag seine Kraft und das Geheimniß seines Erfolgs; er machte England wenig beliebt und war nicht wählerisch in seinen Mitteln, denn er stellte Englands Interesse über die Frage von Recht und Unrecht, kümmerte sich wenig darum consequent zu erscheinen und scheute sich nicht, gelegentlich schlechten Leidenschaften zu schmeicheln, aber England blieb unter ihm ein Staat, mit dem jede andere Regierung rechnen mußte. Er war kein großer schöpferischer Staatsmann in dem Sinne, daß von seiner Leitung der Geschäfte eine neue Epoche datirt, er war nicht weitblickend, wie Grattan von

Burke sagte, daß derselbe Alles gesehen und vorausgesehen habe, aber er wußte England auf der Höhe seiner Macht zu halten; mit seinem Tode beginnt es von derselben herabzusteigen und man ermißt seine Bedeutung erst recht, wenn man ihn mit den Epigonen vergleicht, welche seine Erbschaft überkamen.



Lord Beaconsfield und Gladstone.





I.

Die Gestalt Lord Beaconsfields ist in der englischen Geschichte nach mehr als einer Seite einzig in ihrer Art. Daß ein Abkömmling einer verachteten Race der Führer der stolzesten Aristokratie der Neuzeit ward, und als er zum Earl ernannt war, die Erben der beiden ältesten Grafenhäuser Talbot und Stanley sich es zur Ehre rechneten ihn als Pathen ins Oberhaus einzuführen; daß sein Name nach seinem Tode das einigende Band der conservativen Partei bildet, die seine Lieblingsblume zum Symbol erhoben hat, ist eine Thatsache, die noch nicht dagewesen ist und die seinen bereits in der Jugend angenommenen Wahlspruch „forti nihil difficile" vollauf rechtfertigt. Und dieser jüdische Emporkömmling war kein Rothschild, der über Millionen verfügte, sondern verdankte seinen Erfolg lediglich dem Talent, dem Selbstvertrauen*) und der zähen Willenskraft, mit der er alle Hindernisse zu überwinden wußte; von vornherein faßte er die höchste Stellung, welche der Ehrgeiz in England erstreben kann, ins Auge und erreichte

*) Ehe er im Parlament war, schreibt er 1833 nach einer Rede Macaulays: „Macaulay admirable, but between ourselves, „I could floor them all. I was never more confident of anything than that I could carry everything before me in that House. The time will come" (Letters p. 80).

sie, weil er fest entschlossen war, keine Mühe, keine Demüthigung, keine Geduldsprobe zu scheuen, die ihn ans Ziel führen könne. Dazu begann er nicht als Politiker, nicht einmal als Geschichtsschreiber oder Journalist wie Guizot oder Thiers, sondern als Romanschriftsteller, ja er setzte diese Thätigkeit, welche doch sonst wenig mit der staatsmännischen gemein hat, bis in sein spätes Alter fort, ohne seinen politischen Erfolg zu gefährden, denn sein „Lothair“ erschien, als er schon Premier-Minister gewesen war. Eine solche Erscheinung muß den Politiker wie den Psychologen fesseln, um so mehr als er einerseits zu den problematischen Naturen gehört, die der Welt Räthsel aufgeben, andererseits in seinen eigenen Schriften den Schlüssel gegeben hat, die Lösung derselben zu finden.

Benjamin Disraeli stammt aus einer der jüdisch-spanischen Familien, welche durch die Inquisition gegen Ende des 15. Jahrhunderts vertrieben wurden, seine Voreltern wandten sich nach Venedig und im 18. Jahrhundert nach England. Sein Vater, ein kritischer Sammler aus der Schule Popes und Boileaus, von dem der Sohn die negativ scharf verständige Ader geerbt, hatte als Schriftsteller einen geachteten Namen und mannigfache literarische Verbindungen. Einer seiner Freunde, der Bankherr und Dichter S. Rogers, ward die Veranlassung, daß der 12jährige Benjamin getauft wurde, da es doch schade sei, daß der hübsche aufgeweckte Knabe wegen seines Glaubens von der Gesellschaft und den wichtigsten Rechten ausgeschlossen sein solle. Derselbe zeigte in der That früh den Trieb sich zu unterrichten; er las viel, aber ohne Methode, was ihn interessirte, und seine Kenntnisse ermangelten deßhalb des Zusammenhangs; er besuchte auch später keine Universität, trat kurze Zeit bei einem Anwalt ein, aber begab sich bald auf Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland und erschien nach seiner Rückkehr zuerst im Salon der Lady Blessing-

ton, in dem sich Schriftsteller, Künstler und Politiker um diese geistreiche Frau sammelten. Der schöne junge Mann fiel zunächst dadurch auf, daß er sich wehmüthig wild im Stile Byrons kleidete, und oberflächliche Beobachter hielten ihn wegen seiner Spitzen, Ketten und Ringe für einen Stutzer, aber obwohl gewöhnlich schweigsam, konnte er doch, wenn ihn der Gegenstand der Unterhaltung besonders anregte, mit einem Feuer und Sarkasmus sprechen, welche zeigten, daß es in ihm gewaltig arbeitete. Sein erster literarischer Versuch, der Roman „Vivian Grey", den er mit 22 Jahren veröffentlichte, hatte sogleich durchschlagenden Erfolg, freilich nicht, weil derselbe ein poetisch bedeutendes Werk war, die Erzählung bietet vielmehr nur eine Reihe novellistischer Episoden, verknüpft dadurch, daß der Held, ein junger Abenteurer ohne Geburt und Vermögen, die Schwächen und Thorheiten der Großen wie der Masse auszubeuten und sich dadurch den Weg zur Macht zu bahnen versteht. Man hat vergebens nach den Urbildern der angeführten Personen gesucht, und Disraeli hätte am meisten sich dagegen verwahrt als das Vivian Greys zu gelten; was dem Buch das große Interesse verlieh, war, daß es ein stark satirisch gefärbtes Bild der damaligen Gesellschaft gab, in dem jeder seinen Nächsten zu erkennen glaubte, während es eben Typen derselben schilderte. Sein nächster Roman „Der junge Herzog" ist frei von Satire, geißelt aber scharf das frivole Treiben junger Aristokraten. Bald nach seinem Erscheinen unternahm der Verfasser eine lange Reise in den Süden. Zunächst zog es ihn in die Heimath seiner Vorfahren; er bewunderte die schönen Frauen, die Murillos und die Stiergefechte Andalusiens, ging über Malta und Corfu nach Griechenland und gab sich dann ganz der „herabgekommenen Pracht" des orientalischen Lebens hin, indem er die Türkei, Syrien, Palästina und Aegypten bereiste. Seine kürzlich veröffent-

lichten Familienbriefe schildern die Eindrücke seiner Wanderungen mit lebhafter Unmittelbarkeit, noch mehr aber finden wir sie in den Romanen: „Contarini Fleming“, „Alroy und Tancred“, die er nach seiner Rückkehr veröffentlichte. Man sieht in ihnen, wie glücklich er sich in der heißen, hellen Sonne des Morgenlandes unter Cedern und Palmen fühlte, er liebte den Boden, auf dem Alles an Israels einstige Größe erinnerte, er weilte mit Andacht am Sinai, an den Ruinen des salomonischen Tempels und am Oelberge, aber das neue Testament ist ihm nur eine Ergänzung des alten; „Christenthum ist Judenthum für die Menge“. Das christliche Dogma tastet er nicht an, aber vor allem ist Jesus ihm ein hebräischer Fürst, der Abkömmling Davids, in welchem das auserwählte Volk seine letzte und volle Blüthe erreicht. „Die Race ist Alles“, sagt einer seiner Lieblinge, der Einzelne ist nur groß als ihre Personification, die Nationalität ist nur ein Zwischenbegriff. Diese Idee, die er in immer neuen Wendungen und mit starker Vergewaltigung geschichtlicher Thatsachen vorträgt, muß ihm vornämlich dazu dienen, seine eigene Stellung herauszuheben. Je mehr sich sein Stolz gegen das Pariathum empörte, zu dem ihn die herrschenden Anschauungen verurtheilten, um so kecker behauptete er, daß das Volk, dem er entstammte, die wahre Aristokratie der Menschheit bilde, gegen welche die Nachkommen der normannischen Seeräuber, die auf ihn herabsahen, reine Emporkömmlinge waren, welche sich durch die Plünderung der Kirche und Indiens bereichert. In seinem „Leben Bentincks“ sagt er: „Noch vor vierzig Jahren waren die griechische und die hebräische Race die mißachtetsten in Europa, und doch hatten diese beiden das meiste für die Menschheit gethan.“ Charakteristisch waren seine Anschauungen über die Bedeutung des Orients für England. Einem syrischen Scheik legt er folgenden Rath in den Mund: „Ihr Engländer müßt

in großem Stile den alten Plan Portugals ausführen. Ihr müßt ein kleines und erschöpftes Land für ein großes, weit ausgedehntes Reich verlassen. Laßt die Königin von England ihre Flotte und ihre Schätze sammeln, laßt sie, von ihrem ganzen Hof und ihren ersten Männern begleitet, den Sitz ihrer Regierung von London nach Delhi verlegen, da wird sie ein ungeheures Kaiserreich fertig vorfinden. Ich will für Syrien und Kleinasien Sorge tragen, wir wollen dann die Kaiserin von Indien als unsere Oberlehensherrin anerkennen und ihr die Küste der Levante sichern, wenn sie will, soll sie Alexandria haben, wie sie jetzt Malta besitzt." Wie eigenthümlich nehmen sich diese Worte aus, wenn man die spätere Haltung Lord Beaconsfields in der Orientpolitik betrachtet. Er hat zwar nicht den Sitz der Regierung nach Delhi verlegt, aber hat die Königin zur Kaiserin von Indien gemacht und den Prinzen von Wales als ihren Vertreter dorthin gesandt; er hat Truppen des indischen Heeres nach Europa gerufen, Kleinasien unter das Protectorat Englands gebracht, die Actien des Suez-Kanals gekauft und statt Alexandrien Cypern in Besitz genommen; er hat darauf hingewiesen, daß, da England eine überwiegend asiatische Macht geworden, man die asiatischen Vorurtheile nicht verletzen, das Verhältniß zwischen der Königin und dem indischen Volke enger ziehen und die Phantasie der Orientalen zur Befestigung der britischen Herrschaft benutzen müsse. Die politische Einbildungskraft spielt bei ihm von Anfang bis zu Ende eine große Rolle, „sie macht," sagt er, „den großen Mann, der seine Zeit verändert", dagegen trägt er die unverhohlenste Geringschätzung des positiven Wissens und geschulten Denkens zur Schau. So meint er: „Die wirklichen Forscher wissen, wie begrenzt die menschliche Vernunft ist. Wir verdanken ihr keine der großen Thaten, welche die Meilenzeiger der menschlichen Handlungen und des menschlichen Fortschritts sind. Es war

nicht Vernunft, die Troja belagerte, nicht Vernunft, welche die Saracenen in die Wüste hinaustrieb, um die Welt zu erobern, oder welche die Kreuzzüge inspirirte, oder die Mönchsorden einführte, oder die Jesuiten hervorbrachte; vor allem, es war nicht Vernunft, welche die französische Revolution schuf. Der Mann ist nur dann in Wahrheit groß, wenn er aus seinen Leidenschaften heraushandelt, nie unwiderstehlicher, als wenn er an die Einbildungskraft appellirt. Selbst Mormon zählt mehr Anhänger als Bentham." Darin ist unzweifelhaft Wahrheit, aber es ist doch nur halbe Wahrheit, die verkennt, wie sehr physische, wirthschaftliche und andere geistige Kräfte als die Phantasie, bei den großen Umwälzungen der Weltgeschichte mitgewirkt haben. Es war richtig, wenn Disraeli der Ansicht war, daß es nicht genug sei, Scharfsinn in der Behandlung vorliegender Aufgaben zu zeigen, sondern daß der Staatsmann die Gabe besitzen müsse, die Summe der Vergangenheit zu ziehen, mit der Zukunft zu rechnen, sie zu ahnen und vorzubereiten, aber es war irrig, als Factor hierfür keine andere Fähigkeit als politische Einbildungskraft zu finden; von der geduldigen Einzelarbeit, welche die wahre Größe nie entbehren kann, von dem Worte Göthes: „der Fleiß ist das Genie" hat Disraeli zu seinem Schaden nie etwas gewußt. Es ist wahr, wenn er sagt: „Große Geister sollten ihr Vertrauen auf große Wahrheiten und große Talente setzen und sich durch sie allein den Weg bahnen," aber die großen Wahrheiten werden selten durch Phantasie gewonnen und nur das Genie erreicht dauernde Größe, welches versteht den spröden Stoff sicher zu bewältigen. Mit seinem mangelhaften Wissen und dem Uebergewicht der Einbildungskraft steht es in Verbindung, daß Disraeli trotz seiner Abstammung niemals ein Volkswirth und Finanzmann geworden ist, er hat zwar viel über wirthschaftliche Gegenstände gesprochen und ist wiederholt Schatzkanzler gewesen, aber

er hat niemals auf diesem Gebiete etwas geleistet, meist sogar entschiedenes Unglück gehabt; er verstand niemals die Gründe für oder gegen eine bestimmte Steuer, er erkannte wohl, daß eine Abgabe drückend sei, aber wußte nicht zu beurtheilen, ob sie aufzuheben und richtiger durch eine andere zu ersetzen sei. Dabei wußte er freilich den Werth des Geldes sehr zu schätzen, alle seine Helden sind fabelhaft reich oder werden es doch schließlich, selbst der Vertreter der Enterbten im Sybil, Walter, erweist sich schließlich als der Erbe eines großen Namens und Vermögens. Ebenso offen ist er für feinen Lebensgenuß, er vertieft sich gern in die Geheimnisse der höheren Kochkunst und die Stammbäume der Weine, sammelt sorgfältig Recepte eigenartiger Gerichte, ist ein Kenner von Juwelen, Pferden und allem Sport, und legt den höchsten Werth auf vornehme Haltung und Gesellschaft.

II.

Bis zu seiner Rückkehr scheint Disraeli zwischen der literarischen und politischen Laufbahn geschwankt zu haben, noch während seiner Reise schwebte ihm ein großes revolutionäres Epos vor, vielleicht hat ihn der Mißerfolg eines Bruchstücks davon, das er veröffentlichte, bestimmt, sich der Politik zuzuwenden. Er entsagte darum nicht der Literatur, aber allein führte dieselbe nicht zu Ehre und Macht, nicht einmal zum Reichthum. In seiner Abwesenheit war der Kampf um die Reformbill ausgefochten und damit schien die Möglichkeit gegeben ins Parlament zu gelangen. Freilich auch jetzt war dies schwierig genug für einen Candidaten ohne politische Verbindungen, aber mit unzerstörbarem Selbstvertrauen warf Disraeli sich in den Wahlkampf; an ein bestimmtes politisches

Glaubensbekenntniß war er durch seine Schriften nicht gebunden, und der Mann war gewiß nicht gesonnen ängstlich um die Mittel des Gelingens zu feilschen, der sein Erstlingswerk mit dem Motto in die Welt gehen ließ: „Die Welt ist meine Auster, die ich mit dem Schwert öffnen will.“ „Um Menschen zu regieren,“ schreibt er 1830, „muß man sie in ihren Leistungen übertreffen, oder sie verachten“. „Die Menschen müssen regiert werden, nach welchem Princip es auch sei.“ „Die Völker haben ihre Leidenschaften und es ist sogar Pflicht (!?) öffentlicher Persönlichkeiten, gelegentlich Gefühle zu äußern, mit denen sie nicht übereinstimmen, weil das Volk Führer haben muß.“ Um es zu werden, welchen Weg sollte Disraeli einschlagen? Sein Vater hatte sich in Buckinghamshire angekauft, in dem benachbarten Flecken Wycombe war ein Sitz erledigt, er trat als Candidat auf und zwar als unabhängig von beiden Parteien,*) als Tory-Radicaler. Mit der Oligarchie der Whigs und der Mittelklasse, welche die Reform zu ihren Gunsten gemacht und am Ruder waren, hatte er keine Sympathie und ebensowenig Hoffnung, von ihnen aufgenommen zu werden; die Unterstützung der Tories nahm er gerne an, wenn sie eingedenk sein wollten, daß die wahre Aristokratie die Sache des Volkes führen und sich auf dasselbe stützen müsse; er, der nichts vom Blute der Plantagenets und Tudors in seinen Adern habe, sondern dem Volke entsprungen sei, sei der Mann des Volkes; das Reformgesetz sei keine definitive Maßregel, wie die Whigs behaupteten, sondern nur eine halbe, die ihren oligarchischen Zwecken dienen solle, es sei nur das Mittel zu praktischen Verbesserungen der Lage des Volkes. Vor der Reform habe die Regierung wenigstens auf einem bestimmten

*) Auf die Frage: „On what he intended to stand?“ antwortete er: „On my head.“ (Letters p. 82.)

Princip beruht, dem aristokratischen, jetzt ruhe sie auf gar keinem, das Mittel, das demokratische Princip zur Herrschaft zu bringen, sei Einführung kurzer Parlamente, starke Erweiterung des Wahlrechts und geheime Abstimmung. Er fand mit diesem Programm keinen Anklang, obwohl ihn die Tories unterstützten, und fiel durch; aber er verlor den Muth nicht. Als die Popularität des Whigministeriums schwand und dasselbe zuletzt fiel, ließ er seine radicalen Forderungen fallen und machte einen großen Schritt zur Toryseite hinüber. Während er kurz zuvor gefordert, daß die Industrie von Lasten befreit werde, welche der Grundbesitz zu tragen geeigneter sei, erklärte er jetzt, „daß er immer der Meinung gewesen sei, in gewissen Ständen des Landes existire eine Verschwörung gegen das, was man mit einem Worte die Ackerbau-Interessen nennen könnte.“ Er sprach für die protestantische Staatskirche Irlands, von der er vorher gesagt, daß nicht 12 Monate vergehen dürften, bevor selbst das Wort Zehnte in jenem Lande abgeschafft sei, und warf den Whigs vor, daß sie sich nicht gescheut, die „blutige Hand“ O'Connells gegen diese Kirche zu ergreifen.

Auch nach dieser neuen Wendung, welche ihm gründlich von O'Connell eingetränkt wurde, der bemerkte, sein Angreifer stamme offenbar in gerader Linie von dem unbußfertigen Schächer ab, der Christus gelästert, worauf Disraeli ihm eine exemplarische Züchtigung verhieß, „wenn sie sich zu Philippi wieder begegnen würden“, — fiel er noch zweimal durch, ohne daß ihn dies im geringsten niederschlug; er sei, sagte er, an Niederlagen gewöhnt. „Ich kann fast sagen, wie jener berühmte italienische General, der, als er in seinen alten Tagen gefragt wurde, woher es komme, daß er immer siege, als Ursache angab, daß er in seiner Jugend immer geschlagen worden sei.“ Dies Selbstvertrauen sollte schließlich nicht zu Schanden werden. In einer Schrift „Vindication of the English Constitution“,

die ebenso reich an geistvollen Gedanken wie an unhaltbaren Behauptungen ist, stellte er sich vollständig auf die Toryseite und suchte darzuthun, daß die Whigs seit der Revolution stets den Plan verfolgt, den König zu einem venetianischen Dogen herabzudrücken, während im Gegensatz zu dieser Oligarchie, die nur zum Schein der Freiheit führe, die Tories die Macht des Königthums und das Wohl der Massen hätten sichern wollen; er feierte Bolingbroke, der die Bestechung Walpoles bekämpft und in seinem „Patriot King" ein Ideal gezeichnet, als den größten Staatsmann Englands, und griff in seinen anonym in der Times erschienenen „Letters of Runnymede" das Ministerium Melbourne auf das schneidigste an.*) So gelang es ihm endlich 1837, mit Unterstützung eines reichen Gesinnungsgenossen, in Maidstone gewählt zu werden; am 15. November nahm er seinen Sitz im Unterhause ein.

Der Mißerfolg seines ersten Auftretens ist vielfach übertrieben, er wurde nicht, wie man gesagt, niedergelacht, aber seine Kraft reichte nicht aus gegen die fortwährenden lärmenden Unterbrechungen, welche namentlich von der Garde O'Connells ausgingen, die große Rede, welche er vorbereitet, zu Ende zu führen.**) Die ungünstige Aufnahme, die im Gegensatz zu dem Wohlwollen stand, das herkömmlich neuen Mitgliedern bei ihrer

*) In einem Briefe vom 1. Jan. 1836 leugnet D., daß er der Verfasser sei, sagt aber doch vorher mit Bezug auf diese Briefe: „I am the first individual, who has silenced the press with its own weapons."

**) Er schreibt am folgende Tage selbst: „I state at once that my début was a failure, so far that I could not succeed in gaining an opportunity of saying, what I intended." Peel dagegen urtheilte: „I say anything but a failure, he must make his way." (Letters p. 120.) Sein Gegner Sheil sagte voraus, daß nichts ihn hindern werde, einer der ersten Redner des Hauses der Gemeinen zu werden.

Jungfernrede gewährt wird, schlug ihn keineswegs nieder. „Ich bin," rief er, als er aufhören mußte, „durchaus nicht erstaunt über den Empfang, der mir zu theil geworden. Ich habe manche Dinge angefangen und zuletzt meist Erfolg gehabt. Ich werde mich jetzt setzen, aber die Zeit wird kommen, wo Sie mich hören werden." Und sie kam rascher, als man hätte glauben sollen; er änderte seinen bilderreichen Styl, mit dem er kein Glück gemacht, und sprach, wie Sheil ihm gerathen, oft, aber kurz sachlich und mit großem Beifall über Fragen, die er beherrschte.*) Merkwürdiger Weise war die erste größere Rede, die er wieder hielt, gegen die Bill Russells gerichtet, welche den Volksschulen Staatsunterstützung gewähren wollte; während Gladstone dieselbe bekämpfte, weil sie die verschiedenen Bekenntnisse gleichstelle, also dem Irrthum dasselbe Recht wie der Wahrheit gebe, ließ Disraeli die confessionelle Frage klüglich bei Seite und wies nur die Einmischung des Staates in die Schule zurück, welche Sache der Familie sei; China und Preußen (!) zeigten ein abschreckendes Beispiel des Strebens eine Erziehung von Staats wegen einzuführen. Nicht minder bezeichnend war sein Eintreten zu Gunsten der Chartisten, das ihm den Vorwurf der Begünstigung revolutionärer Bestrebungen zuzog. Er wies dies zurück und verurtheilte die agitatorische Art, mit der die Führer der Bewegung zu werke

*) Sheil sagte ihm: „Now get rid of your genius for a session. Speak often, for you must not show yourself cowed, but speak shortly. Be very quiet, try to be dull, only argue, and reason imperfectly, for if you reason with precision they will think you are trying to be witty. Astonish them by speaking on subjects of detail. Quote figures, dates, calculations, and in a short time, the House will sigh for the wit and eloquence which they all know are in you, they will encourage you, to pour them forth and then you will have the ear of the House and be a favourite". (p. 123.)

gingen, aber zeigte, wie unberechtigt die hochmüthige Gleichgiltigkeit sei, mit der die Mittelklassen, auf welche die Regierung sich hauptsächlich stütze, den Bestrebungen der Arbeiter gegenübertraten. Damals gab es noch keine Fabrikgesetze, die Arbeit der Frauen und Kinder unterlag dem Drucke der freien Concurrenz, Coalitionen und Streiks waren verboten, das Capital herrschte, das neue Armengesetz der Whigs war hart und kalt, die Zustände der unteren Klassen waren höchst traurig, deshalb, sagte Disraeli, schäme er sich nicht zu bekennen, daß er mit den Chartisten sympathisire, so sehr er das Charter mißbillige, in dem sie ihre Forderungen niedergelegt. Er anerkannte somit zuerst den Ernst der socialen Frage, die er später in dem Roman „Sybil oder die beiden Nationen“ behandelte; die sich gegenüberstehenden Nationen, die auf demselben Boden wohnten, waren Arm und Reich, die Welt der Genießenden und der im Schweiße des Angesichts Arbeitenden und Darbenden, die sich wenigstens in den Städten gegenseitig fürchteten und haßten, wie zwei feindliche Völker es mitten unter den Einflüssen der Gesittung thun. Nichts ist unberechtigter, als Disraeli als einen Schmeichler der Großen darzustellen, für ihn persönlich hatte gewiß Alles, was vornehm war, großen Reiz, aber die Laster und Schwächen einer herzlosen Aristokratie hat Niemand so bitter gegeißelt, wie er in seinen „Marquis de Carabas, Lord Monmouth und Lord Marney“. Er zeigte die Sorgen und das Elend der Fabriksbevölkerung, griff auf das schärfste das kalte Manchesterthum an und den übermüthigen Genuß der oberen Zehntausend, und wies nach, wie daraus der Chartismus erwachsen mußte. Es giebt Stellen in dem Buche, die an Lassalle erinnern; aber statt in der Republik sucht der Verfasser Rettung im Königthum und einer erneuten Aristokratie, um die Wohlfahrt der Massen gegen die oligarchische Parlamentswirthschaft zu sichern.

Disraeli hatte sich inzwischen 1839 mit der Wittwe seines Freundes Lewis verheirathet, mit der er, obwohl sie viel älter war, eine durchaus glückliche Ehe führte, die ihm zugleich durch das Vermögen seiner Frau eine unabhängige gesellschaftliche Stellung brachte; seine politische befestigte er, indem er an die Spitze des jungen Englands trat, einer Gruppe romantischer junger Aristokraten, welche davon träumten, der Kirche ihre mittelalterliche Stellung wiederzugeben und die gute alte Zeit wieder herzustellen, wo der Adel der Vater der Armen und das Haupt seines Bezirkes war. Diesen enthusiastischen Jünglingen stellte Disraeli seine Erfahrung und Gewandtheit zur Verfügung; er gab in seinem Roman „Coningsby" ihren Ideen dichterisch Fleisch und Blut, ohne indeß auf seine ihm eigenthümlichen zu verzichten, wie denn der Hauptheld Sidonia ein Jude ist, der, ohne Leidenschaft für das Geld, an der Spitze eines ungeheuren Bankhauses steht, von dem Könige und Minister abhängen und der gleichfalls als ein Ausbund politischer Einsicht Alle überflügelt, was sich freilich in seiner Voraussage nicht bewährte, daß Louis Philipp, in dem er einen neuen Odysseus erkennt, die Revolution zum Abschluß bringen werde. Von dieser phantastischen Persönlichkeit abgesehen, ist der Roman nicht nur das anziehendste, sondern auch das reiffste Werk Disraelis, welches das neue Geschlecht und die Zeit vortrefflich schildert.

Die Tories waren inzwischen 1841 an das Ruder gekommen, Peel hatte Melbourne abgelöst, er stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Disraeli selbst hatte ihn den größten Staatsmann seines Zeitalters genannt, er hatte ihn als die Hoffnung des Landes gefeiert, sicher nicht ohne die Hoffnung, daß derselbe bei der Bildung eines neuen Ministeriums ihm einen Posten zweiten Ranges anbieten werde. Aber Peel war nicht der Mann, aufstrebende Talente zu erkennen, er be-

handelte vielmehr seine Anhänger als gehorsamspflichtige Unterthanen. Disraeli ertrug dies seinerseits lange Zeit, aber war schließlich nicht geneigt, sich diese vornehme Ignorirung auf immer gefallen zu lassen; er begann kurze, sarkastische Interpellationen zu stellen, in denen unter verbindlichen Formen scharfe Stachel verborgen waren, so daß Peel, der anfangs diese versteckten Angriffe nachlässig zurückwies, schließlich auf das Wort Cannings Bezug nahm, er bitte, daß Gott ihn vor seinen aufrichtigen Freunden bewahren möge, worauf Disraeli sofort an den Kampf Cannings mit der „erhabenen Mittelmäßigkeit“ erinnerte, mit der er auf Peels Charakter anspielte. Derselbe stellte Disraeli später als einen „disappointed candidate for office“ hin, was dieser entrüstet zurückwies; daß aber der Vorwurf nicht ganz unbegründet war, indem mittelbar zwischen beiden verhandelt war, ist gewiß und zeigt auch folgende Stelle im „Endymion“, die sicher nicht ohne unwillkürliche Beziehung auf sich selbst geschrieben ist. „Der Minister machte einen persönlichen Feind aus dem, der zu einem ergebenen Anhänger hätte ausgereift werden können, und der durch seinen gesellschaftlichen Einfluß wie durch sein politisches Talent kein unverächtlicher Feind war.“

Nun sah sich Peel nach langem Widerstreben genöthigt zuzugeben, daß die Sache der agrarischen Schutzzölle, die Cobden mit seiner Anti-corn-law-league angriff, er selbst aber eine heilige genannt, ohne welche die britische Aristokratie nicht bestehen könne, unhaltbar geworden sei, und nicht allein das, er legte, nachdem er diese Ueberzeugung erlangte, sein Amt nicht nieder, sondern nahm die Durchführung der entgegengesetzten Ansicht selbst in die Hand. Es war begreiflich, daß dies den bittersten Groll der enttäuschten Landwirthe hervorrief; sie bildeten eine entrüstete aber stumme Schaar, die nach einem Führer suchte. Dem Namen nach trat Lord George Bentinck

als solcher hervor, aber der Chef seines Generalstabes war Disraeli. Dabei ist es merkwürdig, daß er in seiner jahrelangen Polemik gegen Peel den sachlichen Punkt stets sorgfältig umging, das Princip des Schutzzolls hat er nie vertheidigt, ja er zwar 1842 für den Freihandel aufgetreten und hatte behauptet, daß dieser weit eher ein ererbter Grundsatz der Conservativen als der Whigs sei; er legte noch jetzt keineswegs den Kornzöllen eine besonders heilbringende Wirkung bei, und meinte nur, die durch dieselben bewirkte Vertheuerung des Brodes sei so geringfügig, daß sie nicht in Betracht komme, sein ganzer Angriff ging dahin, mit der bittersten Ironie das Renegatenthum Peels zu bekämpfen. „Der sehr ehrenwerthe Gentleman überrumpelte die Whigs, während sie badeten, und lief mit ihren Kleidern davon. Er ist der politische Petrucchio, der die böse Sieben, den Liberalismus, durch ihre eigene Tactik bezähmt hat"; er nannte ihn „einen Admiral, der die Flotte seines Souveräns in den Hafen des Feindes geführt," „einen Räuber fremder Ideen" und behauptete, „kein Staatsmann habe je politischen Diebstahl in einem solchen Maße begangen". Daß hierin etwas Richtiges lag, daß Peel, indem er zu seinen Gegnern überging, weil er sich überzeugte, daß er sie nicht mehr widerlegen könne, die alte Parteiorganisation aufs tiefste erschütterte, ist nicht in Abrede zu stellen, aber es ist bemerkenswerth, daß Disraeli sich in seinen bitteren Angriffen lediglich an diese politische Seite der Sache hielt, von dem Kern derselben, dem Anspruch der Grundbesitzer, die Bevölkerung zu ihren Gunsten zu besteuern, sagte er, der sich gerühmt der Mann des Volkes zu sein, wenig oder nichts. Peel setzte seine Sache durch, aber seine Macht war erschüttert, was Disraeli später in seinem Leben „Lord George Bentincks" sagte, erfüllte er. „Die Schlacht selbst war verloren aber der, welcher durch seinen Verrath die Niederlage

verursacht hatte, sollte jedenfalls dafür büßen.“ Durch eine kühne Intrige bewog er sowohl die Tories als Lord John Russell, den Führer der Whigs, gegen eine Bill zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit in Irland zu stimmen, der beide bei der ersten Lesung „ihre aufrichtige und herzliche Unterstützung“ zugesagt hatten. Peel kam in die Minorität und mußte im Juni 1846 sich zurückziehen. Bald darauf zog sich Bentinck von der Führung seiner Partei zurück und starb 1849; nun ward Disraeli Führer der Landpartei, der er seit einem Jahre auch in sofern angehörte, als er Grundbesitzer und Vertreter der Grafschaft Buckingham geworden war. Das erste mühevolle Stadium zum Wege der Macht lag somit hinter ihm, und obwohl das Widerstreben gegen die Leitung eines Juden bei den Landedelleuten von Zeit zu Zeit stets wieder durchbrach, so behauptete er sich nicht nur in seiner Stellung, sondern es dauerte auch nicht lange, bis das officielle Haupt der Partei, Lord Derby, sich seine ganze politische Inspiration bei Disraeli holte. Nachdem derselbe so eine anerkannte Stellung erreicht, vollzog sich eine Wandlung in seiner Haltung, die Bedeutung und Verantwortlichkeit seiner Rolle als Führer gab ihm einen Ernst und eine Würde, die ihm bisher so sehr gefehlt hatten, die Neigung zu pathetischen Schaustellungen trat zurück und er hörte auf, augenblicklichen Vortheilen dauernde Interessen zu opfern.

III.

Vor der Hand war Disraeli freilich nur der Führer einer in hoffnungsloser Minorität befindlichen Partei. Ihre Illusionen über die Möglichkeit einer wirthschaftlichen Umkehr theilte sein Scharfblick keinen Augenblick, er erklärte vielmehr, an ein Wiedereinführen der Kornzölle sei nicht zu denken, nachdem die

öffentliche Meinung sich so entschieden dagegen erklärt; er ließ also den Schutzzoll ganz fallen und wandte sich zu anderen Mitteln, um die Nothstände des Grundbesitzes zu heben, namentlich dessen Ueberlastung durch Lokalsteuern, die hohe Malzsteuer u. s. w., wobei er die Interessen des Ackerbaues, zwar ohne unmittelbaren Erfolg, aber mit unleugbarer Wahrheit vertrat. Ein weit gefährlicherer Gegner noch ward er der Regierung, als er der fortwährenden Einmischung Palmerstons in die Angelegenheiten anderer Staaten, als Bundesgenosse der liberalen Parteien, als Mahner und Warner der absolutistischen Regierungen, entgegentrat. Denn der schwache Punkt dieser Politik war nicht nur die unberechtigte Intervention, sondern daß „Lord Feuerbrand" jedesmal, wenn seine Worte keinen Erfolg hatten, seine Schützlinge kläglich im Stiche ließ und sich empfindlichen Demüthigungen aussetzte.

Im Februar 1852 fiel das Ministerium Russell. Derby übernahm die Regierung und Disraeli trat in das Cabinet als Schatzkanzler; ein Posten, den er sich gewiß nicht wählte, aber erhalten haben soll, weil ihm damals die Königin nicht günstig war und er in dieser Stellung nicht persönlich mit ihr zu verhandeln hatte. Er war bei den Traditionen seiner Partei und den Forderungen der Gegenwart sicher nicht auf Rosen gebettet; Lord Derby ließ durch unkluge Reden stets eine Wiederbelebung der Schutzzollpolitik fürchten, Disraeli erklärte sie für todt und begraben, ein in die Luft gegangenes System. Der Geist des Zeitalters strebe nach der freien Concurrenz und kein Staatsmann könne ungestraft den Genius der Epoche, in der er lebe, geringschätzen, sein Budget ging daher im Sinne seiner früheren Reden auf Steuererleichterung des Ackerbaues; aber obwohl durchaus richtig aufgefaßt und mit dem Muth der Verzweiflung glänzend vertheidigt, vermochte es nicht durchzudringen, in der Abstimmung

ward er mit 15 Stimmen geschlagen und das Ministerium Derby mußte nach nur zehnmonatlicher Regierung zurücktreten. Bei dieser Gelegenheit begegnete er zuerst dem Gegner, der ihm für seine künftige Laufbahn bestimmt war, William Ewart Gladstone.

Nach dem Fall des Ministeriums Derby sah sich Disraeli aufs neue und auf lange Zeit zur kritischen Opposition verurtheilt. Von den nun folgenden 21 Jahren brachte er kaum vier am Ruder zu; aber er bildete sich in dieser Zeit zu einem Parteiführer ersten Ranges heraus, er wußte seine Anhänger zusammen zu halten, zu ermuthigen und zu gewinnen, Niemandes Eitelkeit zu verletzen, und Niemand wurde mit größerer Aufmerksamkeit gehört, Niemand mehr gefürchtet als er, den Palmerston einst, „den rothen Indianer der Debatte" nannte, „der sich durch das Schwingen des Tomahawk den Weg zur Macht gebahnt und durch das Scalpirungssystem den Verlust derselben zu hindern hoffe". Das folgende Ministerium aller Talente bot ihm viele schwache Stellen, die er wohl benutzte, wobei er aber, als der Krieg gegen Rußland durch die Fehler der Regierung unvermeidlich geworden war, derselben patriotisch seine Unterstützung anbot. „So viel kann ich versprechen, daß kein zukünftiger Wellesley an den Ufern der Donau schmerzliche Nachrichten erhalten wird von seine Anstrengungen verkennenden oder seine Fähigkeiten ins Lächerliche ziehenden Aeußerungen einer englischen Opposition."

Dagegen griff er nach dem Pariser Congresse heftig, wenn auch sehr verkehrt, die Seerechts-Declaration an, durch welche England seine Seeherrschaft geopfert. Bezeichnend war es, daß er, dem eigene Anschauung die Bedeutung des Orients erschlossen, den Muth hatte, der Leidenschaft entgegenzutreten, die bei dem indischen Aufstand eine grausame Vergeltung forderte, und erklärte, daß wenn dieser Geist die Oberhand ge-

winne, man nur Christi Bild durch das Molochs ersetzen möge; ihm fiel auch die Aufgabe zu, während seines zweiten kurzen Ministeriums nach Beendung des Aufstandes das Ostindische Reich unmittelbar unter die Krone zu bringen. Er hatte ferner die Befriedigung, die Emancipation der Juden durchzuführen, der gerade die Tories am entschiedensten widerstrebt. An seiner Hand trat am 26. Juli 1858 der erste Jude, Baron Lionel de Rothschild, über die Schwelle des Unterhauses. Mit seiner Reformbill dagegen hatte er kein Glück; vielleicht hätte sich aber das Cabinet trotzdem behauptet, wenn es nicht ein so mangelhaftes Verständniß für die Bedeutung des italienischen Krieges gezeigt hätte. Disraelis complicirte Natur hat die Politik Cavours so wenig wie später die Bismarcks zu rechter Zeit durchschaut; indem die Regierung Alles aufbot, den Krieg zu hindern, kam sie in Verdacht österreichischer Sympathien und fiel. Dagegen ist es ein Beweis seines Scharfblickes, daß in dem folgenden amerikanischen Bürgerkriege Disraeli, obwohl nicht nur seine Partei, sondern auch die Regierung entschiedene Vorliebe für den sclavenhaltenden Süden zeigte, stets die strengste Neutralität wahrte und nur einige Mal das Wort ergriff, um die schwankende Haltung des Ministeriums und die unpolitischen Aeußerungen Gladstones scharf zu tadeln, der öffentlich von Jefferson Davis gerühmt, daß es ihm gelungen, aus den Südstaaten eine Nation zu machen. Er protestirte heftig gegen die Abtretung der jonischen Inseln an Griechenland, und gewiß mit vollem Recht, weil damit die Kette der Mittelmeer-Garnisonen Englands gebrochen sei, und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um die würdelose Politik Russells anzugreifen, der sich in Polen, Dänemark und sonst überall einmischte, um dann mit Schimpf abzuziehen. Nachdem die Reformbill zum zweiten Male das liberale Ministerium gestürzt, ward es nochmals Disraelis Aufgabe, die Reform in die Hand zu nehmen, und

diesmal löste er sie, freilich in einer Weise, die nur ihm möglich war. Er begann zuerst unter großer Heiterkeit des Hauses damit, daß seiner Ansicht nach die Reformfrage, an der bisher Alle gescheitert, nicht mehr das Schicksal eines Ministeriums bestimmen solle, suchte dann seinen Weg durch vorgeschlagene Resolutionen zu fühlen, bei denen er die Conservativen durch verschiedene einschränkende Bestimmungen mit der Erweiterung des Stimmrechts zu versöhnen strebte, und endigte damit, daß er alle diese Clauseln nacheinander der Opposition preis gab, und mit Hilfe der Radicalen das Haushaltswahlrecht für die Städte durchführte; das nannte er später die „Erziehung seiner Partei, die einen gewissen Druck erfordere, um ihre Aufmerksamkeit auf solche Fragen zu richten." Der treibende Beweggrund lag hier wie bisher in Disraelis tiefer Abneigung gegen das liberale Bürgerthum, welches die Whigs vertraten. Dem gegenüber behaupte er von den Tories „sie seien allein die wahren Demokraten, der große Tory Pitt sei in Wahrheit der größte demokratische Minister, was dieser Auffassung zu widersprechen scheine, seien nur scheinbare Widersprüche für blöde, uneingeweihte Augen." Der Torysmus, als der wahre Vertreter der Nation, habe gelegentlich auch die Pflicht, sowohl die nationalen Leidenschaften und Vorurtheile zu vertreten, als die reineren Bestrebungen der Nation, während die Whigs niemals über die engen Grenzen einer beschränkten Sippschaft hinaus kämen. „Moderner Fortschritt, moderne Gesittung, moderner Unternehmungsgeist, was bedeuten sie, ohne loyale Anhänglichkeit, ohne die breite Grundlage volksthümlicher Ueberlieferung? Und wo findet diese eine festere Grundlage, als in der Politik der Partei, welche durch großen, ererbten Grundbesitz in den Tiefen des Volkslebens wurzelt?" Nur, indem die Tories mit der Masse des Volkes gemeinsame Sache machten, nur durch ihr Bündniß mit der Demokratie, könne demnach eine allge-

meine befriedigende Lösung der Wirren der Zeit erstrebt werden. Darin liegt etwas Wahres, insofern in den Grundsätzen der Tories nichts liegt, was einer maßvollen Reform widerspricht, Pitt hat in der That zuerst den Zolltarif liberal umgestaltet und die Wahlreform versucht. Aber ebenso gewiß widersetzten sich die Tories nach der französischen Revolution bis 1832 jeder Reform, und Disraeli selbst der Peels am heftigsten. Er behauptete, daß, wenn man nur in die tiefer liegenden Schichten der Gesellschaft hinabsteige, die conservative Tendenz an Macht gewinne, eine Ansicht, die unter Umständen sich bewähren kann, wenn es sich um große, der Masse leicht verständliche Entscheidungen handelt, die aber doch ihr sehr Bedenkliches hat, indem sie zu immer weiterem Herabgleiten zur Demokratie und in letzter Reihe zum Plebiscit führen muß, eine Aussicht, die für England um so bedenklicher war, als dasselbe keine starke monarchische Macht und centralisirte Verwaltung besitzt. Vor allem aber widersprach diese Reform allen Grundsätzen, welche die Tories bisher vertraten, noch am 5. März 1867 stellte Lord Stanley durchaus in Abrede, daß die Regierung an eine Maßregel denke, wie Bright sie befürworte. Nicht mit Unrecht nannte die Quarterly Review deshalb die Bill und die Art, wie sie durchgeführt ward „The conservativé surrender", die Partei fügte sich ihr nur grollend, die drei fähigsten Genossen im Ministerium traten zurück, und selbst der alte Lord Derby, den er ganz beherrschte, nannte sie „einen Sprung ins Dunkle". Mit Peels Vorgehen hat das Disraelis nur die Aehnlichkeit, daß ein Minister das selbst that, was er zuvor bekämpft, Ersterer setzte 1829 wie 1846, seine große Majorität und eine festbegründete Macht aufs Spiel, um Maßregeln durchzuführen, welche er als nothwendig erkannte. Aber 1867 unternahm eine Minorität dies, um am Ruder zu bleiben. 1829 und 1846 brachten Wellington und

Peel durch, was die Opposition verlangte, Disraeli, der durch die Bekämpfung der den Tories zu weit gehenden Bill von 1866 ins Amt gekommen war, ging weit über das hinaus, was die Liberalen verlangten, und setzte seine Maßregel mit Hilfe der Radicalen durch. Peel und Wellington legten vollständig ausgearbeitete Gesetzentwürfe vor und hielten an ihnen fest, Disraeli ließ seine Bill bis zur Unkenntlichkeit ändern, weil er nicht wagte, seiner Partei gegenüber gleich mit seinen Absichten hervorzutreten; was er Peel einst vorgeworfen, daß derselbe die Kleider der Whigs gestohlen, führte er selbst in noch stärkerem Maße aus, aber er erreichte sein langersehntes Ziel und ward, als Derby starb, Premier-Minister, freilich nur auf kurze Zeit. Zunächst wandte sich die Maßregel gegen ihn, Gladstone brachte die Frage der Entstaatlichung der irischen Kirche auf die Tagesordnung, und Disraeli, der mit der Reformbill seinen Anhängern so Starkes zugemuthet, wagte nicht, ihre Geduld so bald nochmals auf die Probe zu stellen. In den Neuwahlen siegte die Opposition glänzend, und das Ministerium trat sofort zurück. Disraeli zog sich zunächst auf die Literatur zurück, obwohl er seine Pflichten als Führer der Opposition erfüllte. 1869 erschien sein letzter bedeutender Roman „Lothair" (der noch später folgende „Endymion" ist einer seiner schwächsten). Das Thema der höchst anziehenden, mit vielen deutlich erkennbaren Bildnissen von Zeitgenossen geschmückten aber phantastischen Erzählung ist, daß in der Gegenwart zwei große Kräfte maßgebend sind, die katholische Kirche und die geheimen Gesellschaften, daß der Staatsmann, der außerhalb beider steht, mit dem Einfluß dieser Mächte zu rechnen, sie zu regeln und zu hemmen hat. Der Held Lothair schwankt zwischen beiden, die im Cardinal Grandison und der Italienerin Theodora ihre Vertreter haben, findet aber seinen Ausweg durch Corisande, welche die liebenswürdige Vernunft einer hochgeborenen Eng-

länderin zeigt, deren gesunder Sinn sich dagegen auflehnt, daß die natürlichen Führer des Volkes zum Katholicismus übergehen. Die würdelose auswärtige Politik und die unablässigen inneren Neuerungen Gladstones brachten allmählich einen vollkommenen Umschwung in der Volksstimmung hervor, und die Wahlen von 1874 gaben den Tories eine Majorität, wie sie solche seit 50 Jahren nicht besessen. An ihrer Spitze stand als unbestrittener Premier-Minister Disraeli, der 2 Jahre später als Earl Beaconsfield in das Oberhaus trat. Der Traum seiner Jugend war erfüllt, das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, und erst jetzt als Greis hatte er freie Hand, seine Ideen in die That zu übersetzen.

Alles ließ sich so günstig wie möglich für ihn an, die Majorität folgte ihm unbedingt, sein Nebenbuhler Gladstone hatte sich vom parlamentarischen Leben zurückgezogen, er genoß das volle Vertrauen der Königin. Daß es ihm gelungen sei diese Stellung für eine Politik großen Stiles auszunutzen, wird man nicht behaupten können; Disraeli hatte von jeher ein lebhaftes Gefühl für die Machtstellung Englands, Gladstone hatte dieselbe überall mißachten lassen, seine Aufgabe war es also dieselbe wieder zur Geltung zu bringen. Die erste Maßregel in diesem Sinne, der Ankauf der Suezactien war glücklich und fand die lebhafte Billigung Bismarcks als ein richtiger Schritt zur richtigen Zeit gethan. Der Gedanke dazu ging von dem Herausgeber der „St. James Gazette", Greenwood aus. Disraeli faßte ihn auf und führte ihn unter lebhaftem Beifall rasch aus. Man sah darin, sowie in dem Titel der Kaiserin von Indien, den die Königin 1876 annahm, den Anfang einer neuen Aera orientalischer Politik; aber wenn der Premier damit zeigte, daß er sich die oberste Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vorbehalten, so war es doch sicher eine sehr unglückliche Ein-

gebung, aus Parteirücksichten das Ministerium des Auswärtigen wieder Lord Derby anzuvertrauen, der ein guter Handelsminister sein mochte, aber bereits 1867 sich in der Luxemburger Frage um alles Ansehen gebracht und nur einen einzigen Gedanken hatte, um jeden Preis einen Krieg zu vermeiden. Der Ansicht war nun freilich Disraeli nicht; als der türkisch-russische Krieg heranzog, erklärte er, die Regierung werde das britische Reich in seiner Macht aufrechthalten und keinem Schritte zustimmen, der um Ruhe und falsche Sicherheit zu erkaufen, dasselbe gefährde, in einer Rede auf dem Lordmayors-Bankett vom 9. November 1876 sagte er: „Es giebt kein Land, dem so an der Erhaltung des Friedens liegt, wie England; der Friede ist eine speciell englische Politik. Es ist keine angreifende Macht; denn es giebt nichts, das es begehrt; es beansprucht keine Städte, keine Provinzen. Aber obwohl die Politik Englands der Friede ist, so ist doch kein Land so gut für den Krieg vorbereitet wie das unsrige. Wenn es für eine gerechte Sache den Kampf aufnimmt — und ich will nicht glauben, daß es für eine andere als eine gerechte Sache Krieg führen wird — wenn der Kampf ein solcher ist, der seine Freiheit, seine Unabhängigkeit, seine Herrschaft betrifft, so sind seine Hilfsquellen, wie ich glaube, unerschöpflich. Es ist nicht ein Land, das, wenn es einen Feldzug beginnt, sich fragen muß, ob es einen zweiten oder dritten aushalten kann, sondern es wird dann sich nicht eher zufrieden geben, als bis das Recht gesiegt (till right be done)." Seine Haltung während des folgenden Krieges hat diese stolzen Worte kaum gerechtfertigt; nach dem Berliner Congreß sagte er, er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn England zu Anfang fest gesprochen hätte, kein Krieg gewesen sein würde. Warum sprach er dies Wort nicht, sondern sandte vielmehr Lord Salisbury nach Constantinopel, wo derselbe, zum Erstaunen aller Welt, Hand in Hand mit Ignatieff „dem Vater

der Lüge" ging, und durch die Unterstützung der Forderungen desselben den Krieg unvermeidlich machte, den er vermeiden wollte? warum ließ er Derby im Amte, der von Graf Schuwaloff geleitet, im Cabinet beschlossene Depeschen unterdrückte, um Verwickelungen zu vermeiden, bis der Unwille im Hause der Gemeinen so stieg, daß eine Ministerklage drohte? Ist es wahr, daß Rußland vor der englischen Flotte und den indischen Truppen zurückgewichen, oder war dasselbe nicht vielmehr genöthigt nachzugeben, als Ignatieff und Gortschakoff die Grundlagen des Reichstadter Abkommens vom Januar 1876 mit Oesterreich durch den Frieden von San Stefano verletzten, und Bismarck erklärte, daß jede Abänderung des Pariser Vertrages von der Zustimmung sämmtlicher Großmächte abhängig sei? Daß Beaconsfields Haltung auf dem Congreß Rußland nöthigte, in manchen wichtigen Punkten nachzugeben, daß er entschlossen war, es auf den Bruch ankommen zu lassen, wenn dies nicht geschah, ist richtig; aber war das Ergebniß des Berliner Vertrages für England so günstig, wie die Minister es nach ihrer Rückkehr hinstellten? War der Erfolg, dessen Beaconsfield sich rühmte, „Ostrumelien, jene schöne Provinz dem Sultan wiedergegeben zu haben" gute Politik, indem man Bulgarien in zwei Theile spaltete, die so um so leichter von russischen Einflüssen beherrscht werden konnten, aber streben mußten wieder zusammenzukommen? Hat man nicht vielmehr dadurch nur den Grund zu den späteren Wirren gelegt? Sind Cypern und die Aussicht auf Reformen in der asiatischen Türkei, die sich nie verwirklichen wird, ein genügender Ausgleich für die Eroberung von Batum, Kars und das bessarabische Stück Rumäniens? Und kaum war das Lob verhallt, mit dem die beiden Minister sich für den „Frieden mit Ehren" feiern ließen, mit dem sie von Berlin zurückgekehrt waren, als sie sich genöthigt sahen, einen opfervollen Krieg gegen Afghanistan zu beginnen.

Die Nothwendigkeit desselben allein beweist, daß Disraeli die Gefahr, welche England von Rußland droht, nie richtig zu würdigen gewußt. Als am 5. Mai 1876 Baillie Cochrane im Unterhause die Aufmerksamkeit auf das drohende Vordringen der russischen Macht lenkte, erwiderte er: „Ich gehöre nicht zu derjenigen Schule, welche Rußlands Vordringen in Asien mit jener tiefen Besorgniß ansieht, wie Manche thun. Ich glaube, Asien ist groß genug für die Zukunft beider, Englands und Rußlands. Ich glaube, daß zu keiner Zeit ein besseres Einverständniß zwischen beiden Höfen bestanden hat. Weit entfernt, mit Unruhe auf die Entwickelung der Macht Rußlands in Mittelasien zu blicken, sehe ich keinerlei Grund, warum es nicht die Tartarei so gut erobern soll, wie wir Indien erobert haben." *) Man wird zugeben, daß Rußland bei einem englischen Minister keine bessere Stimmung wünschen konnte, aber was das Vordringen Rußlands bedeutete, zeigte nach weniger als zwei Jahren das Auftauchen eines russischen Gesandten in Kabul, das Lord Salisbury nöthigte, den Rückzug von seinem Circular vom 1. April anzutreten und das Abkommen mit Schuwaloff zu schließen, das man nicht mit Unrecht als surrender bezeichnete.

Es mag sein, daß, wie gesagt ist, die Ursache, weshalb Beaconsfield seine große Macht während seines letzten Ministeriums so ungenügend brauchte, in seiner abnehmenden körperlichen Kraft lag, jedenfalls sank dieselbe rasch, als ihn die Wahlen vom April 1880 zum Rücktritt nöthigten, und bereits am 19. April 1881 starb er. Aber uns will bedünken, daß bei diesem mangelnden Erfolg wie in der ganzen Action Beaconsfields doch stark das phantastische Element mitspricht, welches über der glänzenden und bestechenden Seite der

*) Hansard vol. 229 p. 133.

äußeren Inscenirung das Wesen der Sache vernachlässigte. Dasselbe gilt von seiner Beredsamkeit, sie fesselte unwiderstehlich, aber sie war mehr blendend als sachlich überzeugend. Dagegen zählt er zu den ersten Debattern, scheinbar theilnahmlos, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Arme gekreuzt, saß er da, kein Zucken eines Muskels verrieth den Eindruck, den die gegnerische Rede auf ihn machte. Dann erhob er sich, und in vorübergebeugter Haltung begann er mit klangvollem Organ seine Antwort, erst einförmig, halb nachlässig, bald aber wurde er warm, schlagende Bilder, leichte Scherze, bittere Witze, feurige Berufungen auf Grundsätze, patriotische Ergießungen folgten einander, und unbarmherzig zerpflückte er die Rede seines Gegners, mit einer sarkastischen Wendung konnte er oft die ganze Wirkung derselben zerstören. Aber wenn er ein großer Redner war, so wird man ihn doch schwerlich einen großen Staatsmann nennen können; mit Ausnahme der Reformbill von zweifelhaftem Segen und des Ankaufs der Suez-Actien, hat er seinen Namen mit keiner epochemachenden Maßregel verknüpft. Im Vergleiche zu den Pitts, Canning und selbst Palmerston, neben denen er in der Westminster Abtei ruht, war er doch Epigone. Er war gewiß in seiner Weise Patriot und meinte das Imperium et libertas, das er als seinen Wahlspruch gab, ehrlich. Aber schwerlich wird man bestreiten können, daß er in erster Linie Macht und Ehre für sich gewinnen wollte und erst in zweiter Linie daran dachte, seine Fähigkeiten und die durch sie gewonnene Stellung für sein Land zu verwenden. Namentlich aber konnte, wer ihn länger und schärfer beobachtete, sich des Zweifels nicht erwehren, ob er an die Grundsätze, die er vertrat, wirklich glaubte. Man konnte bemerken, wie bei Reden ehrlicher, aber vielleicht nicht sehr erleuchteter Parteigenossen, ein flüchtiges spöttisches Lächeln um seinen Mund zuckte, welches verrieth, wie skeptisch er das ansah, was Jenen Sache des

Herzens und der Ueberzeugung war. Seine Mängel wie seine Ueberlegenheit hinderten gleichmäßig die Harmonie mit der Partei, die er seltsamer Weise zu führen hatte; nicht mit Unrecht sagte deshalb Hill, er sitze im Hause wie ein isolirter Gladiator. Seine Spitzfindigkeit, seine eingewurzelte Vorliebe für Geheimniß und Intrige, seine vorbedachte und gewundene Offenheit, seine Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel*) waren Eigenschaften, welche gerade englischen Landedelleuten am wenigsten zusagen konnten; mit Lord Derby hatte er wiederholt starke Zerwürfnisse, Viele seiner Partei haßten ihn geradezu und hätten ihn gerne abgeschüttelt, wenn sie gekonnt.**) Sie hielten vor allem an ihren Grundsätzen, Disraeli war reiner Opportunist. Wegen seiner Inconsequenz zur Rede gestellt, antwortete er: „Ein Staatsmann ist der Sohn der Verhältnisse, ein Geschöpf seiner Zeit; ein Staatsmann ist wesentlich ein praktischer Charakter, und wenn er ans Ruder gerufen wird, hat er nicht zu untersuchen, was seine Ansichten über diesen oder jenen Gegenstand sein können, er hat sich nur dessen zu vergewissern, was nothwendig ist, und der wohlthätigsten und ausführbarsten Art, wie die Geschäfte zu leiten sind. Ich lache über den Einwand gegen einen Mann, daß er in einer früheren Zeit seiner Laufbahn, eine von seiner gegenwärtigen

*) Als er 1853, ohne seine Collegen zu fragen, einen Handel mit den irischen Mitgliedern gemacht, damit sie für sein Budget stimmten, schreibt Greville: „He never seems to have given a thought to any consideration of political morality, honesty or truth.“ (3. ser. I p. 34.)

**) Sein Freund Tomline sagte selbst: „He dislikes and despises Derby and has a great contempt for his party.“

Baring fragte 1853 Greville, ob er nicht Disraeli in dem Coalitionsministerium unterbringen könne, und antwortete auf die Frage: „Why, will you give him to us?“ „Oh yes, you shall have him with pleasure.“ (I p. 43.)

verschiedene Politik vertreten habe. Alles was ich verlange ist, daß seine gegenwärtige Politik zweckmäßig, daß er im gegenwärtigen Augenblicke entschlossen sei, seinem Vaterlande nach dessen gegenwärtigen Verhältnissen zu dienen." Darin liegt etwas Wahres, kein Staatsmann wird auf undurchführbaren Ansichten bestehen, selbst wenn er sie für richtig hält, und soll sich nicht scheuen, dieselben zu ändern, wenn er durch Erfahrung und Nachdenken überzeugt wird, daß sie unhaltbar sind. Aber es spricht sich in jenen Worten doch auch eine vollständige Geringschätzung aller politischen Grundsätze aus, und zu greifbar liegen bei ihm die Ursachen seines häufigen Gesinnungswechsels vor, es ist das Bekenntniß, daß die erste Aufgabe des Staatsmannes nicht ist gut, sondern populär zu regieren, nationale Vorurtheile und Leidenschaften nicht bloß zu schonen, sondern vor allem zu brauchen, und sich so am Ruder zu erhalten. „Wir müssen," schrieb er einst, „uns in den Haufen mischen, wir müssen uns nach seinen Schwächen formen, wir müssen mit seinen Sorgen, die wir nicht fühlen, sympathisiren und an den Freuden der Thoren theilnehmen." Aus solchen Anschauungen erwuchsen die Widersprüche und die Janusgestalt dieses Mannes, der seinen Zeitgenossen oft als eine moderne Sphinx erschien, die Verquickung von Toryismus und Radikalismus, von Hochkirchenthum, jüdischen Traditionen und Freigeisterei, von Mysticismus und Schlauheit. Die Einheit, welche diese Gegensätze verband, war, daß sie nur Mittel zum Ziele für seinen Herrscherwillen waren.

Was seine merkwürdige Laufbahn am meisten auszeichnet, ist die Bewährung des Wortes „le génie, c'est l'art de persévérer"; er hatte Alles gegen sich, als er seine Laufbahn begann, er hat mit unverwüstlicher Zähigkeit alle Hindernisse besiegt, aus jeder Niederlage neue Kraft gesogen, bis er sich zuletzt im unbestrittenen Besitz der höchsten Gewalt fand. Darin

hat er Aehnlichkeit mit seinem Zeitgenossen Napoleon III.; Beide arbeiteten sich aus der Dunkelheit zur ersten Stellung in ihrem Lande hinauf, indem sie sich durch keinen Mißerfolg abschrecken ließen, das von vornherein ins Auge gefaßte Ziel zu erstreben, Beide standen innerlich ihrer Nation fremd gegenüber und galten der Welt für überspannte Abenteurer, Beide gründeten ihre Autorität auf die Unwissenheit, die Leidenschaften und Vorurtheile der Massen, um auf der Grundlage der Demokratie ihre Autokratie aufzubauen. Beiden gelang es, ihr Ziel zu erreichen, wenn auch ihr Ausgang ein verschiedener war. „Es kam zuletzt, wie es immer geschieht, wenn Menschen fest und ruhig sind," heißt es in Sybil und — setzen wir hinzu — keine Scrupel kennen.

IV.

In merkwürdigem Gegensatz zu Disraeli, der als Paria und Radicaler begann und Führer der Tories ward, steht sein Nebenbuhler Gladstone, der als schroffer Conservativer ins Parlament trat, und als Genosse der Radicalen und Parnells endet.

William Ewart Gladstone ward am 23. December 1809 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Liverpool geboren, von dem er nicht nur irdische Glücksgüter, sondern auch werthvolle Beziehungen zu den Häuptern der Tories und conservativ-hochkirchliche Grundsätze überkam. Ihnen verdankte er als Dreiundzwanzigjähriger seine Wahl für einen Burgflecken des Herzogs von Newcastle.

Nicht lange hernach konnte Macaulay ihn in einer berühmt gewordenen Kritik des Buches: „Der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche" als einen „jungen Mann von tadellosem Charakter und ausgezeichnetem parlamentarischen Talente" bezeichnen, welcher „die Hoffnung jener starren und unbeugsamen

Tories ist, die zögernd und widerwillig einem Führer folgen, dessen Erfahrung und Beredsamkeit ihnen unentbehrlich ist, aber dessen vorsichtiges Temperament und gemäßigte Ansichten sie verabscheuen". Er vertrat in der That die extremen Ansichten seiner Partei in kirchlichen und Erziehungsfragen, und befürwortete die Interessen der Pflanzer bei der Sclavenbefreiung, zeigte aber so bedeutendes Talent in der Debatte, daß, als Peel 1834 zur Regierung kam, er ihn zum jüngeren Lord des Schatzes machte. Das Ministerium war von kurzer Dauer, aber als 1841 Peel wieder an die Stelle von Melbourne trat und seine große Zollreform begann, unterstützte Gladstone ihn auf das wirksamste; er setzte die Zahl der zollpflichtigen Artikel von 1200 auf 450 herab, half die Einkommensteuer einführen und zeigte eine Fähigkeit, die verwickeltsten wirthschaftlichen Fragen zu beherrschen, welche ihn als künftigen Schatzkanzler bezeichnete. Er trat zurück, weil die Erhöhung der Staatsunterstützung für Erziehungsanstalten anderer Bekenntnisse seinen Ansichten widersprach, aber als Colonialsecretär wieder ein, als Peel die Aufhebung der Kornzölle beantragt hatte. Er vollendete den Bruch mit dem alten Schutzzollsystem, indem er 1849 die Aufhebung der Navigationsacte durchsetzen half, und ward, nachdem wesentlich durch seine glänzende Rede, welche ihn sofort in die erste Reihe stellte, Disraeli mit seinem Budget geschlagen war, als Schatzkanzler in dem sogenannten Ministerium aller Talente von 1853 unter Lord Aberdeen der Schöpfer des jetzigen englischen Tarifs, welcher die zollpflichtigen Waaren auf einige 20 große Finanzartikel beschränkte. Gleichzeitig vollzog sich ein Wechsel in seinen confessionellen Anschauungen, indem er für die Judenemancipation eintrat und gegen Russells kirchliche Titelbill sprach; auch zeigte er sich durch seine Briefe über die neapolitanische Mißregierung als warmer Freund der italienischen

Sache und war später begeisterter Bewunderer Garibaldis. Bei dem Heranziehen des Krimkrieges widersetzte er sich entschieden der energischen Politik Palmerstons gegen Rußland, und half eben dadurch den Bruch herbeizuführen. 1855 trat er mit Lord Aberdeen zurück, nachdem Palmerston sich dem Antrage, den Zustand der Armee, die er im October 1853 besser für den Krieg vorbereitet als jemals genannt hatte, durch eine Commission zu untersuchen, nicht widersetzt hatte, griff den Krieg, den er hatte machen helfen, als „unsittlich, unmenschlich und unchristlich“ an, und erklärte, daß, wenn er fortgesetzt werde, man „die Gerechtigkeit Dessen herausfordere, in dessen Händen das Schicksal der Heere liegt.“ Er blieb indeß im Hintergrunde, solange Lord Palmerston, der sein finanzielles Talent schätzte, aber ihn als politisch unberechenbar wenig liebte, an der Spitze stand, obwohl er 1859 nach dem Sturze Lord Derbys wieder als Schatzkanzler in sein Cabinet trat und als solcher mithalf, den Handelsvertrag vom Januar 1860 mit Frankreich durchzuführen, sowie die Postsparkassen einrichtete. Später griff er Palmerston wirksam wegen seines chinesischen Krieges an, wie er schon 1850 in der Pacificosache dessen „civis Romanus sum“ als einen heidnischen, dem heutigen Völkerrecht widersprechenden Grundsatz, indem der Römer einer privilegirten Klasse und erobernden Nation angehörte, zurückgewiesen hatte, dagegen nahm er von Russell den Auftrag an, die Uebergabe der jonischen Inseln an Griechenland zu vermitteln. Nach Palmerstons Tod unter Russell wurde er als Führer des Hauses der Gemeinen die leitende Persönlichkeit. 1866 litt er freilich durch den Abfall der conservativen Whigs, der sogenannten Adullamiten, in der Wahlreform wieder Schiffbruch. Als Führer der Opposition gegen das Derbysche Ministerium trat er nun seinem Nebenbuhler Disraeli entgegen. Dieser setzte zwar mit Hilfe der Radicalen

seine Wahlreform durch, aber es gelang Gladstone, die Resolutionen auf Abschaffung der irischen Staatskirche zur Annahme zu bringen, und damit seine Partei wieder zu einigen, welche dann in den Wahlen vom December 1868 vollständig siegte.

Jetzt trat Gladstone an die Spitze des neuen Ministeriums. Als Premier setzte er die Abschaffung der irischen Staatskirche und die irische Landbill durch, welche dem Pächter Sicherheit für seinen Besitz und Entschädigung für gemachte Verbesserungen gewährte, 1871 beseitigte er den Stellenkauf in der Armee, 1872 führte er die geheime Abstimmung bei den Parlamentswahlen ein. Wenig glücklich dagegen war er in seiner auswärtigen Politik. Im Gegensatz zu den meisten seiner politischen Freunde hatte er während des amerikanischen Bürgerkrieges sich für den Süden erklärt und 1862 gesagt, Jefferson Davis, der bereits eine Armee und eine Regierung geschaffen, sei im Begriff, die Südstaaten zu einer unabhängigen Nation zu machen. „Wir können," sagte er in einer Rede vom 7. October 1862, „mit Gewißheit den Erfolg der Südstaaten voraussagen, soweit es ihre Trennung vom Norden betrifft. Ich kann nur glauben, daß dies Ereigniß so gewiß wie irgend ein künftiges und doch bevorstehendes ist." Später mußte er dies als einen Irrthum zugeben und als Premier sich dazu verstehen, der Forderung der Vereinigten Staaten auf eine Entschädigung für die Zerstörungen der in englischen Häfen gebauten südstaatlichen Kreuzer nachzugeben. Er that dies in einer wenig geschickten Weise, indem eine gemischte hohe Commission in Washington zusammentrat, welche zwar einen Vertrag für Einsetzung eines Schiedsgerichtes abschloß, aber in einer Fassung, welche Englands Verurtheilung von vornherein sicher machte, die denn auch in einem Spruche auf Zahlung von 5 Millionen Pfund Sterling erfolgte. Dem

französisch-deutschen Kriege, den England durch ein rechtzeitiges Eingreifen in Paris vielleicht hätte hindern können, sah er passiv zu, schrieb aber dann einen Aufsatz in der „Edinburgh Review", in welchem er Englands Lage als „eingefaßt durch die Silbersee" pries, dagegen sehr anzügliche Bemerkungen über den König Wilhelm machte. Gleichzeitig ließ er über England die Demüthigung ergehen, daß Rußland, die Gunst der Umstände benutzend, einseitig sich von der Neutralisirung des Schwarzen Meeres lossagte und die Bestätigung in dem Londoner Vertrage von 1871 durchsetzte. Ebenso mußte er es hinnehmen, daß Rußland, im Widerspruch mit seinen kurz zuvor gegebenen feierlichen Zusicherungen, 1873 einen Theil Chivas einverleibte und den Rest des Chanats unter seine Botmäßigkeit brachte. Diese Niederlagen hatten die Regierung sehr geschwächt, sie wurde 1873 bei der irischen Universitätsbill geschlagen, und als Gladstone im Januar 1874 das Parlament auflöste und die verlorene Popularität dadurch zurückzugewinnen suchte, daß er die Abschaffung der Einkommensteuer versprach, unterlag er in den Wahlen mit 46 Stimmen. Diese Niederlage war wohlverdient, sowohl durch seine auswärtige, als seine Finanzpolitik, in derselben hatte bisher seine Stärke gelegen, er hatte den Zolltarif reformirt, die Papiersteuer aufgehoben, die ungerechte Befreiung des Grundbesitzes von der Erbschaftssteuer beseitigt und die Einkommensteuer einführen helfen, welche seitdem als eine der wirksamsten und billigsten im englischen Finanzsystem sich bewährt hat. Jetzt nannte er dieselbe eine inquisitorische und entsittlichende Steuer, welche außerdem die Gefahr in sich trage, von einer revolutionären Finanzpolitik zur Confiscation des Eigenthums mißbraucht zu werden, und wandte sich an die Begehrlichkeit der Unwissenheit, um die Wähler zu belohnen, wenn sie ihn im Amte hielten. Rothschild erklärte sofort öffentlich, daß die

Durchführung dieses Planes die englischen Finanzen in hoffnungslose Verwirrung werfen müsse und der gesunde Sinn des Landes stimmte ihm zu.

Ein Jahr später zog er sich von der Führung der liberalen Partei zurück und beschäftigte sich nun eifrig mit kirchlichen Fragen; er schrieb über Ritualismus, für den er stets eine gewisse Schwäche zeigte, und gegen die Unfehlbarkeit, die er in seiner Schrift „Vaticanism“ und ähnlichen Schriften heftig angriff. Erst die orientalische Frage führte ihn zur Politik zurück. 1853 hatte er am Vorabend des Krimkrieges in Manchester mit Bezug auf Rußland und die Türkei erklärt: „Es ist eine Nothwendigkeit die Vertheilung der Macht in Europa zu regeln, wenn eine Machterweiterung eines der großen Reiche vorliegt, die aus dem Fall des Ottomanischen Staates folgen und die gefährlich für den Frieden der Welt sein würde. Es ist die Pflicht Englands, einem solchen Ergebniß sich um jeden Preis zu widersetzen.“ Jetzt verklagte er nicht nur die bulgarischen Greuel der Türken in leidenschaftlichen Reden und Schriften, sondern verlangte, daß diese unsagbare Nation mit Sack und Pack das Land räumen müsse, welches sie verwüstet; der Regierung, deren auswärtige Politik schon an sich in den schwachen Händen Lord Derbys lag, warf er Verfassungswidrigkeit vor, als dieselbe indische Truppen nach Malta zog, und bezeichnete den Vertrag mit der Pforte vom Juni 1878, welcher Cypern unter englische Verwaltung stellte, als „an insane covenant“. Indessen blieben diese Angriffe im Parlament ebenso wirkungslos, wie seine Bekämpfung der ägyptischen Politik, des afghanischen Krieges und der wissenschaftlichen Grenze Indiens, welche Lord Beaconsfield als Ziel desselben bezeichnete. So entschloß er sich, im Herbst 1879 einen großen Wahlfeldzug in Schottland zu eröffnen, um sich für den Sitz der Grafschaft Midlothian zu be-

werden. Die geistigen und rednerischen Anstrengungen, denen er sich hierbei unterzog, waren für einen siebzigjährigen Mann außerordentlich; während 14 Tagen sprach er der Reihe nach vor nicht weniger als 75,000 Personen und mit stets unverminderter Kraft. Ganz anders stand es freilich mit dem Werth des Inhalts dieser Reden; sie waren nicht nur von dem Grundton des bittersten Hasses gegen Beaconsfield durchtränkt, den er „einen Fremden ohne einen Tropfen englisches Blut in seinen Adern" schalt, sondern sie versprachen auch das Blaue vom Himmel herunter für den Fall, daß wieder eine liberale Mehrheit aus den Wahlen hervorgehe, und Gladstone wußte nicht einmal die gebotenen äußeren Formen zu bewahren, indem er die Pforte wie Oesterreich maßlos angriff, von letzterem behauptete, daß man auf keinen Ort der Karte den Finger legen könne, wo dasselbe Gutes geschaffen, weil es der unversöhnliche Feind der Freiheit in jedem Lande Europas gewesen, die Balkanhalbinsel den selbstständigen Slaven zuwies und Oesterreich für dieselbe drohend ein „Hände weg!" zurief.

Gleichwohl hatte diese Agitation Erfolg. Gegen die allgemeine Erwartung gaben, als im März 1880 das Parlament aufgelöst ward, die Wahlen den Liberalen eine größere Mehrheit, als die Conservativen 1874 erzielt hatten. Lord Beaconsfield trat zurück, und nachdem Lord Hartington abgelehnt hatte, ein neues Ministerium zu bilden, so blieb, da man Gladstone nicht aus demselben lassen konnte, weil er als unabhängiges Mitglied jeden Augenblick die Politik der Regierung kreuzen konnte, und ihn doch auch wieder nicht mit einem Fachministerium abfinden konnte, der Königin nichts Anderes übrig, als ihn selbst an die Spitze zu stellen. Er ward somit zum zweiten Male Premier und ist dies bis zum 8. Juni 1885 geblieben.

V.

Blickt man auf die fünf Jahre zurück, während welcher Gladstone mit fast unumschränkter Vollmacht regiert hat, so wird man schwerlich behaupten können, daß diese Zeit für England eine glückliche gewesen ist.

Whigs und Radikale hatten sich nach Lord Hartingtons Geständniß 1880 dahin geeinigt, ihre Meinungsverschiedenheiten ruhen zu lassen, um die Tories zu stürzen. Diese Verbindung vertrat Gladstone, aber die Partei mußte ihn mit seinem ganzen Programm von Midlothian nehmen und dieses brachte ihn bald in das Schlepptau der Radikalen und Irländer; der Widerstand der Whigs diente nur dazu, die Kraft des Ministeriums zu hemmen und es in Widersprüche zu verwickeln. Dies zeigte sich zunächst in der irischen Frage.

Für die Beseitigung irischer Beschwerden hatte Gladstone bis 1868 nie das mindeste Interesse gezeigt, er hatte, wie Lord Hartington später erklärte, denselben als irischen Staatssecretär nicht einmal bei dessen Bemühungen die Verwaltung zu verbessern unterstützt, er hatte für die Erhaltung der irischen Staatskirche gesprochen und noch 1865 abgelehnt, die Frage ihrer Beseitigung in Erwägung zu ziehen, weil sie nicht im Gebiete der praktischen Politik der Gegenwart liege, d. h. wie er dies 1879 erklärte, der Politik der bevorstehenden Wahlen; was ihn betreffe, bemerkte er in einem Briefe vom 5. Juni d. J., glaube er kaum, daß er je berufen sein werde, an einer solchen Maßregel theilzunehmen. 1868 aber fand er, daß „der Wind sich allmählich nach jener Richtung wende", nannte jene Kirche einen Schmarotzerbaum und brachte seine Resolutionen für die Entstaatlichung derselben ein, welche er als Minister durchführte. Seine Hoffnung, daß damit wie durch seine Landbill und die Reform des höheren Unterrichts Irland versöhnt

werde, erfüllte sich nicht, im Gegentheil die von den amerikanischen Feniern genährte Agitation wuchs, der Ertrag der Ernten und mit ihm der Wohlstand sank. Aber weit entfernt, demgemäß zu prüfen, ob die eingeschlagene Bahn richtig sei, verpflichtete Gladstone sich in Midlothian zu neuen Reformen, die er 1870 ausdrücklich verworfen. Damals erklärte er sich gegen jede gesetzliche Herabsetzung der Pachten, weil dies nur zur Faulheit, Zahlungsverweigerung und Demoralisation führen werde und alles in Verwirrung bringen müsse. Irland habe jetzt nichts mehr zu fordern. 1880 aber, nachdem er wesentlich durch die irischen Stimmen ans Ruder gelangt war, führte er seine zweite Landbill durch, wodurch alle Pachten bis 15 £ von einer besonderen Behörde festgesetzt werden sollten und die Austreibung der Pächter wegen Nichtbezahlung zeitweilig suspendirt wurden, obwohl Parnell bereits 1880 erklärt, was seine Partei wolle, sei nicht Festsetzung, sondern Abschaffung der Pachtzinse, um die Grundherren loszuwerden, weswegen Gladstone ihn und seine Genossen als Männer bezeichnete, die „durch Raub die Zerstückelung des Reiches anstrebten". Das Gesetz von 1881 war eine Maßregel bedenklich socialistischer Natur, denn so gut der Pächter die Festsetzung einer billigen Pacht, so gut kann der besitzlose ländliche Arbeiter Gewährung eines billigen Lohnes fordern, und was dem Landarbeiter recht ist dem Industriellen billig. Die Massenherabsetzung der Pachten schädigte die Grundbesitzer schwer und befriedigte doch die Pächter so wenig, daß bis Mitte December 1881 bereits gegen 40 % der Entscheidungen der betreffenden Behörde Berufung angemeldet war. Ebensowenig hat die Sistirung der Evictionen bis Ende 1881 genützt; das Volk faßte sie als dauernde Maßregel auf, weigerte fortgesetzt die Zahlung der Pacht, und die Zahl der agrarischen Verbrechen mehrte sich so, daß Gladstone selbst die irische Verbrechensacte einbringen mußte, um

den ärgsten Ausschreitungen entgegentreten zu können, und diese Maßregel, über deren Nothwendigkeit beide Parteien einig waren, konnte er wochenlang nicht zur Abstimmung bringen, weil die irischen Mitglieder dies durch die rücksichtslose Obstruction ihrer Zwischen- und Vertagungsanträge hinderten, bis man zu dem Bruch mit der hundertjährigen parlamentarischen Uebung schritt, welcher die Freiheit der Minoritäten schützte und den Schluß der Debatte einführte.

Gladstones Bemühungen, die Curie, die er so bitter angegriffen, dazu zu bewegen, sich entschieden gegen die irischen Agitationen zu erklären, blieben ohne wesentlichen Erfolg, und als Leo XIII. endlich nicht umhin konnte, die Ungesetzlichkeiten der Home-Ruler zu tadeln, antworteten ihm Clerus und Volk mit kaum verhehltem Trotz. Gleichwohl verhandelte Gladstone fortwährend mit Parnell und Genossen, und schloß selbst, als derselbe im Gefängniß saß, den vielberufenen Kilmainham-Vertrag mit ihm. Der Premier hatte die irische Frage nahezu unlösbar gemacht.

Nicht weniger unheilvoll hat sich Gladstones Herrschaft in der auswärtigen Politik gezeigt. Auf dem Berliner Congreß hatte sich ein näheres Einvernehmen zwischen den leitenden Staatsmännern Deutschlands, Oesterreichs und Englands gebildet. Fürst Bismarck trat in enge Beziehungen zu Lord Beaconsfield und Salisbury, und Letztere kamen zum ersten Mal in persönliche Berührung mit Graf Andrassy und Baron Haymerle. Dies Einvernehmen hatte keinerlei Gegensatz zu Frankreich im Auge, das sich vielmehr den drei Mächten in allen wesentlichen Punkten anschloß, wohl aber zu Rußland, das sich genöthigt sah, bedeutende Zugeständnisse zu machen. Das österreichisch-deutsche Bündniß, mit dem der deutsche Kanzler auf die unverhohlene Feindschaft Rußlands antwortete, wurde von Lord Salisbury als „gute Botschaft großer Freude" begrüßt.

Der unerwartete Ausfall der englischen Wahlen berührte darum in Berlin und Wien ebenso peinlich, wie er in Petersburg und Rom gern gesehen wurde. Allerdings mußte sich Gladstone zu einem demüthigen Widerruf seiner beleidigenden Aeußerungen gegen Oesterreich herbeilassen, um nur diplomatische Beziehungen mit demselben zu ermöglichen, allein seine heftigen Angriffe auf die Politik seines verhaßten Vorgängers ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er Wege wandeln werde, die auf das gerade Gegentheil hinauslaufen würden. Die Pforte schädigte und demüthigte er, wo er konnte; er machte die Flottendemonstration für Montenegro und plante die Blocade Smyrnas, intrigirte gegen den Anschluß der österreichischen Bahnen, beauftragte Göschen bei dessen Sendung nach Constantinopel, eine Rede an den Sultan zu halten, welcher dieser zuzuhören sich weigerte, schob das Recht der Pforte in Aegypten bei Seite und erreichte damit nur, daß Englands Einfluß am goldenen Horn auf den Gefrierpunkt sank.

Die Entfremdung Deutschlands und Oesterreichs gelang Gladstone nur zu gut, sie brachte ihm aber nur Niederlagen, während die Allianz mit Frankreich und das gute Einvernehmen mit Rußland, welche Grundlage seiner Politik werden sollten, sich keineswegs verwirklichten. Ferry nutzte im Gegentheil diese Lage bestens aus, um immer neue Zugeständnisse zu erpressen, Englands Interessen in Ostasien wie in Madagascar rücksichtslos bei Seite zu setzen und ihm Demüthigungen zu bieten, die Palmerston nicht ungestraft hätte hingehen lassen, Gladstone dagegen als „kleine Mißverständnisse“ behandelte. Rußland aber, dessen civilisatorische Aufgabe in Asien er früher im „Nineteenth Century“ gefeiert hatte, von dem er 1878 behauptete, die Anschuldigung, daß es durch die weiten Wüsten gegen Indien vordringen wolle, sei altes Weibergewäsch (a set

of old wives fables), beeilte sich, in Asien Heu zu machen, solange Gladstones Sonne ihm schien; hatte derselbe doch gemeint, England könne einer russischen Eroberung Constantinopels eher gleichmüthig zusehen als andere Nationen. Nichts konnte in Petersburg erwünschter sein, als die Räumung von Kandahar und die Aufgabe der Eisenbahn nach Quetta, die in den Augen der Asiaten nur als ein Beweis der Schwäche Englands erschien; Herr von Giers speiste Lord Granville mit Versicherungen, daß Rußland nichts gegen Merw beabsichtige. Inzwischen unterwarfen die Russen die Achal-Turkmenen; der Bau der transkaspischen Bahn schritt rasch fort, und am 14. Februar 1884 überraschte der „Regierungsanzeiger" die Welt mit der Nachricht, daß die Khane und Aeltesten von Merw freiwillig dem Zaren gehuldigt hätten. Der russische Botschafter in London aber versicherte, daß dies Ereigniß seiner Regierung ganz unerwartet gekommen und dieselbe, wenn es in ihrer Macht gestanden, es gerne gehindert hätte, um den Anschein zu vermeiden, als wolle sie Englands Verlegenheiten im Sudan ausbeuten! Die russische Diplomatie weiß, was sie ihren Gegnern bieten kann.

Indeß der Kelch der Demüthigungen war damit noch nicht geleert, die Russen rückten weiter vor und Lord Granville wußte ihnen nur mit dem Vorschlage einer gemeinsamen Commission zur Regelung der afghanischen Grenze entgegenzutreten. Rußland ließ die englische Commission Monate lang warten und brachte dann unter ihren Augen den Afghanen eine Niederlage bei; dies schien auch Gladstone zu viel, er erklärte, England könne einen solchen Angriff auf seinen Verbündeten nicht dulden, forderte im Parlament einen Credit von 11 Mill. £, und begann fieberhaft zu rüsten — um schließlich vollständig nachzugeben und das umstrittene Penjdeh in Rußlands Händen zu lassen. Was er einst als Weibergewäsch verspottet, war

zur Wahrheit geworden, Dank seiner Politik standen die Truppen des Zaren wenige Tagemärsche von Herat; die Zeit schien erfüllt, die ein russischer Staatsmann anticipirte, als er vor einigen Jahren Lord Napier sagte: „Widerstand, Mylord, ist ein Wort, das nicht mehr Platz in Englands politischem Wörterbuch hat.“

Die Einverleibung des Transvaals hatte Gladstone heftig angegriffen, als Minister wollte er die Herrschaft der Königin gegen den dort ausgebrochenen Aufstand herstellen, aber nach der entscheidenden Niederlage, welche die Engländer bei Majuba-Hill erlitten, telegraphirte er dem Statthalter des Caplandes: „Wir haben den Boers Unrecht gethan, machen Sie Frieden!“ ein Entschluß, der den bittersten Unwillen in der ganzen Colonie hervorrief. Eine der traurigsten Seiten der Gladstoneschen Politik ist Aegypten. Im August 1877 hatte Gladstone sich im „Nineteenth Century“ (Aggression in Egypt) auf das entschiedenste gegen jede Intervention am Nil ausgesprochen, den Ankauf der Suez-Actien durch Disraeli als eine „schlecht ersonnene und unnütze“ Maßregel bezeichnet und behauptet, England habe an dem Kanal nur geringes Interesse. Gleichwohl zwang die hochgradige Erregung des Landes den Premier zur militärischen Intervention, als Arabi Pascha seine Revolution ins Werk setzte. Aber welche Kette von Fehlern bildet diese Intervention! Kopflos, ohne Landungstruppen ward Alexandria in Schutt und Asche gelegt, der Sieg von Teb-el-Kebir ward nicht benutzt. Lord Dufferins Pläne zur Reorganisation des Landes ruhten in den Acten von Downing Street. Dagegen geschah Alles, um die Autorität des Khedive zu lähmen; die Verwaltung gerieth in vollständige Anarchie, Handel und Wandel stockten, die Verbrechen gegen Leib und Gut nahmen furchtbar zu, und die Finanzen, welche nach Erlaß des Liquidationsgesetzes wohl geordnet waren, bedrohte ein Deficit von

8 Millionen Pfund Sterling, das sich nur durch auswärtige Hilfe begleichen ließ. Den Zug von Hicks Pascha ließ man seiner Vernichtung entgegengehen. Gladstone gab den Sudan auf, der seit 1871 integrirender Bestandtheil Aegyptens ist, ohne irgend welches Recht dazu zu haben. Er erklärte die Schaaren des Mahdi für Freiheitskämpfer, ließ aber gleichwohl 30,000 derselben zwecklos niedermetzeln, und überließ die treugebliebenen Besatzungen der Festungen ihrem Verderben. Er sandte Gordon nach Khartum, ließ ihn aber Monate lang ohne Hilfe und entschloß sich erst, dieselbe zu bringen, als es zu spät war. Nach dem Fall Khartums und Gordons Ermordung hieß es, der Zweck des Feldzuges sei nun, den Mahdi zu vernichten. Wenige Monate darauf wurde das ganze Unternehmen aufgegeben, für das Millionen verschleudert und Tausende von Menschenleben zwecklos geopfert waren. Schließlich wußte er nur so den dringendsten finanziellen Verlegenheiten zu entgehen, daß er in seiner Rede vom 27. April 1885, in der er den großen Credit für Rüstungen gegen Rußland forderte, den Sudan mit Afghanistan zusammenwarf, um die Kosten seines Fiaskos zu bezahlen. Die finanzielle Verwirrung nöthigte ihn auch sich an die anderen Mächte zu wenden, und um Frankreich zu gewinnen, versprach er den Abzug aus Aegypten in gegebener Frist, gleichwohl endete die Conferenz vom Sommer 1885 mit einem schroffen Bruch; die anderen Mächte protestirten gegen die versuchte Verletzung des Liquidationsgesetzes, und England mußte sich zum Abschluß einer Finanzconvention mit ihnen verstehen, wodurch dieselben auch formell das Recht erwarben, in ägyptischen Angelegenheiten mitzusprechen. Das Abkommen mit Lesseps über den Suez-Kanal mußte, gegenüber dem allgemeinen Widerstande der Handelskammern, ebenso aufgegeben werden, wie der Congo-Vertrag mit Portugal auf den Einspruch Frankreichs und Deutschlands. Zu spät besann sich Gladstone

darauf, daß seit 1871 der Schwerpunkt der europäischen Politik in Berlin liegt, und sandte Lord Roseberry dorthin, um die Hilfe des Kanzlers anzurufen, den er, Granville und Derby sich systematisch entfremdet hatten.

Im October 1884 hielt Gladstone eine Rede, in der er sagte: „Ich habe die Kräfte, den Reichthum und die Macht dieses Landes über alle Erwartung sich entwickeln sehen, fast über alle Einbildungskraft. Wenn Sie jemals entmuthigte Leute von wirklichem oder möglichem Verfall des britischen Reiches sprechen hören, glauben Sie niemals an solche Träumereien. Die Kraft desselben wächst und wird nach aller menschlichen Voraussicht fortfahren zu wachsen. Wenn die Macht anderer europäischer Länder gestiegen ist, so ist es die Englands noch mehr; der Tag, wo Sie anfangen müßten zu fürchten, ist noch nicht gekommen und wird auch nicht so bald kommen. Wenn Sie die Lage umsichtig erwägen, so werden Sie erkennen, daß Sie keine andere Macht und keine andere Nation der Welt zu fürchten haben."

Das sind stolze Worte, aber sie erinnern nur zu sehr an das Singen der Kinder im Dunkeln, die sich Muth machen wollen. Trotz aller Versicherungen Gladstones war das Reinergebniß seiner auswärtigen Politik, daß England nach einer Reihe der schwersten Niederlagen isolirt in der Welt stand und seine Machtstellung tief erschüttert war. Daneben haben freilich die erwähnten Gegensätze im Ministerium auch die anderweitige Politik beeinflußt. Wenn die Whigs unter dem Druck der öffentlichen Meinung eine Action durchsetzten, so verhinderten die Radicalen, die entsprechenden Folgerungen daraus zu ziehen, und so wurde die Politik der Regierung eine Kette von Widersprüchen. Diese Niederlagen waren denn auch die treibende Kraft der Wahlreform. Das Cabinet fühlte, daß es trotz aller Agitationen des radicalen Caucus geschlagen werde, wenn es

so vor die bisherige Wählerschaft trete; darum allein widersetzte es sich so entschieden jeder Auflösung bei dem Conflict mit dem Oberhause. Es mußten neue Wahlkörper geschaffen werden, in welchen die hinzutretenden Wähler, welche ihr Wahlrecht dem Ministerium verdankten, die alten Wähler überstimmen konnten. Das Verdienst, das Wahlrecht demokratisirt zu haben, sollte die Mißerfolge der ministeriellen Politik decken. Die Ausdehnung des Haushaltsstimmrechts auf die Grafschaften war zwar schon vor den Wahlen von beiden Parteien vorgesehen, aber erst 1883 brachte Gladstone seine Bill ein. Sie ist, wie der Schatzkanzler Childers zugab, die folgenschwerste Maßregel, über welche das Parlament seit 1688 zu beschließen gehabt hat, denn sie vermehrte die gegenwärtigen 3 Millionen Wähler um 1½ Millionen. Gladstone hatte einst selbst erklärt, kein Parlament werde die Hand dazu bieten, den arbeitenden Klassen die Mehrheit in den Wählerschaften zu geben, und gerade dies geschah jetzt; den ländlichen Arbeitern wurde das Wahlrecht verliehen, ehe sie in Gemeinde-Angelegenheiten die geringste Erfahrung von der Verantwortlichkeit, politische Rechte zu üben, erlangt, und ohne daß sie ein besonderes Verlangen nach diesem Recht kundgegeben hatten. Sollte nun aber der Minderheit der besitzenden Klassen noch ihr rechtmäßiger Einfluß gesichert werden, so konnte dies nur durch eine billige Neuvertheilung der Sitze geschehen, welche Bright selbst früher als das Wesen jeder Reformbill erklärt hatte. Diese mußte also gleichzeitig mit der Erweiterung des Wahlrechts durchgeführt werden. Gladstone aber wollte beide Maßregeln trennen, lediglich um die irischen Mitglieder zu gewinnen, denen er versprochen, daß ihre Zahl keinesfalls vermindert werden sollte. Englischen Stadtflecken sollte das Wahlrecht genommen werden, um die loyale irische Bevölkerung mundtodt zu machen und die Stärke der irischen Fraction zu vermehren. Diese Politik

scheiterte an dem von Lord Salisbury geschickt geleiteten Widerstande des Oberhauses. Trotz aller lärmenden Agitation gegen dasselbe mußte Gladstone dahin nachgeben, daß beide Theile der Bill erst gleichzeitig Gesetz werden sollten.

Das Cabinet hielt sich notorisch nur dadurch, daß Niemand begehrte, seine verhängnißvolle Erbschaft anzutreten, und daß auch die unabhängigen Whigs, wie Göschen, Forster, der Herzog von Argyll und Lord Lansdowne, die Tories nicht zur Regierung kommen lassen wollten. Endlich aber mußte es doch zu einer Krisis kommen. Der Zwiespalt unter den beiden Theilen des Ministeriums brach offen aus, als über die Erneuerung der irischen Verbrechenacte ein Beschluß gefaßt werden mußte. Sir Charles Dilke und Chamberlain wollten nichts davon hören; der Vice-König von Irland, Lord Spencer, für den kein Nachfolger zu finden war, erklärte, daß er ohne das Fortbestehen des Gesetzes keine Stunde im Amte bleiben werde. Um das Auseinanderbrechen des Ministeriums nicht einzugestehen, ließ Gladstone sich am 8. Juni absichtlich in einer Budgetfrage schlagen, die er unvermuthet zur Cabinetsfrage stempelte. Daß dies trotz aller gegentheiligen Versicherungen der Fall war, zeigte sich klar in den gleich darauf folgenden außerparlamentarischen Reden Sir Charles Dilkes und Chamberlains. Die Regierung wollte ihre Niederlage, weil sie in ihren Verlegenheiten nicht mehr aus noch ein wußte, die Tories sollten ihren Bankerott liquidiren.

In den nun folgenden Wahlen kann man Gladstones Haltung nur so bezeichnen, daß er nach einer Majorität suchte. Trotz alles dessen, was er der irischen Partei nachgegeben, erklärte sich Parnell gegen ihn und forderte seine Anhänger auf, gegen die Liberalen zu stimmen; Gladstone erwiderte mit dem Ruf, das Land möge ihm eine Mehrheit gegen die vereinigten Conservativen und Irländer geben. Es geschah nicht,

die Stimmen der Iren blieben nach wie vor ausschlaggebend; Salisbury erklärte in der Thronrede, daß er Ordnung und Gesetz in Irland herstellen wolle, darauf hin verbanden sich die Liberalen mit den Irländern, um ihn zu stürzen, und Gladstone ward wieder Premier. Jetzt aber geschah das Unerhörte, daß er, welcher eine Majorität gegen Parnell gefordert, mit fliegenden Fahnen zu demselben überging und Home-Rule mit einem irischen Parlament und Executive annahm, welche er bisher in den stärksten Ausdrücken verdammt hatte, und beantragte die irischen Grundeigenthümer auszukaufen. Dies ging selbst Vielen, die ihm bisher blind gefolgt waren, zu weit; Lord Hartington mit den gemäßigten Whigs, Chamberlain und Bright mit ihren Freunden trennten sich von ihm, und die Home-Rule-Bill fiel. Gladstone löste auf, aber das Ergebniß war, daß seine Anhänger von 333 auf 190 zusammenschmolzen und er zurücktreten mußte. Seitdem hat er unablässig das Ministerium Salisbury in seinen Bestrebungen, Ordnung in Irland herzustellen, bekämpft; er griff die Union, die er einst eine der wenigen wohlthätigen Maßregeln Pittscher Gesetzgebung genannt, als ein Werk der Schurkerei und Bestechung an, bezeichnete als den Grund alles Uebels, daß Irland unter einer Fremdherrschaft stehe, suchte Schottland und Wales gegen England aufzureizen, obschon seine Vorliebe für beide sehr neuen Datums war; er behauptete, für ihn seien die Massen, gegen ihn nur die Klassen, d. h. höheren Stände, widersetzte sich der Verbrechensbill auf das äußerste, obwohl er 1881 eine gleiche durchgeführt und die Landliga als „eine ungesetzliche und verbrecherische Verbindung" unterdrückt hatte. Damals sagte er, „die Frage sei, ob Irland durch Gesetze regiert werden solle, welche von einem frei und regelrecht gewählten Parlament gemacht sind, oder durch Gesetze, die Niemand bekannt, nirgends geschrieben, außer in dem Hirn einiger

Individuen und durchgeführt durch eine ungesetzliche, willkürliche und selbsteingesetzte Verbindung. Es sei eine Frage zwischen Gesetz und Chaos". Jetzt, wo die Lage genau dieselbe ist, klagte er die Regierung einer unerträglichen Tyrannei an, weil sie sich bevollmächtigen ließ, die Nationalliga zu verbieten, billigte die systematische Pachtverweigerung nach dem irischen Feldzugsplan und ließ sich von denselben Männern, die er einst „in Verbrechen getaucht" genannt, als ihren „verehrungswürdigen Führer" feiern. Er hofft damit neue allgemeine Wahlen herbeizuführen; aber sollte ihm dies gelingen, so wird seine Partei voraussichtlich noch sehr viel geschwächter aus denselben hervorgehen.

VI.

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann, welcher eine so große Rolle in Englands neuerer Geschichte gespielt hat, wie Gladstone, Gaben ersten Ranges besitzen muß. Sie liegen in seiner Beherrschung wirthschaftlicher, namentlich finanzieller Fragen, in der Meisterschaft parlamentarischer Taktik und seiner Beredsamkeit. In ersteren hat er durch die schon genannten Reformen und seine Budgets dauernde Verdienste erworben, in der Taktik ist er Meister, Niemand weiß so die Fehler seiner Gegner zu benutzen, eigene zu verdecken, durch Ueberraschung zu siegen. Seine Beredsamkeit zeigt vornehmlich hervorragende Schärfe verstandesmäßigen, methodischen Denkens und eine Schlagfertigkeit, welche bei vollster Beherrschung des Stoffes, keiner Vorbereitung zu bedürfen scheint, er ist unstreitig der erste Geschäftsredner seiner Zeit und unübertroffen in lichtvoller Darlegung verwickelter wirthschaftlicher Fragen; unterstützt von einem nie fehlenden Gedächtniß, weiß er die trockensten Zahlenreihen zu beleben, anziehend zu gruppiren und unter

höhere Gesichtspunkte zu bringen, die verwickeltsten Rechtsfragen zu bemeistern*). Seine Einbildungskraft ist kurzathmig, trocken, sich leicht in Speculationen verlierend, sein Pathos frostig, seine wortreiche Diction entbehrt des Reizes trotz seiner Gewalt über die Sprache, der Klarheit der Perioden und der unverwüstlichen Ausdauer seines Organes. Der bedenklichste Theil seiner Redegewalt aber ist seine Dialectik, bei der Hegels Definition als des „Hinüberredens in ein Anderes" im eminenten Grade zutrifft. Kein Escobar hat wie er verstanden, Worte gegen den Sprachgebrauch zu brauchen, seine Gedanken mit Wolken zu umgeben, unbequeme Thatsachen wegzuerklären, oder sich Hinterthüren offen zu lassen und seinen Gegnern falsche Behauptungen unterzuschieben; er wickelt die Wahrheit so ein, daß es fast unmöglich wird sie zu enträthseln. Wegen des Kilmainham Vertrages angegriffen, leugnete er, daß jemals auch nur die geringste Vereinbarung zwischen der Regierung und Parnell stattgefunden; derselbe habe von ihr nichts gefordert und nichts erhalten und sie ebensowenig. Dennoch wurde ihm im Unterhause bewiesen, daß Mr. O'Shea als Unterhändler zwischen beiden Theilen gebraucht war, und am 15. Mai 1882 ward dort ein Brief Parnells verlesen, wodurch dieser sich unter Gewährung gewisser Bedingungen verpflichtete, die liberale Partei zu unterstützen. Er leugnete, daß man in Aegypten im Kriege

---

*) 1853 schreibt Greville über seine Budgetrede: „He spoke for five hours, and by universal consent it was one of the grandest displays and most able financial statements, that ever was heard in the House; a great scheme, boldly, skilfully and honestly devised and the execution of it absolute perfection." (I p. 39.) 1860 sagt er von Gs. Vertheidigung des anfangs sehr unbeliebten französischen Handelsvertrags: „It was a magnificent display, not to be surpassed in ability of execution and that the House led completely with him." (II p. 291.)

begriffen sei, „man führe nur gewisse militärische Operationen aus“; er behauptete am 13. März 1885, es sei eine Vereinbarung mit Rußland getroffen, daß dessen Truppen nicht vorrücken sollten, mußte aber später zugeben, daß dieses Versprechen nur bedingt gewährt sei; er stellte in Abrede, daß General Lumsden „zurückberufen“ sei, er sei nur beauftragt, sich nach London zu begeben; er verneinte bestimmt, daß Gordon in Khartum belagert sei, „es seien nur in seiner Nachbarschaft feindliche Truppen, die mehr oder weniger eine Kette um dasselbe bildeten“. Das Boycotten in Irland nannte er „ausschließliches Handeln“ (exclusive dealing), obwohl es doch auf der Hand liegt, daß beides nicht entfernt gleichbedeutend ist, und die Eigenthümlichkeit des Ersteren nicht darin besteht, gewissen Leuten nichts zu verkaufen, sondern Andere gewaltsam zu hindern, dies zu thun. Seiner ganzen Richtung nach ist Gladstone politischer Rationalist, seiner Auffassung fehlt jeder Idealismus, wie er in seiner Jugend für die westindischen Sclavenhalter gesprochen und im reifen Alter für die amerikanischen Partei genommen, so hat er gegen die Zehnstundenbill gestimmt und keines der menschenfreundlichen Fabrikgesetze Lord Shaftesburys unterstützt. Selbst seine hochkirchlich-ritualistische Theologie, welche er, wie Principal Tulloch sagte, als Kette in allen Staatsfragen hinter sich herschleppt, ist mit Scholastik durchtränkt. Er ist der erste Doctrinär, der Premier-Minister Englands wurde. Obwohl nicht wie Guizot vom Lehrstuhl in die Staatsgeschäfte übergegangen, hat sich bei diesem in den Traditionen politischer Parteipraxis erzogenen Parlamentarier durch die ganze Reihe merkwürdiger Wandlungen der doctrinäre Grundzug immer mehr entwickelt, die organischen, rechtsgeschichtlich erwachsenen Grundlagen der englischen Verfassung sind ihm gleichgiltig; er, der in einer seiner ersten Reden die kleinen Wahlflecken vertheidigte, der noch 1857

bei aller Opposition gegen Palmerston doch seinen Widerspruch gegen eine demokratische Wahlreform bewunderte und hoffte, daß die unabhängigen Mitglieder des Hauses denselben dabei unterstützen würden, hat die radicalste Wahlreform durchgeführt, welche bereits die abstracte Farbe der Menschenrechte in sich trägt und logisch zum allgemeinen Stimmrecht führt; er, der Manchestermann, hat den Staatssocialismus in Irland eingeführt. Er, welcher dem Parlamentarismus Alles verdankte und das Sinken seiner Kraft in einem Artikel der „Quarterly Review" lebhaft beklagte, hat Alles gethan, die Gesundheit des parlamentarischen Lebens zu untergraben; die formelle Macht des Parlaments ist unvermindert, aber es weiß dieselbe nicht zu gebrauchen, es wird zusehends ärmer an Talenten und seine Demokratisirung erschwert die parlamentarische Regierung.

Nur in Einem hat Gladstone sich nicht gewandelt, er ist Stockengländer geblieben, über diesen Gesichtskreis ist er nie hinausgewachsen, ja er hat mit den Jahren sich immer ausschließlicher in denselben vertieft. Alle auswärtigen Länder sind ihm einfach Märkte, die nach ihrem Absatzwerth englischer Waaren geschätzt werden. Für das, was außerhalb Englands im modernen Völkerleben treibt und gährt, fehlt ihm jedes Verständniß. Deutschland besonders hat er stets mit unverhohlener Abneigung gegenüber gestanden; auf den Vorwurf, er habe keinen Sinn für nationale Größe, hat er sich durch die Mittheilung zu decken gesucht, er habe 1863 dafür gestimmt, mit Frankreich den deutschen Mächten ein Ultimatum zu stellen, um Dänemark vor deren Ränken zu schützen. („Nineteenth Century", September 1878.) Bismarck, sagte er im „Fortnightly Review", habe mit Englands Ehrlichkeit gespielt, um es zu seinem Werkzeug zu machen (catspaw) und als der Kanzler seine ägyptische Unternehmung begünstigte, sagte sein Colonialminister Lord Derby, das Protectorat

Aegyptens werde von Politikern empfohlen, die England mit Frankreich entzweien wollen; der Partei des Absolutismus und der Reaction in Europa würde es ein wahrer Triumph sein, wenn die beiden freiesten Nationen verfeindet werden könnten („could be set by the ears"). Der deutschen Colonisation trat das Ministerium unfreundlich entgegen, um dann vollständig zurückzuweichen. Selbst die Colonien sind Gladstone verhältnißmäßig gleichgiltig, für den engeren Anschluß derselben an das Mutterland hat er keinen Sinn, ihre Interessen hat er stets vernachlässigt, in Indien durch das Regiment Lord Ripons mit seiner Ilbert-Bill eine gefährliche Erregung hervorgerufen. Der Krieg ist ihm vor allem verhaßt, weil derselbe den Handel und das Gleichgewicht des Budgets stört, das Blut, das er in Aegypten wie Wasser vergossen, hat sein Gewissen nicht belastet; fand er doch den Muth, an dem Abend, wo die Nachricht von Gordons Tod das Land mit Schrecken durchzuckte, ins Theater zu gehen und sich an einer Posse zu ergötzen. Aus dieser Beschränktheit ergiebt sich seine Unfähigkeit für die auswärtige Politik, durch welche er Englands Ansehen so tief herabgebracht, jedes seiner Ministerien ist durch eine Reihe von Niederlagen nach außen bezeichnet, so daß Bismarck gesagt haben soll: „Wenn ich so viel Unheil über mein Land gebracht hätte, wie Gladstone über das seine, hätte ich mich längst erschossen." *) Was auch die Fehler Beaconsfields und seiner Partei gewesen sein mögen, in großen auswärtigen Krisen haben sie stets die nationale Sache unterstützt, Gladstone hat dieselben nur zu leidenschaftlichen Angriffen gebraucht, wenn Gegner im Amte waren. Hinsichtlich seiner politischen Wandlungen gilt das über Disraeli Gesagte, Niemand wird ihm vorwerfen, daß er Peel gefolgt und die Tories verlassen, er

---

*) Th. v. Bunsen: „Nineteenth Century". Sept. 1887.

blieb auch lange conservativ gesinnt, vertheidigte noch 1857 die Partei gegen den Vorwurf, Reformen zu hindern, und schrieb ihr das Verdienst zu, die Verfassung und die Rechte der einzelnen Stände geschützt zu haben. Damals, wie schon 1855, dachte Lord Derby daran, ihn in sein Ministerium zu ziehen, und er schien keineswegs dem Eintritt abgeneigt, noch bis 1859 schrieb er in dem conservativen „Quarterly Review“.

Erst 1865 wandte er sich vorgeschrittenen liberalen Ideen zu; an sich wäre ihm das nicht zum Vorwurf zu machen, aber zu augenscheinlich fallen die Wandlungen, die er von nun an mit überraschender Schnelle durchmachte, mit seinen persönlichen Zwecken zusammen. Premier-Minister zu sein und zu bleiben, ward sein einziger Gedanke, und dafür ward ihm jedes Mittel recht; nur wenn er sich so festgefahren, daß auch seine Kunst keinen Ausweg sah, zog er sich zurück und überließ es Anderen seine Erbschaft zu liquidiren. Im Januar 1875, nach seiner großen Wahlniederlage, schrieb er Lord Granville, daß er nach 42 jährigem arbeitsvollen Leben sich berechtigt glaube, den Abend desselben in Zurückgezogenheit zu verbringen. Ende 1879 begann er seinen Midlothian-Feldzug und seitdem hat man nichts mehr von seinem Wunsch nach Ruhe gehört. Unzerstörbar bleibt nur in allen Wandlungen seine Selbstgerechtigkeit und Unfehlbarkeit, niemals hat er Unrecht gehabt, seine Niederlagen fallen stets dem Unverstand und der Bosheit seiner Gegner zur Last. Gegen dieselben scheut er Mittel nicht, die er, wenn sie gegen ihn angewendet werden, nicht laut genug verdammen kann. Während die Minister selbst keinen Schritt auf die Straße thun konnten, ohne von geheimen Polizisten geschützt zu sein, während die Fenier mit Mord und Brand einzuschüchtern suchten, appellirte er an die „ursprünglichen Kräfte der Gesellschaft“ und bedrohte das Oberhaus, das die parlamentarische Freiheit gegen die Vergewaltigung durch einen eigenwilligen

Minister vertheidigte. Ein unverdächtiger Zeuge, Goldwin Smith der Radicale schrieb („Times", 9. Juli 1886): „Ich habe den amerikanischen Demagogen in seiner schlimmsten Gestalt gesehen, als die Parteileidenschaften durch die Wuth des Bürgerkrieges entflammt waren, aber ich habe niemals einen so bedachten Versuch gesehen, Klassen gegen Klassen aufzureizen und das Herz der Gesellschaft für Parteizwecke zu vergiften, wie er vom Premier-Minister in dem gegenwärtigen Feldzug gemacht ist."

Kann man Beaconsfield keinen großen Staatsmann nennen, so wird man Gladstone den Namen eines Staatsmannes im höheren Sinne überhaupt versagen müssen, mit Ausnahme seiner früheren finanziellen Reformen, sind alle seine Maßregeln negativ-zerstörend gewesen, sein Name wird mit dem Niedergang der Weltstellung Englands und der Auflösung der organischen Grundlagen seiner Verfassung untrennbar verknüpft bleiben. Palmerston sagte von ihm voraus: „Dieser Mann wird sein Land ruiniren und seine Partei zerstören," noch drastischer drückte sich nach Froudes Mittheilung Carlyle aus, der glaubte „Gladstone sei eine jener verhängnißvollen Gestalten, welche der böse Genius Englands schaffe, um uneinbringliches Unheil zu stiften, das Niemand als er hätte durchführen können". Die Tage, die ihm noch vergönnt sind, werden diese scharfen Urtheile schwerlich noch widerlegen, die Sonne seines Lebens wird nicht mit ruhigem Glanze untergehen, seitdem er zum Genossen der irischen Verschwörer herabgesunken ist und alle ihm verbleibende Kraft dazu benutzt, die schlechtesten Leidenschaften zu entflammen.



Baron Nothomb.





Am 16. September 1881 starb zu Berlin Baron Nothomb, einer der wenigen überlebenden Gründer der belgischen Monarchie, und eines der ältesten und hervorragendsten Mitglieder der europäischen Diplomatie, der sein Vaterland 36 Jahre in Deutschland vertreten hatte. Es ist noch nicht an der Zeit sein Leben zu schreiben; seine Depeschen ruhen noch unzugänglich im Archiv des belgischen auswärtigen Ministeriums, und König Leopold I. ließ sich kurz vor seinem Tode die wichtigsten Briefe zurückgeben, die er während ihrer langjährigen Beziehungen an ihn gerichtet. Aber es ist möglich, in einer Skizze anzudeuten, was Nothomb war und was Belgien und Deutschland an ihm verloren. Dies zu versuchen darf ich mich mehr als Andere berufen halten, da ich durch langjährige Freundschaft mit ihm verbunden ward und ihm von Deutschen wohl vorzugsweise nahe stand.

I.

Jean Baptiste Nothomb wurde am 3. Juli 1805 in Messancy, einem Dorfe im luxemburgischen Kreise Arlon geboren, wo seine Eltern ein Gütchen besaßen. Er besuchte das Athenäum in Luxemburg mit Auszeichnung und studirte dann die Rechte in Lüttich, zugleich mit Charles Rogier, Paul Devaux

und Jules Lebeau, die, wie er, nachhaltige Spuren in der belgischen Geschichte hinterlassen sollten. Schon damals fesselten ihn vornämlich geschichtliche und politische Studien. Er las mit Eifer Debatten parlamentarischer Versammlungen, besonders die der französischen Kammern, deren Bedeutung wenigstens für die öffentliche Meinung damals die des englischen Unterhauses übertraf und die als parlamentarische Schule Europas angesehen wurden. Er meinte, er könne vielleicht eher, als man denke, selbst berufen sein, in einer solchen Versammlung zu sitzen. So begreift es sich, daß er nach Erreichung des Doctorgrades nur kurze Zeit in Lüttich blieb und, um einen weiteren Wirkungskreis zu finden, nach Brüssel übersiedelte. Hier betheiligte er sich seit dem Januar 1830 an dem „Courrier des Päys-Bas", schrieb die Berichte über die Sitzungen der Generalstaaten und zeichnete sich bei Behandlung schwieriger Fragen durch Klarheit und Mäßigung aus. —

Die Lage Belgiens war damals kritisch. 1815, ohne gefragt zu werden, aus allgemein politischen Gründen von den Wiener Congreßmächten mit Holland vereinigt, stand es von Anfang an der Oranischen Dynastie mißmuthig gegenüber. Die beiden Theile der Niederlande waren sich fremd geworden, seit sie in den Kämpfen des 16. Jahrhunderts durchaus verschiedene Wege verfolgt. Die südlichen Provinzen, welche die Fahne des Aufstandes gegen Spanien erhoben, wurden unterworfen und blieben streng katholisch, aber zugleich im Besitz ihrer politischen Privilegien, die sie bis zur französischen Revolution behaupteten. Die nördlichen wurden eine feste Burg des Protestantismus und erkämpften nicht nur ihre Selbstständigkeit, sondern erwarben durch den Westphälischen Frieden auch ein Stück der südlichen und brachten den übrigen Theil in ihre Abhängigkeit, indem die Schelde geschlossen und den Belgiern der indische Handel verboten ward. 1715 gab der Barrière-

Vertrag noch den Holländern das Recht, die belgischen Festungen zu besetzen, Belgien ward also durch Holland mit politischen und wirthschaftlichen Servituten beschwert, welche seine Entwickelung unterbinden und so die Abneigung gegen den Norden steigern mußten. Diese beiden Länder, die durch Religion, geschichtliche Entwickelung und theilweise auch durch die Sprache geschieden waren, vereinigte der Wiener Congreß in dem Bestreben, ein Staatensystem zu begründen, welches Europa vor den Uebergriffen Frankreichs sicher stellen sollte. Das neue Gebilde umfaßte zwei Gebiete, welche zwar wirthschaftlich auf gegenseitige Ergänzung angewiesen waren, aber durch zweihundertjährige Entfremdung sich ganz auseinander gelebt hatten, und war daher haltbar nur unter der Voraussetzung einer Personal-Union, welche gemeinsame Dynastie, auswärtige Vertretung und vielleicht Armee gab, übrigens aber beiden Theilen ihre Selbstständigkeit ließ, um so mehr, als Belgien an Einwohnerzahl Holland fast um das Doppelte übertraf.

Aber daran dachte man im Haag nicht; man faßte die neue Monarchie einfach als ein durch eine Gebietserweiterung ergänztes Holland auf, übertrug durchweg holländische Institutionen auf Belgien, bevorzugte überall die Holländer in Civil- und Militärdienst, begünstigte Rotterdam gegen Antwerpen, suchte die holländische Sprache zur officiellen zu machen und knebelte die Presse trotz der gesetzlich bestehenden Preßfreiheit. Der schwerste Irrthum König Wilhelms I. betraf die kirchlichen Verhältnisse. Der bedeutende aber eigensinnige Mann lebte noch in den Traditionen des aufgeklärten Despotismus; er wollte zwar nicht protestantische Propaganda in Belgien machen, aber ungewarnt durch den unglücklichen Vorgang Josefs II., wollte er die Belgier wider ihren Willen erleuchten und in der Zeit des Rückgangs des Gallicanismus eine belgische nationale Kirche gründen, die so unabhängig wie möglich von Rom, so abhängig wie möglich

von der Regierung sein sollte. Die Klöster wurden beschränkt, die Ordensschulen unterdrückt, die geistlichen Schulen dem gemeinen Recht unterworfen und im Mittelpunkt der katholischen Wissenschaft ein Collège philosophique gegründet, das die künftigen Priester im Geiste des Jahrhunderts ausbilden sollte. Ein solches Regiment mußte die lebhafteste Opposition der südlichen Provinzen hervorrufen, obwohl dieselben während des lange entbehrten Friedens wirthschaftlich aufblühten und für ihre Producte in den Colonien günstigen Absatz fanden. Da sie auf dem Boden der Volksvertretung infolge parteiischer Zusammensetzung derselben nicht durchdringen konnte, so warf sie sich auf die außerparlamentarische Agitation; Katholiken und Liberale schlossen die Union und knüpften mit den Führern der vorgeschrittenen französischen Opposition Verbindungen an. Die Zugeständnisse, welche der König dann in den letzten zwanziger Jahren machte, kamen zu spät und ließen die Opposition nur an Umfang gewinnen. Nichtsdestoweniger dachte die große Mehrheit zu Anfang 1830 noch keineswegs an einen Abfall von der Dynastie oder Begründung eines selbstständigen Staates, auch Nothomb wünschte keine Trennung und trieb niemals zu gewaltsamen Mitteln, wenn er im „Courrier des Pays-Bas“ die Rechte der Südprovinzen beredt verfocht. Schwerlich wäre der innere Conflict zur Krisis gekommen, wenn nicht die Julirevolution in Brüssel wie anderswo den Funken in das Pulverfaß der allgemeinen Unzufriedenheit geworfen hätte. Aber sobald der Aufstand in der Hauptstadt ausgebrochen war, ward er allgemein, und mit dem ersten erfolglosen Versuch der Holländer denselben niederzuwerfen ward die Versöhnung unmöglich; eine provisorische Regierung bildete sich, die Trennung war zur vollendeten Thatsache geworden. Die Revolution vom 25. August überraschte Nothomb, der seine Ferien in Luxemburg zubrachte. Trotz seiner Jugend ward er zum Mitglied

der Commission ernannt, welche die Verfassung Belgiens entwerfen sollte und zum National-Congresse dreimal gewählt; er nahm für Arlon an, das er 18 Jahre lang vertrat, ward Secretär des Congresses und Mitglied des diplomatischen Comités, das am 19. November 1830 durch die provisorische Regierung eingesetzt war. Hier hatte er Gelegenheit zu zeigen, daß er für die Diplomatie geboren war; aber er ging nicht in den Unterhandlungen auf, sondern ergänzte und befestigte die Arbeit des grünen Tisches in den stürmischen Debatten des Congresses. Nothomb hatte nicht die hinreißende Beredsamkeit eines Pitt oder Canning, aber er fesselte auf der Tribüne durch lichtvolle Klarheit, scharfe Logik, politischen Blick und treffende Wahrheiten, denen er eine epigrammatische Form zu geben wußte, welche sich sofort den Hörern einprägte. Die meisten seiner Reden sind noch heute interessant zu lesen.

Die provisorische Regierung, indem sie erklärte, daß die belgischen Provinzen einen unabhängigen Staat bilden sollten, hatte dessen Regierungsform unentschieden gelassen. Manche wollten sich Frankreich in die Arme werfen, Andere dachten an eine Republik nach dem Muster der Schweiz. Nothomb trat beidem entschieden entgegen; er begriff, daß Europa die Vereinigung mit Frankreich ebensowenig dulden werde, als dieselbe unwünschenswerth für Belgien sei und daß der unvermeidlich gewordene Kampf um die Unabhängigkeit nur gelingen könne, wenn man die Großmächte nicht vor den Kopf stoße, da sie, mit Ausnahme Frankreichs, sämmtlich der Revolution ungünstig gegenüberstanden, welche die erste Bresche in das Werk des Wiener Congresses legte. „Burke," rief er der Versammlung zu, „hat 1792 vorausgesagt, daß Frankreich durch die Republik gehen würde, um unter einen militärischen Despotismus zu kommen; ich würde dasselbe mit gleicher Bestimmtheit von der Zukunft eines republicanischen Belgien voraussagen. Als

Monarchie werden Sie eine Macht sein, als Republik ein Schreckbild (épouvantail)."

Ebenso entschieden aber trat er der Candidatur des Prinzen von Oranien entgegen. Die Nordmächte, welche einsehen mußten, daß die Wiederherstellung des Status quo ante unmöglich geworden, wünschten wenigstens indirect Belgien der Dynastie zu erhalten, indem es unter die Herrschaft des ältesten Sohnes des Königs von Holland gestellt würde, der die Politik seines Vaters stets gemißbilligt und selbst bei den letzten Ereignissen eine große Zurückhaltung beobachtet hatte. Militärisch unentschlossen, unterhandelte er mit den Aufständischen wohl nicht ohne persönliche Absichten und anerkannte von Antwerpen aus, wohin er sich mit seinen Truppen zurückgezogen, feierlich am 16. October die Unabhängigkeit Belgiens, wenn auch natürlich nur als vom König eingesetzter Statthalter, so doch mit offener Ueberschreitung seiner Vollmachten. Der sardinische Gesandte in Wien sprach geradezu von einem Abfall (défection) des Prinzen, wobei dieser den Rathschlägen des Nuntius Capaccini gefolgt sein soll.*) Auch England war anfangs für diesen Ausweg und selbst Palmerston schlug vor, Belgien Luxemburg unter der Bedingung zu geben, daß der Prinz gewählt werde. Diese Aussicht mußte gerade für Nothomb besonders verlockend sein. Er hatte das Decret vom 16. October 1830 redigirt, durch welches die provisorische Regierung ihre Macht auf diese Provinz auszudehnen suchte; er hatte ferner diesen Act auf der Tribüne gegen Bignon vertheidigt, welcher denselben in der französischen Kammer als Usurpation bezeichnet, und es mußte ihm daher Alles daran liegen, die Zustimmung Europas hierfür zu gewinnen. Aber er täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß die Ereignisse

*) Depesche des Grafen Pralormo bei Hillebrand, Geschichte Frankreichs seit 1830, I S. 137.

diese dynastische Lösung bereits unmöglich gemacht hatten. Er führte in der Sitzung vom 23. November aus, daß der Prinz von Oranien ebensowenig wie irgend ein Mitglied dieser Dynastie jemals bona fide die Ereignisse von 1830 anerkennen könne, der Ausschluß des Hauses Oranien sei vielmehr die nothwendige Folge der Unabhängigkeitserklärung. „Wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Verträge von 1815 hatten uns unter eine doppelte Souveränetät gestellt, die des holländischen Volkes und die des Hauses Oranien. Unsere Unabhängigkeit kann nur unter zwei Bedingungen bestehen, Losreißung von dem Volke und der Dynastie, die beide Belgien als eine Gebietserweiterung betrachteten, und Ausschluß beider von jeder Theilnahme an unseren Angelegenheiten. Wenn man frei sein will, behält man nicht eine Hand in den Ketten, sondern zieht sie beide heraus: das holländische Volk zurückstoßen und die Möglichkeit der Thronbesteigung durch einen holländischen Prinzen zulassen, heißt gleichzeitig dasselbe Princip aufstellen und zerstören. Der Ausschluß der holländischen Dynastie ist nicht befremdlicher als der von Holland selbst, er ist Folge desselben Grundsatzes. Die Erklärung dieses Ausschlusses wird einen großen Einfluß auf die Entscheidungen der Mächte üben. Wir werden dadurch vielen Intrigen zuvorkommen und die Diplomatie beherrschen. Bis jetzt hat Belgien ein seltenes Glück in seinen Beziehungen zu Europa gehabt, es verdankte dasselbe bisher der Furcht vor der Republik und der Furcht vor unserer Vereinigung mit Frankreich; jetzt wo beides beseitigt, würde man uns sagen, nehmt den Prinzen von Oranien an. Schneiden wir diese Unterhandlungen durch eine rasche und entschiedene Erklärung ab.“ Diese Voraussicht sollte sich über Erwarten bewähren, denn gleich darauf brach der polnische Aufstand aus, welcher den Kaiser Nikolaus, der vornämlich zum Einmarsch

drängte, um dem König Wilhelm gegen die Revolution zu Hilfe zu kommen, bald ganz absorbirte, Preußen und Oesterreich ernstlich beschäftigte. „Das ist der verhängnißvollste Schlag, der den drei Höfen beigebracht werden konnte, nun wird man Belgien seinem Schicksal überlassen müssen," rief Metternich, der vornämlich fürchten mußte, daß die Bewegung nach Galizien übergreife. Nachdem nun Talleyrand, als neuer französischer Botschafter in London, bestimmt versprochen, daß Frankreich Belgien weder einverleiben noch revolutioniren, auch zu keiner französischen Secundogenitur machen und die Gründung des neuen Staates nur gemeinsam mit den übrigen Großmächten betreiben wolle, willigte England, wo der Herzog von Wellington einem Whigministerium Platz gemacht hatte, in die Theilung der Niederlande und die Anerkennung des neuen Staates, also in eine erste Verletzung der Verträge von 1815 und zwar in dem Punkte, auf den es 1815 den größten Werth gelegt, der Gründung eines starken Grenzstaates im Norden Frankreichs. Lord Palmerston fand hierbei die Zustimmung des Königs von Preußen, der einsah, daß man unter zwei Uebeln das kleinere wählen müsse und so entrüstet Metternich gegen die Aufstellung des Princips der Nichtintervention protestirte, als „einer befremdlichen Anmaßung der französischen Regierung, zu ihrem Vortheile ein neues Völkerrecht einzuführen, von dem man nie zuvor reden gehört und das einfach der Umsturz aller bestehenden Regeln der europäischen Politik sei," so blieb Oesterreich und Rußland, trotz alles Jammerns über den Verrath Englands und die Feigheit Preußens, nichts übrig, als sich der Macht der Verhältnisse zu fügen. Am 20. December erklärte die Londoner Conferenz: da die Ereignisse der letzten Monate gezeigt, daß die beabsichtigte Verschmelzung der beiden Theile der Niederlande nicht gelungen und demgemäß der Zweck dieser Union nicht erreicht

sei, müsse man denselben durch andere Mittel zu erreichen suchen und die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Verträgen, den Interessen und der Sicherheit der anderen Mächte und der Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes versöhnen. Vergeblich protestirte der König von Holland dagegen, daß die Großmächte, welche er zum Schutz seiner Rechte angerufen, die Zerstückelung seiner Monarchie verfügten; die Hauptfrage war entschieden. Am 20. Januar 1831 einigte sich die Conferenz über die Grundlagen, nach denen die Trennung Belgiens von Holland durchgeführt werden sollte, regelte den Territorialbestand nach dem status quo von 1790, mit Ausnahme Luxemburgs, welches der König von Holland als Entschädigung für seine früheren nassauischen Besitzungen erworben und erklärte Belgien zu einem dauernd neutralen Staat.

Gegen diese Vereinbarung protestirte Belgien in sofern, als sie ihm Luxemburg entriß. Die Erklärung des Congresses, welche Nothomb abgefaßt, bestreitet, daß irgend eine Macht Belgiens Grenzen ohne die Zustimmung seiner Volksvertretung feststellen könne. England aber hielt dem gegenüber an dem Protocoll vom 20. Januar 1831 fest; denn es hatte lange Kämpfe gekostet, dasselbe zu stande zu bringen. Talleyrand versuchte hartnäckig, dem furchtsamen Ehrgeiz Louis Philipps eine Befriedigung zu verschaffen und die Verwickelung für einen Gebietserwerb Frankreichs auszubeuten. Palmerston trat dem mit der größten Entschiedenheit entgegen und erklärte, Frankreich dürfe nicht einen Krautgarten oder einen Weinberg erhalten. Gleichwohl gingen diese Intrigen auch nach dem 20. Januar fort, bis endlich Casimir Perier einsah, daß die Wünsche des Königs nicht durchzuführen seien, wenn man es nicht auf einen Krieg mit England ankommen lassen wolle. Dieselbe zweideutige Haltung zeigte Frankreich in der dynastischen Frage. Nachdem Talleyrands erster Plan, den König von Sachsen

nach Brüssel zu setzen, sein Land Preußen und dagegen das linke Rheinufer Frankreich zu geben, kurz abgewiesen und auch der Vorschlag Louis Philipps, seinem Neffen, einem neapolitanischen Prinzen, die Krone zu geben, beseitigt war, traten sich die Candidaturen des Herzogs von Leuchtenberg und des Herzogs von Nemours gegenüber. Ersterer, als napoleonischer Prinz, mußte Louis Philipp besonders antipathisch sein, die seines Sohnes, die er lebhaft betrieb, den andern Mächten nicht minder. Einerseits versprach er nun den Letztern die Wahl Nemours' nicht anzunehmen; andererseits ließen seine Agenten in Brüssel durchblicken, daß er dies doch thun werde, wenn eine vollendete Thatsache vorliege und die belgischen Vertreter in Paris schrieben: der König wünsche nichts mehr als zu einem Schritte gezwungen zu werden, „den aus freien Stücken zu thun, er eine fast unüberwindliche Lust empfinde". Nothomb erkannte, daß beide Candidaturen unpolitisch seien; da man sich aber durch die Wahl Leuchtenbergs Frankreich dauernd entfremdet hätte, ohne Europa zu gewinnen, entschied er sich für das kleinere Uebel und stimmte für Nemours, der denn auch mit einer Mehrheit von zwei Stimmen erwählt ward. Tags zuvor hatte die Conferenz in London alle Prinzen der fünf großen europäischen Dynastien ausgeschlossen, was Talleyrand freilich nur ad referendum nahm; indeß, als des Königs persönlicher Unterhändler, Graf Flahaut, mit der Nachricht von England eintraf, daß dasselbe entschlossen sei, die Annahme der Wahl eventuell mit bewaffneter Hand zu verhindern, wagte der König „mit jener ehrgeizigen Schwäche, welche den Grundzug seines Charakters bildet",*) nicht weiter zu gehen und lehnte zögernd die Krone ab, ließ aber später

*) Depesche des sardinischen Gesandten in Paris bei Hillebrand I S. 185.

ein großes Bild malen, das die Deputation des Congresses darstellte, wie sie die Krone dem Herzog antrug.

Man schritt nun zur Constituirung einer Regentschaft, und nachdem der Fürst von Ligne abgelehnt, wurde der Baron Surlet de Chokier zum Regenten gewählt. Unmittelbar darauf ward Nothomb zum Generalsecretär des auswärtigen Ministeriums ernannt, eine Stellung, die er bis 1837 bekleidete und in welcher er seine bedeutsamste diplomatische Wirksamkeit entfaltete. Er sah, daß Belgien sich in einer Sackgasse befand. Die Conferenz hatte sich geweigert, den Protest gegen die Abtrennung von Luxemburg auch nur zur Kenntniß zu nehmen und Louis Philipp genöthigt, die Wahl Nemours abzulehnen. Der Regent erließ nun am 10. März eine starke Proclamation, in der er erklärte: die Nation werde den Protest ihrer Vertreter aufrecht zu halten wissen und die Revolution, die sie trotz der Verträge von 1815 begonnen, auch trotz der Londoner Protocolle beenden. Palmerston weigerte sich darauf, den belgischen Bevollmächtigten zu empfangen, erklärte die Beschlüsse vom 21. Januar für unantastbar und bemerkte, ehe die Belgier nicht ihre gegentheiligen Ansprüche aufgäben, sei es unnütz, über die Wahl des Souveräns zu verhandeln (Bulwer, Life of Palmerston, II p. 53 ff.). Nothomb erkannte, daß, um vorwärts zu kommen, man beide Fragen zusammen behandeln müsse, denn Belgien konnte offenbar, trotz der Beschlüsse des Congresses, nicht ohne Verständigung mit der Conferenz von der Stelle kommen und die Fortdauer des Provisoriums wurde immer gefährlicher. Die dynastische Frage mußte also ohne Verzug gelöst und zugleich versucht werden, eine günstige Modification der Conferenzbeschlüsse vom 20. Januar zu erreichen.

Bereits im November 1830 hatte sich die Aufmerksamkeit des diplomatischen Comités auf die Person des Prinzen

Leopold von Coburg, des Wittwers der einzigen Tochter Georgs IV. gelenkt, obwohl derselbe soeben nach langem Zögern die griechische Krone ausgeschlagen. Damals überwog aber in Belgien noch die Neigung, sich an Frankreich anzulehnen; letzteres wollte in der Hoffnung, Nemours durchzusetzen, nichts von einer coburgischen Candidatur hören und Wellington, der dem Prinzen wegen Ablehnung der griechischen Krone gram war, hoffte noch die oranische Dynastie zu erhalten. Nachdem aber Nemours beseitigt und Palmerston an die Stelle Aberdeens getreten war, stand die Sache anders. Der englische Minister sah im Prinzen Leopold nach dessen Vergangenheit einen Verbündeten und war bereit, um Frankreichs Zustimmung zu gewinnen, eine Heirath mit Louis Philipps Tochter zuzugeben. Dieser Gedanke fand in Paris beifällige Aufnahme und Mitte April gaben beide Mächte vertraulich in Brüssel von ihrer Geneigtheit für diese Combination Kenntniß. Ende April 1831 ließ der Minister des Auswärtigen, Lebeau, den Prinzen durch eine vertrauliche Mission sondiren. Derselbe wollte kluger Weise nur bedingungsweise die Candidatur annehmen; seine Wahl sollte nur die Brücke zu der mit den Großmächten zu erzielenden Verständigung sein. Zu dem Ende mußte man sich vor allem über die Frage der Grenzen und der Staatsschulden einigen, so daß Europa Belgien und seinen König anerkennen konnte. Bei dieser Forderung blieb der Prinz, trotz aller Bemühungen der Belgier, ihn zu sofortiger Annahme zu bewegen. Nothomb fand dies durchaus richtig; wäre der Prinz ohne solche Verständigung in Brüssel erschienen, so würde die Folge nach seinem drastischen Ausdruck gewesen sein „qu'il n'y aurait qu'un révolutionnaire de plus“. Am 25. Mai schlug Nothomb mit 84 anderen Abgeordneten den Prinzen als König vor und beantragte drei Tage darauf, mit der Conferenz hinsichtlich der streitigen Gebietstheile auf Grundlage einer Geldentschädigung

in Unterhandlung zu treten, um die Annahme des Prinzen möglich zu machen. Der Antrag wurde am 2. Juni mit großer Mehrheit angenommen und am 4. Leopold zum König der Belgier gewählt. Es handelte sich nun darum, diese Wahl zur Anerkennung durch die Großmächte zu bringen, und zu dem Zweck wurde Nothomb mit Devaux nach London gesandt. Die Regierung wollte gleichzeitig dorthin die vom Congreß ernannte Deputation abgehen lassen, welche dem Prinzen die Wahl anzeigen sollte. Mit richtigem Tact widersetzte sich Nothomb dem und erklärte, erst müsse die Unterhandlung beendet sein, ehe die Deputation officiell empfangen werden könne. Der Regent, der wenig Vertrauen auf diese Unterhandlung setzte, meinte: es sei doch ziemlich anmaßend, daß er glaube, der Deputation erst die Thüren öffnen zu müssen. — „Warum nicht," erwiderte Nothomb einigermaßen verletzt; „man sieht heutzutage so manche Dinge. Sie z. B., Herr Baron, sind Regent von Belgien!" — Nothomb hatte gleich nach der Wahl dem Prinzen eine Denkschrift übersandt, welche ausführte, wie die Sache anzugreifen sei. Am 8. Juni empfing der Prinz ihn und Devaux. „Sie haben," sagte er, „mir mehrmals gescheute und patriotische Männer gesandt, aber keiner derselben hat mir einen Plan vorlegen können. Haben Sie einen solchen?" — „Ja, wir haben einen Plan," erwiderte Nothomb, und setzte denselben auseinander; der Prinz machte sich verschiedene Aufzeichnungen und bat die Herren, am nächsten Tage wiederzukommen. Als sie erschienen, sagte er Nothomb: „Ich verstehe jetzt die Denkschrift, welche Sie mir gesandt. Wir können zum Ziele kommen. Nun müssen Sie sich in Vernehmen mit den Mitgliedern der Conferenz setzen, zuerst mit Lord Palmerston, ich habe Sie bei ihm angemeldet." Als sie Marlborough House verließen, sagte Nothomb seinem Genossen: „Auf jeden Fall wird dies nicht wie die Brabanter

Revolution enden." Die Beiden unterhandelten nun mit Palmerston, Baron Bülow und Wessenberg. Inzwischen aber war die Deputation des Congresses gleichfalls in London angekommen, wohnte in demselben Hôtel und konnte doch weder vom Prinzen empfangen werden noch an den Unterhandlungen theilnehmen, eine Lage, die für beide Theile unbequem, aber unvermeidlich war. Denn es war von höchster Wichtigkeit, das Geheimniß zu wahren und dies gelang in der That so gut, daß die in London anwesenden holländischen Bevollmächtigten von der ganzen Sache nichts ahnten.*) Unter Mitwirkung des Prinzen gelang es, von der Conferenz wichtige und vortheilhafte Modificationen der Bases de séparation vom Januar zu erlangen; am 25. Juni wurde die Schlußredaction zwischen dem Prinzen, Palmerston und den beiden Commissären vereinbart, am 26. nahm die Conferenz dies Ergebniß an. Nothomb war die Seele dieser Unterhandlung; ihm war die ganze geschichtliche Entwickelung der streitigen Fragen klar und er überzeugte die Mitglieder der Conferenz von der Unmöglichkeit, die Januarbeschlüsse durchzuführen. Ihm vornehmlich gebührt der Ruhm, die sogen. 18 Artikel durchgesetzt zu haben. Der Gewinn derselben für Belgien bestand in Bezug auf das Gebiet zunächst darin, daß die luxemburgische Frage ausgeschieden wurde und offen blieb, während der für Belgien günstige Status quo bis zu erfolgter Verständigung mit Holland und dem deutschen Bunde fortdauerte; daß sodann Belgiens Ansprüche auf die nach dem Besitzstand von 1790 in dem Gebiet der holländischen Republik eingeschlossen gewesenen fremden Besitzungen anerkannt

*) Am 29. Decbr. 1843 schrieb Nothomb an Juste: „Ne vous êtes-vous jamais demandé ce que les plénipotentiaires hollandais faisaient à Londres pendant la négociation des 18 articles? Il ne se sont doutés de rien." (Juste, Souvenirs du Baron Nothomb. 1882.)

wurden, wodurch die Möglichkeit eröffnet ward, gegen diese die Provinz Limburg ganz oder theilweise einzutauschen. Hinsichtlich der Staatsschuld stellten die 18 Artikel den gerechten und für Belgien vortheilhaften Grundsatz auf, daß jedes der beiden Länder die Schulden zu tragen habe, welche es in die Gemeinschaft eingebracht und daß die während derselben contrahirten nach einem billigen Verhältniß zu theilen seien. Am Abend des 29. Juni empfing nun der Prinz die Deputation und erklärte ihr, daß sobald der Congreß die 18 Artikel angenommen haben werde, er seinerseits die Krone annehmen und sich unverzüglich nach Belgien begeben werde.

Die provisorische Regierung war durch das Erreichte überrascht, der Regent hatte bis zum letzten Augenblick nicht an die Annahme Leopolds geglaubt.*) Als Nothomb die 18 Artikel vorlas, rief der Justizminister Barthélemy: „C'est plus beau que la Belgique de Marie Thérèse." Nicht so leicht war es, die Annahme dieser Basis im Congreß durchzusetzen, wo die Radicalen, die nie befriedigt werden konnten, die Artikel heftig angriffen. Lebeau und Nothomb traten furchtlos der drohenden Unpopularität entgegen: „Es handelte sich," sagte Nothomb, „um eine Discussion, welche über die Unabhängigkeit Belgiens entscheiden mußte." Mit lichtvoller Bestimmtheit legte er die geschichtlichen und staatsrechtlichen Ausgangspunkte dar: „Voilà les faits, il n'est pas dans mon pouvoir de les détruire;" er setzte die Grundlage der neuen Vereinbarung aus-

*) „Le régent ne croyait à l'indépendance belge; la foi nationale lui manquait. Il comptait revoir ce qu'il avait vu, la réunion à la France. Il rêvait pour lui-même la pairie française. Jusqu'au dernier moment, jusqu'à la veille du départ du prince Léopold de Londres, il a douté de l'acceptation de S. A. R. Cette acceptation lui semblait une folie" (Nothomb an Juste, 29. Decbr. 1869 l. c. p. 12).

einander, nach der Holland auf den Besitzstand vor der Vereinigung mit Belgien zurückgeführt werden sollte, schilderte die Gefahren, welche die Unabhängigkeit bereits von verschiedenen Seiten in Frage gestellt hatten, bewies durch seine Mittheilungen über die Unterhandlungen, daß das Mögliche erreicht, daß das nothwendigste sei die Unabhängigkeit des Landes zur allgemeinen Anerkennung zu bringen und daß die Ablehnung Alles aufs neue in Frage stellen würde.

Am 9. Juli erfolgte die Annahme der 18 Artikel, am 19. empfing Nothomb mit den anderen Mitgliedern des Vorstandes des Congresses den Prinzen Leopold im Schloß von Laeken und überreichte am 21. dem ersten König der Belgier die Formel des Eides auf die Verfassung. „Ohne die Wahl und Annahme des Prinzen gab es kein unabhängiges Belgien; lehnte er ab, so hatte dasselbe nicht drei Monate mehr zu leben“ schrieb er später an Juste.

Indeß auch so war man nicht über den Berg. Der König von Holland, heftig erbittert über die 18 Artikel, die für ihn eine vollständige Ueberraschung waren, erklärte: er werde Belgien, wenn dasselbe nicht unbedingt das Protocoll vom 20. Januar annehme, als Feind betrachten und kündigte den Waffenstillstand. — Binnen wenigen Tagen war die kleine belgische Armee geschlagen und die Holländer machten erst Halt, als vom Süden die Franzosen einrückten. Diese Ereignisse wirkten auch diplomatisch ungünstig für Belgien; während die Vertreter der Großmächte in London nach Annahme der 18 Artikel sofortige Anerkennung des Königreichs in Aussicht gestellt, verlangten sie jetzt neue Verhandlungen und setzten, als Belgien darauf einzugehen ablehnte, am 14. October einseitig die 24 Artikel fest, die Belgien den deutschen Theil Luxemburgs und das rechte Maasufer absprachen. Zugleich erklärten sie beiden Theilen, daß diese Artikel endgiltig und unwider-

ruflich seien, daß sie deren Ausführung garantirten und eventuell erzwingen würden. Nothomb, der am 10. September in besonderer Sendung nach London gegangen war, kämpfte vergeblich gegen die Entschlüsse der Mächte, um wenigstens das rechte Maasufer zu erhalten. Nachdem er das Terrain Schritt für Schritt vertheidigt und einige kleine Zugeständnisse durchgesetzt, sah er ein, daß bessere Bedingungen nicht zu erreichen seien, und Belgien nachgeben müsse. Talleyrand hatte sofort nach der neuen Wendung seine alten Schliche wieder begonnen und suchte Preußen für die Theilung zu gewinnen, da die Ereignisse gezeigt, daß Belgien seine Unabhängigkeit nicht behaupten könne. Nothomb erhielt hiervon Kunde und war überzeugt, daß, bei der offenbaren Ungunst der drei absolutistischen Mächte, die Unabhängigkeit nur durch rechtzeitiges Einlenken zu retten sei.

Stockmar war derselben Ansicht und rieth dem König, dem die Annahme der 24 Artikel sehr schwer wurde, gegen dieselben zu schreien, aber Alles zu thun, um die Zustimmung der Kammern zu erreichen. Nothomb hatte hierbei in erster Linie die undankbare Aufgabe, die Versammlung von der Nothwendigkeit des Opfers zu überzeugen. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob Belgien, constituirt, wie Europa es vorschreibt, wird leben können, was ich weiß ist, daß es gegenwärtig sich nicht anders constituiren kann." Er führte dies mit solcher Beredsamkeit aus, daß der Minister des Auswärtigen, de Mulenaere, ihm nachher sagte: „Vous grandissiez en parlant à tel point, qu'il n'y avait plus que vous dans la salle." Die 24 Artikel wurden angenommen und am 15. November schloß Belgien mit den fünf Mächten einen Vertrag, in welchem letztere die Ausführung derselben und Anerkennung des Königreichs zusagten. Jetzt erst war dieses in Sicherheit.

Auch an den folgenden Unterhandlungen über die Aus-

führung des Vertrages vom 15. November nahm Nothomb hervorragenden Antheil. Da Holland sich nicht fügen wollte, überschritt eine französische Armee zum zweiten Male die Grenze und rückte auf Antwerpen vor; die belgischen „Patrioten“ protestirten gegen diese Antastung der nationalen Ehre, während die eigene Armee zur Unthätigkeit verdammt sei. Nothomb trat solchen Aufwallungen entgegen, indem er darlegte, wie die wirkliche Lage sei: „Für uns ist der Vertrag vom 15. November ein Gewaltact; möge das Werk des Auslandes sich durch das Ausland vollenden. Belgien konnte den Vertrag, was die Gebietsfrage betrifft, nicht selbst ausführen; es hätte einen Angriffskrieg gegen Holland nur unternehmen können, um jenen Vertrag zu vernichten. Aber damit hätten Sie Europa den Handschuh hingeworfen. Vernichten Sie den Vertrag vom 15. November, so giebt es keine Gemeinschaft mehr zwischen Ihnen und den anderen Völkern, zwischen Ihrem König und den anderen Königen. Sie werden nur eine Summe von Individuen und eine neue Art Parias in der europäischen Gesellschaft sein. Gut oder schlecht, ist der Vertrag also unser Existenztitel; hüten Sie sich, dies Blatt aus dem Standesregister der Völker auszureißen.“ Nachdem nun die französische Armee Antwerpen zur Capitulation gezwungen, beantragte der Führer der wankelmüthigen Opposition, Gendebien, nicht nur derselben den Dank des Landes zu bezeugen, sondern auch das Denkmal in der Ebene von Waterloo zu zerstören. Gegen diesen zweiten Theil des Antrags erhob Nothomb sich mit Entschiedenheit und brachte ihn zu Fall: „Wenn die Schlacht von Waterloo,“ sagte er, „von denen gewonnen wäre, welche seitdem unsrer Unabhängigkeit zu Hilfe gekommen sind, so wäre es auf lange Zeit um unsere Unabhängigkeit geschehen gewesen und vielleicht wäre die Stadt, wo wir jetzt tagen, statt die Hauptstadt des neuen Königreichs Belgien zu sein,

wieder chef-lieu des Dyle-Departements geworden. Man darf nicht in Deutschland und England am Gefühl unserer Unabhängigkeit zweifeln."

Nach langen Verhandlungen kam es am 21. Mai 1833 zwischen den Westmächten und Holland zu einer Convention, welche Belgien einen bis zum Abschluß des definitiven Friedens verbürgten Waffenstillstand, Freiheit der Schiffahrt auf der Schelde und Maas und Fortdauer des Status quo in Limburg und Luxemburg sicherte. Dies war ein für das neue Königreich sehr vortheilhaftes Provisorium; indem es auf die sofortige Räumung der kleinen noch von Holland besetzten Plätze verzichtete, behielt es die genannten, weit bedeutenderen Gebietstheile in seiner Hand, erreichte die Freiheit der Handels- und Schiffahrtsbewegung und den Aufschub der Zahlungsverpflichtung für die ihm auferlegte Rente, während es aus dem provisorisch behaltenen Gebiet die Steuern bezog. Auch dies war wieder der Opposition nicht genug; doch erreichte Nothomb, daß ihr Tadelsantrag gegen das Ministerium verworfen ward.

Indeß der Wunsch, den er damals aussprach, daß dieser Status quo ewig währen möge, sollte sich nicht erfüllen. Es war richtig, daß derselbe nur mit Belgiens Zustimmung geändert werden konnte; aber als Anfang 1838 der Starrsinn des Königs von Holland endlich gebrochen war und derselbe sich unvermuthet zur Annahme der 24 Artikel bereit erklärte, fand Belgien mit seiner Behauptung, daß deren einfache Ausführung unmöglich geworden, bei den Mächten kein Gehör. England erklärte sofort, es werde in der Gebietsfrage streng an den 24 Artikeln festhalten, und als Frankreich dem beitrat, war die Sache entschieden. Nur eine Verminderung der von Belgien zu zahlenden Rente um 3 Millionen und Erlaß der

Rückstände der Schuld bis zum 1. Januar 1837 konnten durchgesetzt werden.

Die Regierung kam dadurch in eine sehr schwierige Lage. Das Land, durch das günstige Provisorium verwöhnt, gerieth in eine starke Gährung, als die Abmachung zwischen den Mächten und Holland bekannt wurde; und diese Erregung fand heftigen Ausdruck in den Angriffen der Opposition gegen das Ministerium, das noch dazu selbst in voller Auflösung begriffen war. Der König hatte in seiner Thronrede zugesagt, die Rechte des Landes mit Beharrlichkeit und M u t h zu vertheidigen, die Kriegspartei nahm letzteren Ausdruck als Zustimmung. Nothomb gesteht, daß er diese Tragweite des Wortes nicht berechnet, aber blieb nach wie vor der Ansicht, daß der Krieg unbedingt zu vermeiden sei. Einige Minister gaben ihre Entlassung; Nothomb stand mit De Theux allein auf der Bresche. Die Reden vom 4. und 12. März 1839, mit welchen Ersterer die Nothwendigkeit des Beitritts gegen die Fanatiker des Widerstandes bis zum äußersten vertheidigte, sind vielleicht die besten, die er gehalten hat. Er schloß mit den Worten: „Unsere Revolution ist beendet, vor ihrem 9. Jahrestag definitiv beendet für Belgien und Europa. Das ist ein großes Ereigniß, das größte seit 1830, es bedeutet die Herstellung des Friedens im westlichen Europa. Die Revolution ist abgeschlossen, meine Herren, und sie hat ihre Bestimmung nicht verfehlt, weil sie der Welt die belgische Nationalität gegeben hat; sie hat nicht Alles erreicht, aber Niemand erreicht auf dieser Erde Alles und gleich. Es giebt einen Punkt, wo die Revolutionen still halten und selbst zu einem Vergleich kommen müssen, wenn sie überhaupt gelingen sollen. Es war eine große Schlacht, die 8 Jahre dauerte; leider sind nicht alle Kämpfer berufen, sich des Sieges zu freuen, aber der Sieg ist das Werk Aller. Diese Revolution wird mit erhobenem Haupt

in der Geschichte dastehen, denn sie ist glücklich und maßvoll gewesen. Mit beispiellosen Schwierigkeiten ringend, hat sich die belgische Nation constituirt; denen, die nicht an sie glaubten, hat sie bewiesen, daß sie lebensfähig ist; den Anhängern freier Institutionen hat sie gezeigt, daß die Ordnung sich mit der größten Freiheit verträgt; die Verfechter der materiellen Interessen haben anerkennen müssen, daß sie die öffentlichen Arbeiten, wie die Privatindustrie zu organisiren verstand. Die Revolution von 1830 hat gethan, was keine andere zu stande gebracht, sie hat ein Volk, eine Verfassung, eine Dynastie geschaffen und dies dreifache Ergebniß ohne Bürgerkrieg, ohne auswärtigen Krieg erreicht. Sie hat das beunruhigte Europa und die entthronte Dynastie genöthigt, das neue Volk und die neue Dynastie anzuerkennen. Nach außen durch den Geist der Eroberung, im Innern durch den Geist der Anarchie bedroht, hat sie sich den Anarchisten wie den Eroberern entzogen, die, sei es 1814, sei es 1830, verloren, was sie besaßen. Während der 5 Jahre, wo ihr die europäische Diplomatie Ruhe ließ, hat sie ihre Lebensfähigkeit glänzend bewährt; wieder in die Kreise dieser Diplomatie hineingezogen, hat sie gerungen, aber vergeblich, sie hat nachgegeben, aber nur indem ganz Europa sich wider sie erhob. Es ist keine Unehre Europa zu weichen, es ist vielmehr eine Ehre zu verlangen, daß es Europa sei, welches die Forderung stellt. Auf die beiden großen Nationen, welche Belgien im Stich gelassen, fällt das Verwerfliche, das in dem Acte liegt, der die Revolution abschließt. Von den Parlamenten Frankreichs und Englands wird die Geschichte Rechenschaft dafür fordern; als Belgier fühle ich mich weder entehrt noch erniedrigt."

II.

Nothomb hatte in der That Recht zu behaupten, daß der Vertrag von 1838 für ihn keine persönliche Demüthigung war; der Kampf um denselben führte ihn vielmehr auf die Höhe seiner politischen Laufbahn. Mit berechtigtem Selbstgefühl konnte er nach der entscheidenden Sitzung sich sagen, daß er der Unpopularität getrotzt habe, um das nothwendige Opfer durchzusetzen, das gebracht werden mußte, wenn nicht das mit so vieler Mühe Erreichte nochmals aufs Spiel gesetzt und das Land den unberechenbaren Wechselfällen der Diplomatie und der Ereignisse preis gegeben werden sollte. Ablehnung des Vertrages hieß unter den bewandten Umständen nur für Holland arbeiten. Nothomb vergaß es freilich den Westmächten und vor allem Frankreich nie, daß sie Belgien zur Annahme des Vertrages genöthigt, den er selbst am 19. April 1839 in London unterzeichnen mußte. Er erzählte mir, daß, als er 1871 Thiers besucht und dieser ihm geschildert, mit welchen Gefühlen er seinen Namen unter die Präliminarien von Versailles gesetzt, er ihm erwidert habe: „Je connais cela, j'ai dû signer le traité de 1839 après que la France nous eut abandonnés!“ — Aber als praktischer Staatsmann mußte er die Bitterkeit der Gefühle gegen die Nothwendigkeit zurücktreten lassen, die Revolution zum Abschluß zu bringen und dem neuen Königreich seine Stellung im öffentlichen Rechte Europas dauernd zu sichern. Der König hätte sich darein gefunden, illegitim zu bleiben, aber man mußte Europa weichen.*) „Es

*) Wie stark die legitimistischen Vorurtheile gegen das neue Königreich waren, zeigt eine uns verbürgte private Aeußerung Friedrich Wilhelms IV. noch aus dem Jahre 1854: „Der Leopold war mein bester Freund, aber diesen Streich (die Annahme der Krone) werde ich ihm nicht verzeihen.“

handelt sich," schrieb er in der Mitte der Action, „um das Schicksal der Revolution von 1830, mit der ich zu meinem Glück oder Unglück meinen Namen verbunden habe, es handelt sich darum, ihr großes Ergebniß zu erhalten. Das Ereigniß, das sich jetzt vollzieht, wird entscheiden, ob ich ein Politiker oder ein Pinsel (ganache) bin, ich stehe in der größten und verhängnißvollsten Periode meines Lebens." Nothomb, der in der kritischen Zeit der Erhebung am entschlossensten für den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit eingetreten war, fühlte als Staatsmann auch am entschiedensten, daß, nachdem der wesentliche Zweck der Revolution erreicht war, diese nicht durch aufreizende Agitation verewigt werden durfte. Schon vorher hatte er dafür gearbeitet, auch publicistisch einerseits die Revolution zu rechtfertigen und die Vorurtheile gegen den neuen Staat zu entwaffnen, andererseits die Bedingungen klar zu legen, unter denen allein derselbe gedeihen konnte; 1838 erschien sein „Essai historique et politique sur la révolution Belge".

Wenn er später einmal sagte: „Le plus difficile n'est pas de faire un livre, c'est de le faire lire et d'en faire parler," so traf dies bei seinem Buch nicht zu; noch an demselben Tage, wo dasselbe ausgegeben wurde, war die erste Auflage vergriffen. Und doch war dies Werk keineswegs eine politische Gelegenheitsschrift, die sich in zündender Beredsamkeit an die Leidenschaft der Massen gewendet hätte. Obwohl man in demselben noch die heiße Asche der Revolution fühlt, aus der es hervorgegangen, ist es eine geschichtliche und staatsmännische Darlegung der Verhältnisse und Ereignisse, welche zum ersten Male seit 1815 einen neuen europäischen Staat ins Leben riefen, der in schweren Kämpfen seine Anerkennung auch den widerwilligsten Gegnern abgerungen und, was mehr ist, auch

behauptet hat. Es legte die Grundsätze dar, die der Verfasser selbst stets praktisch befolgt, Belgien mußte die Gunst der Umstände benutzen, um seine Unabhängigkeit zu erkämpfen; aber ein Volk von 4 Millionen konnte Europa nicht das Gesetz geben, es mußte auf jede Eroberung verzichten, also die Rechte Hollands auf sein altes Gebiet rückhaltslos anerkennen, das monarchische System annehmen und die dynastische Frage im europäischen Sinne lösen. Offen sprach der Verfasser sich auch über die französischen Gelüste aus, so sehr er die Unterstützung anerkannte, welche die Julidynastie Belgien geleistet. „Es ist im Interesse Europas, daß Frankreich sich nicht bis zum Rhein ausdehne, es ist dies die Grundlage der belgischen Unabhängigkeit.“

Aber er führte auch aus, was die Belgier thun müßten, um diese Unabhängigkeit, die sie zum ersten Male genossen, zu erhalten und sich ihrer würdig zu zeigen. „Es darf fortan keine neue Erschütterung stattfinden. Eine Nation, die ihr Selbstbewußtsein hat, ist zugleich eine geistige und eine politische Macht, Belgien hat sich politisch constituirt, es muß auch geistig wiedergeboren werden. Gewiß haben wir stets hochgebildete Männer gehabt, welche sich erfolgreich den Wissenschaften und Künsten widmeten, aber sie arbeiteten vereinzelt, kein Gefühl der Nationalität vereinte sie und verband ihre Werke mit der Idee eines gemeinsamen Vaterlandes. Zwischen Deutschland, Frankreich und England gestellt, kann Belgien eine besondere Mission erfüllen; möge es sich hüten, politisch oder literarisch der Schleppträger einer dieser Nationen zu werden: warum sollte es allein aus dem geistigen Leben Frankreichs schöpfen das selbst Erfrischung in dem Deutschlands sucht? Möge es bei diesen drei großen Culturvölkern zu Gaste gehen; wenn es das mit Unterscheidungsgabe und Unparteilichkeit thut, wird es schon eigenartig erscheinen, es wird dies wirklich werden, wenn

es sich auf seine Vergangenheit besinnt, die nicht ohne Glanz und Größe war."

Das Buch hatte den größten Erfolg, nicht nur im Publicum, sondern bei den ersten Staatsmännern Europas. Louis Philipp sandte Nothomb das Officierkreuz der Ehrenlegion, damals noch eine seltenere Auszeichnung als heute. Lord Palmerston erwiderte ihm auf dessen Uebersendung: „Niemand war mehr berufen, der Geschichtschreiber der Unabhängigkeit seines Landes zu werden, als der, welcher einen so hervorragenden Antheil an den Unterhandlungen genommen, durch welche diese Unabhängigkeit befestigt ward; und eine Erzählung der wichtigen Ereignisse durch einen Mann, der die Mittel hatte, ihre wahren Ursachen zu erkennen, muß eine kostbare Ergänzung der Zeitgeschichte werden. Ich kann Sie versichern, daß ich mich stets mit Vergnügen der amtlichen Beziehungen erinnern werde, welche ich die Ehre hatte mit Ihnen zu unterhalten, als Sie durch Ihre Regierung hierher geschickt waren, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Ihr Land noch lange die Früchte Ihrer geschickten Dienste genießen wird." Bresson, zur Zeit der Revolution französischer Gesandter in Brüssel, schrieb ihm: „Sie haben das doppelte Verdienst, gut gehandelt und gut erzählt zu haben, was Sie gethan."

Lord Brougham gab dem König bei einem Besuche in Brüssel das Buch mit den Worten zurück: „Je ne croyais pas que vous eussiez quelqu'un de cette force." Auch Lamartine schrieb ihm voll warmer Anerkennung; Nothomb erwiderte, indem er Belgien „seinem hohen und unparteiischen Urtheil" empfahl: „Ich halte es Ihrer Sympathie als politischer und religiöser Mann würdig. Frankreich, ich verhehle es mir nicht, hat diese Unabhängigkeit widerwillig angenommen, es muß dazu kommen, dies freiwillig, ohne Widerstreben, ohne Hintergedanken zu thun und auf die ehrgeizigen Ueberlieferungen

Ludwigs XIV. und Napoleons verzichten. Bis jetzt hat Niemand auf der französischen Tribüne die Anstrengungen dieses kleinen Volkes anerkannt, das seit dem 16. Jahrhundert zwischen Frankreich und Deutschland schmerzlich hin und her geworfen ist; Niemand hat gewagt laut zu sagen, daß Frankreich ohne die Rheingrenze, in seinen natürlichen Grenzen, trotz der belgischen Unabhängigkeit stark und glücklich sein kann. Wir warten auf diesen Redner und werden sein Wort segnen. Die Achtung der fremden Nationalitäten wird nach meiner Ueberzeugung eines der politischen Dogmen der Partei sein, der die Zukunft Frankreichs gehören wird."

Das Buch ist als bleibende Geschichtsquelle anerkannt und hat 1876 die vierte erweiterte Auflage erlebt.

Mit der Erwähnung des Vertrages von 1838 haben wir dem Gang von Nothombs Leben schon vorgegriffen. Er war zu Anfang noch als zu jung für einen Ministerposten betrachtet, hatte aber als Generalsecretär der auswärtigen Angelegenheiten eine Ausnahmestellung und arbeitete mit dem Könige selbst. Als nun die steigende Wichtigkeit der öffentlichen Arbeiten die Errichtung eines eigenen Ministeriums nothwendig machte, wurde dasselbe am 13. Januar 1837 Nothomb übertragen. Er war damals 31 Jahre alt und hatte sich im Jahre zuvor mit Fräulein Boch aus Mettlach verheirathet.

So in vollster Manneskraft stehend, zeichnete sich der neue Minister durch die angestrengteste Thätigkeit und fruchtbare Initiative aus. Nothomb war in inneren Fragen kein Neuling: er hatte mit Devaux den ersten Entwurf der belgischen Verfassung redigirt, dessen Artikel größtentheils wörtlich in die Verfassungsurkunde übergegangen sind; in die Debatten über die organischen Gesetze und die Budgetfragen griff er wirksam ein — er sollte jetzt zeigen, daß er eine große innere Verwaltung ebensowohl zu leiten, als diplomatische Unterhand-

lungen zu führen befähigt war. Als Minister der öffentlichen Arbeiten begriff er vor Anderen die Bedeutung und die Zukunft der Eisenbahnen; er ward der Schöpfer des belgischen Eisenbahnnetzes, das, wie Michel Chevalier sagte, ein Ereigniß in der belgischen Geschichte war, welches nicht weniger Bedeutung für die politischen als für die materiellen Interessen hatte. Von diesem Standpunkte faßte in der That Nothomb seine Aufgabe an. „Die Eisenbahn," sagte er in seinem Bericht von 1839, „ist, wie wir behaupten dürfen, ein unermeßlicher Vortheil für das Land, sie hat Belgien eine hohe Meinung von sich selbst, und dem Ausland eine hohe Meinung von Belgien gegeben. Gewöhnlich ist es nur den großen Nationen gegeben, sich auf der Weltbühne bemerklich zu machen; ohne eine dieser so hohen Stellungen anzustreben, hat Belgien sich davor zu bewahren gewußt, in der Dunkelheit zu verschwinden. Jede neue Dynastie, hat M. Chevalier gesagt, jede neue Nationalität bedingt eine neue sociale, moralische und materielle Leistung. Nachdem Belgien am Tage seiner revolutionären Geburt Europas Blicke auf sich gezogen hatte, war die Gefahr für es vorhanden, in der Reihe der kleinen Völker zu verschwinden. Es hat sich auf der Bühne behauptet, indem es eine große materielle That vollbrachte. Die Nationen wie die Individuen bedürfen es, eine Idee, ein Ziel vor sich zu haben; diese Idee, dies Ziel war auf dem Gebiete materieller Interessen für Belgien die Eisenbahn, sie ist die große Nationalangelegenheit, sie wird das Denkmal der Regierung des ersten seiner Könige sein: durch sie hat das Land gleichzeitig seine innere Erregung beruhigen und der Langenweile entgehen können, die selbst große Nationen erfaßt. Belgien hat also durch die Eisenbahn erreicht, was andere Länder nur durch große Anstrengungen anderer Art und Ausgaben erzielen, die oft unproductiv sind; es hat die Aufmerksamkeit der

Welt auf sich gezogen. Es ist der erste Versuch, den es als unabhängige Nation mit seinen Kräften unternimmt, es hat sich, indem es seine neue Lebensform erwog, sagen müssen, daß die Eisenbahn, durch welche es seine geographische Stellung ändert, nur durch die Unabhängigkeit möglich war. Diese beiden großen Resultate bedingen sich gegenseitig. Unter keinem anderen Regiment wären unsere Provinzen mit diesem neuen Verkehrssystem ausgerüstet, die Eisenbahn erscheint als die materielle Folge der Revolution von 1830."

Nothomb, der, um auf diesem Gebiet Belehrung zu finden, England mit Ingenieuren bereist hatte, erkannte, daß ein systematisches Eisenbahnnetz richtig und rasch nur durch staatliche Initiative hergestellt werden konnte, daß es aber außerdem für einen kleinen Staat gefährlich sei in die Abhängigkeit der großen Gesellschaften zu fallen, gegen die, wie man heute sieht, auch die Regierung eines großen, straff centralisirten Landes, wie Frankreich ist, vergeblich kämpft, wenn dieselben sich erst ein Monopol gesichert haben. Die Verbesserung der Verkehrsmittel versöhnte auch mit der neuen Ordnung der Dinge den Handel und die Industrie, welche durch die Trennung von Holland den gewinnreichen Absatz nach dessen Colonien verloren hatten. Vom Gesichtspunkt der materiellen Interessen war ja die Vereinigung Belgiens und Hollands eine glückliche Combination gewesen; Belgien war ein hochcultivirtes, industrielles Land und reich an Mineralschätzen, Hollands Marine, Handel und Colonien boten gesicherten Absatz dafür. Dieser schien mit dem Verlust der Scheldemündungen und dem Abschluß Hollands wie seiner Colonien gegen Belgien schwer bedroht. Das große Eisenbahnnetz, welches Antwerpen mit der Maas und dem Rhein verbinden und durch den 1839 bewirkten Anschluß an die preußisch-rheinische Bahn Belgien den

Transithandel mit dem Zollverein sichern sollte, ward der Ersatz für die fast verlorene See.

Als Nothomb das Ministerium 1840 verließ, hatte Belgien 309 Kilometer in Betrieb: das erste Eisenbahnnetz in Europa, das nach einem einheitlichen großen Plan entworfen war und damals die größte Verwaltung der Art in Europa, während die französischen Kammern sich in unfruchtbaren Debatten über die Art des Baues erschöpften; Belgien ward so das Muster des Staatsbahnbetriebes, namentlich für die süddeutschen Staaten. Um Antwerpen die Concurrenz mit Rotterdam zu ermöglichen, ersetzte die Regierung den ankommenden Schiffen den an Holland zu zahlenden Zoll. Gleiche Fürsorge widmete Nothomb auch der Ausbildung des Kanalsystems; für den Bergbau begründete er mit August Visschers die Knappschaftskassen. Mit seinem Ministerium, darf man sagen, begann der entschiedene wirthschaftliche Aufschwung Belgiens.

Als 1840 das Ministerium de Theux sich auflöste, trat Nothomb in die Diplomatie zurück, indem er zum Gesandten Belgiens beim deutschen Bunde ernannt ward. In die kurze Zeit, während welcher er diesen Posten bekleidete (Juni 1840 bis April 1841), fiel der wichtige Augenblick, wo England, Oesterreich, Rußland und Preußen in der ägyptischen Frage den Vertrag vom 15. Juli 1840 gegen Frankreich abgeschlossen hatten. Der König Leopold, der damals zur Cur in Wiesbaden war, verbürgte sich dem Präsidenten des Bundestages, Grafen Münch-Bellinghausen, bei einem Besuche für den König der Franzosen und versicherte, daß dieser Fall nicht zum Kriege führen werde. Dies ward die Einleitung zu einem Ideenaustausch zwischen dem König und dem Fürsten Metternich, welcher der neuen Dynastie bisher wenig geneigt gewesen. Nothomb ward hierfür der Vermittler; Graf Münch las ihm die Schreiben des Kanzlers vor, König Leopold die Louis

Philipps, so erfuhr Metternich zuerst, daß Letzterer sich entschlossen habe, Thiers fallen zu lassen und durch das Ministerium Guizot einzulenken.

Im übrigen genügten die zehn Monate, welche Nothomb in Frankfurt zubrachte, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß die deutsche Politik anderswo gemacht werde; obwohl Metternich damals noch allmächtig war und auch Friedrich Wilhelm IV. sich in politischen Dingen sehr von ihm leiten ließ, so wurde doch keine Frage in Frankfurt entschieden, sondern nur in Wien und Berlin, Preußen aber hatte seine politische Hegemonie schon damals durch den Zollverein vorgezeichnet.

Als das Ministerium Lebeau Ende März 1841 fiel, übernahm Nothomb die Bildung eines neuen Cabinets, in welchem er Minister des Innern und thatsächlich Ministerpräsident ward.

Seine Lage war eine sehr schwierige. Die Unabhängigkeit Belgiens war begründet durch die Union der Katholiken und der Liberalen, die sich gegenseitig Zugeständnisse machten. Die Ersteren nahmen Preßfreiheit, Unabhängigkeit der Gerichte, Verantwortlichkeit der Minister und selbst Priorität der Civilehe an, Letztere dagegen die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate und die Freiheit des Unterrichtes. Diese Mitwirkung der katholischen Kirche, die sonst stets auf dem Festlande dem parlamentarischen System entgegentrat, war dem Gelingen der Revolution günstig; der Clerus begeisterte sich damals vielfach für die Lammenaisschen Ideen und zeigte sich, als Gregor XVI. dieselben verdammt, doch dem constitutionellen System nicht feindlich. Die belgischen Katholiken in der Kammer huldigten meist der Schule Montalemberts und befleißigten sich lobenswerther Mäßigung. Solange Belgiens Existenz nach außen nicht gesichert war, hielten die beiden Parteien der Union zusammen, die Majorität der Gemäßigten stützte die Regierung

in allen großen Fragen. Als aber der junge Staat endlich durch Hollands Anerkennung definitiv begründet war, erkannten allmählich die Liberalen, daß die Katholiken weiter gesehen als sie selbst, indem die volle Freiheit der Bewegung der Kirche durch ihre feste Organisation bald einen bestimmenden Einfluß in einem Lande geben mußte, in dem sie keine ebenbürtige Nebenbuhlerin hatte; sie sahen, daß sie im Namen der Freiheit dem Clerus die Bahn geöffnet, auf der derselbe die Suprematie der Kirche über den Staat in allen Fragen, welche seine Interessen berührte, erstrebte. Die Hierarchie war gänzlich frei von jeder Controle des Staates; derselbe besoldete sie, aber der Papst ernannte die Bischöfe, wie diese die Pfarrer. Der niedrige Wahlcensus gab den unteren Volksklassen das Uebergewicht, bei denen der Einfluß der Priester am größten war, um so mehr, da der Census auf dem Lande und in den kleinen Städten niedriger war als in den größeren. Die Preßfreiheit gab dem Clerus die Möglichkeit ungehinderter journalistischer Propaganda und entzog die päpstlichen Bullen und bischöflichen Hirtenbriefe der Controle der Regierung. Durch stillschweigendes Uebereinkommen waren alle Priester von der Militärpflicht und dem Geschwornendienst befreit. Durch die Freiheit des Vereinsrechtes wurde die Errichtung von Klöstern, Orden und Congregationen unbeschränkt, die Freiheit des Unterrichtes befreite die katholischen Bildungsanstalten von jeder Aufsicht des Staates; als auf Betreiben des Erzbischofs von Mecheln der Grundsatz aufgenommen wurde, war dies, wie Hillebrand sagt, ein „Sprung ins Dunkle“, Niemand wußte, zu welchen Ergebnissen dies Princip in einem rein katholischen Lande führen würde, erst allmählich ward dies klar. Als die Regierung die Universitäten Gent und Lüttich zu Staatsanstalten erklärte und als solche dem Einfluß der Kirche entzog, gründete die katholische Partei die freie katholische Universität

zu Löwen, die bald so viele Studirende zählte, wie beide Staatsuniversitäten zusammen. Namentlich aber gelangte der Clerus zur Herrschaft über die Volksschule, da er durch die bedeutenden Mittel, über die er verfügte, im stande war, den Unterricht unentgeltlich zu ertheilen. Freilich dauerte es einige Zeit, bis es augenfällig zutage trat, daß die clericale Partei durch eine äußerst liberale Verfassung in Belgien eine Macht gewann, die sie damals in wenigen absoluten Monarchien besaß; aber als den Liberalen darüber die Augen aufgingen, wurde die Union unhaltbar. Das Ministerium vom 13. April 1841 war der letzte Versuch, sie zu behaupten; Nothomb, der, wie er sagte, niemals die Union der Liberalen und Katholiken für einen zeitweiligen Waffenstillstand gehalten, glaubte, es sei möglich sich auf eine gemischte Majorität zu stützen, welche noch vorhanden sei; deshalb rieth er dem König, nicht zur Auflösung der Kammer zu schreiten, wie Lebeau und Andere verlangten, er glaubte, daß das Ministerium des Ersteren nur gefallen sei, weil es nicht homogen war, während eine Auflösung im gegenwärtigen Augenblick in der That die beiden Parteien sich schroff gegenüber stellen würde, was für einen jungen Staat wie Belgien ein Unglück wäre. Manche auswärtige Staatsmänner waren der Ansicht, daß Nothomb die Aufgabe gelingen werde, welche er sich gestellt. So schrieb Metternich an den österreichischen Gesandten, Grafen Dietrichstein: „Die neuen Minister sagen, daß sie keiner Partei angehören wollen und sich berufen glauben über Allen zu stehen. Sie haben meiner Ansicht nach vollkommen Recht ihre Stellung so zu wählen. Wie empfehlenswerth auch eine Partei, sei es durch den Charakter ihrer Mitglieder, sei es durch die Natur des Princips, auf dem sie beruht, sein möge, so ist sie doch als solche unfähig die Geschäfte des Landes gut wahrzunehmen; denn die Menschen wollen nach den Regeln einer

unparteiisch vertheilenden Gerechtigkeit regiert werden und diese Eigenschaft kann eine Partei nicht geben. Eben weil es dies große Axiom vergaß und die Regierung zum Werkzeug einer Partei herabsetzte, ist unserer Ansicht nach das letzte belgische Ministerium gefallen. Statt die liberale Strömung in richtigen Grenzen zu halten, hat dies Ministerium sich von ihr fortreißen und beherrschen lassen. Darauf ist ein Rückschlag der katholischen Strömung erfolgt, der um so stärker war, als diese Partei behaupten konnte, daß sie unterdrückt und ungerecht behandelt werde, und der Stoß ist zu heftig gewesen, als daß das letzte Cabinet ihm hätte widerstehen können. Alles scheint uns zu beweisen, daß das gegenwärtige Ministerium besser berathen sein und ähnliche Klippen vermeiden wird.

Zur Macht gelangt, nicht durch den Sieg einer Partei, sondern durch eine weise Maßregel des Ausgleichs und der Unparteilichkeit, wird es, wie wir hoffen, seinen Ursprung nicht verleugnen; es wird vor allem Andern dahin streben die königliche Macht möglichst zu stärken, die so viele sich folgende Stöße nur zu sehr erschüttert haben und dann die ganze Kraft dieser Macht auf die Erhaltung der Ruhe und die Vermehrung des Volkswohlstandes richten. Nicht die Streitigkeiten der Parteien, nicht die Stürme populärer Zügellosigkeit, nicht die Verirrungen einer wühlerischen Presse werden Belgien je diese höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft verschaffen; aber dieselben werden ihm sicher zufallen, wenn die conservativen und industriellen Elemente, die das Land in so großer Zahl birgt, durch eine weise, feste und vollständig unparteiische Verwaltung begünstigt werden." Wenn Nothomb dennoch an der Aufgabe scheiterte, die er als der entschiedenste und überzeugteste Vertreter der unionistischen Politik sich stellte, so hat er doch sich gegen seine Gegner länger gehalten als irgend

ein Ministerium vor und nach ihm und hat in seiner vierjährigen ministeriellen Thätigkeit nicht nur die reichen Mittel seines Geistes entfaltet, sondern auch bedeutende positive Resultate geschaffen.

In der auswärtigen Politik ist hier der Vertrag mit Holland vom 5. November 1842 zu nennen, welcher alle nach dem Vertrage von 1835 noch zwischen beiden Staaten schwebenden Fragen ordnete; der Führer der Revolution empfing damals von Wilhelm II. das Großkreuz der Eichenkrone. Sodann fesselte die handelspolitische Lage Belgiens seine Aufmerksamkeit. Ausgeschlossen von den holländischen Colonien war es rings von hohen Schutzzöllen umgeben, die auf französischer Seite geradezu prohibitiv waren. Pariser Politiker und Volkswirthe befürworteten eine lateinische Zollunion als Gegengewicht gegen den deutschen Zollverein, sie ward ein Lieblingsproject Louis Philipps und selbst König Leopold war ihr nicht ganz abgeneigt. Nothomb war diesem Plan entschieden entgegen, weil er ihn richtig für unverträglich mit der Unabhängigkeit Belgiens hielt; aber um Frankreich nicht zu verletzen, stimmte er zu, daß die Frage einer commissarischen Erwägung überwiesen würde, zufolge derer sie beseitigt ward. Die Industriellen verlangten darauf Differentialzölle, Nothomb gab dem nach, aber nur um Waffen zur Unterhandlung mit anderen Staaten zu gewinnen; er erklärte, daß er in diesem Sinne das Gesetz, das am 24. Juli 1844 zu stande kam, nur als Uebergangsstadium ansehe und bekannte sich principiell bei dieser Gelegenheit offen zum Freihandel. „Warum," sagte er zwei Jahre vor Sir R. Peels Bekehrung, „sollte man nicht in Zukunft Verträge machen, um zu erklären, daß für bestimmte Industrien der internationale Austausch frei sein solle? Die Freiheit der Meere war vor 300 Jahren eine ebenso verwegene Idee und es ist noch nicht 50 Jahre her,

daß die großen Flüsse Europas dem allgemeinen Verkehr verschlossen waren.“ Nach langen und schwierigen Verhandlungen unterzeichnete er 1844 den Handelsvertrag mit dem Zollverein, der für Belgien wie Deutschland so wichtig geworden ist. So sehr Nothomb diesen Vertrag wünschte, so setzte er doch gewissen Forderungen des preußischen Gesandten, Freiherrn Heinrich von Arnim, zähen Widerstand entgegen. „Nous ne sommes pas très-puissants, mais au moins nous pouvons être très-désagréables,“ schrieb er. Um so größer war seine Befriedigung, als man endlich zum Abschluß gekommen war. „Cette nouvelle va surprendre et troubler Louis Philippe et la France au milieu des trophées de Tanger, de Mogador et d'Isly (belle phrase de tribune),“ schrieb er. — Er beschäftigte sich eingehend mit den 70 Octroilinien, welche den Verkehr hemmten, und veranstaltete eine Untersuchung darüber, welche freilich erst 1860 zur Aufhebung dieser Hindernisse geführt hat; ebenso über die Verhältnisse der Frauen und Kinder in den Fabriken, eine Frage, die noch heute nicht von der Gesetzgebung gegenüber dem Egoismus der Industriellen hat geregelt werden können. Seine bleibendste Thätigkeit aber entfaltete Nothomb auf dem Gebiet des öffentlichen Unterrichts. Es ist unrichtig, daß er hier unter dem Einfluß der Nuntiatur gestanden; er hat vielmehr denselben gegen die übereifrigen Bischöfe benutzt, indem er, als diese die Rechte einer juristischen Person für die Universität Löwen forderten, den Nuntius Fornari bewog, zu rathen, daß dies Verlangen zurückgezogen werde. Aber allerdings war Nothomb, der persönlich gegen manche Dogmen Vorbehalte machen mochte, ein zu positiver Kopf, um nicht einzusehen, daß in einem katholischen Lande wie Belgien die Organisation des Unterrichts ohne die Geistlichkeit unmöglich war.

Unter der französischen wie holländischen Herrschaft war

der öffentliche Unterricht einfach Staatssache gewesen; mit der Einführung der Unterrichtsfreiheit durch die Verfassung von 1831 trat zunächst vollständige Anarchie im Schulwesen ein, während welcher der geistliche Unterricht einen gewaltigen Vorsprung gewann. Das Gesetz von 1835 erhob Lüttich und Gent zu Staatsuniversitäten; was den eigentlichen Unterricht betraf, so besaß der Staat 1842 nur noch drei Gymnasien und acht Musterschulen, kein einziges Schullehrerseminar, während die Geistlichkeit deren schon sieben mit 250 Schulamtscandidaten zählte. Nothombs Verdienst ist es, durch das Volksschulgesetz von 1842 zuerst Ordnung in dies Chaos gebracht zu haben. Gegenüber der Unterrichtsfreiheit, der Gemeindefreiheit und der Unabhängigkeit des Clerus, sollte ein Unterricht geschaffen werden, welcher der Regierung hinreichenden Einfluß gewährte. Die vier Hauptgrundsätze des Gesetzes waren: 1) jede Gemeinde muß wenigstens eine Schule haben; sind genügende Privatschulen da, so kann die Gemeinde von der Verpflichtung entbunden werden, selbst eine Schule zu errichten oder ermächtigt werden eine Privatschule als Gemeindeschule anzunehmen. Die Ermächtigung ist widerrufbar. 2) Den armen Kindern wird der Unterricht unentgeltlich gewährt. 3) Im Elementarunterricht muß Moral und Religion gelehrt werden. Dieser Unterricht wird unter Leitung der Geistlichen des Cultus gegeben, dem die Mehrheit der Zöglinge angehört; die, welche nicht der Mehrheit angehören, können von diesem Unterricht dispensirt werden. Die Ueberwachung des Unterrichts in der Moral und Religion wird durch die Abgeordneten der Häupter des Cultus geübt. Diese wie die Geistlichen haben stets das Recht, die Schule jederzeit zu inspiciren. Der Bischof der Diöcese und die Consistorien der Culte, die vom Staate besoldet werden, können sich bei der Centralunterrichtscommission mit berathender Stimme vertreten lassen. Sie berichten jährlich

dem Minister des Innern über die Art, wie der Unterricht in der Moral und Religion gegeben wird, und zeigen das Personal der geistlichen Inspection an. 4) Bei Unvermögen der Gemeinde müssen Provinz und Staat eintreten.

Der schwierigste Punkt des Gesetzes war die Mitwirkung der Geistlichkeit. „Wir befinden uns," sagte Nothomb in der Sitzung vom 8. August 1842, „auf einem gefährlichen Boden, können jedoch denselben nicht vermeiden. Kein Unterricht, vor allem kein Elementarunterricht ohne sittliche und religiöse Erziehung, und religiöse Erziehung heißt die Lehre einer positiven Religion. Wir brechen, um es offen und laut zu sagen, mit den politischen Doctrinen des 18. Jahrhunderts, das strebte den Unterricht ganz zu säcularisiren und die Gesellschaft auf rein rationalistische Grundlagen zu stellen. Wir wollen keinen bloß bürgerlichen Unterricht, wir erklären den Unterricht für untrennbar von der Erziehung, wir wollen einen vollständigen Unterricht und dieser ist es nur, wenn er mit der sittlichen und moralischen Erziehung verbunden ist. Von diesem Standpunkte fragte es sich dann, wer soll die Religion lehren? Das kann nur durch die Diener des Cultus oder unter ihrer Leitung geschehen; die bürgerliche Autorität allein könnte nur dann für den Volksunterricht competent sein, wenn dieser isolirt durch sie stattfinden könnte. Wir sind also genöthigt, den Clerus heranzuziehen. Mag auf anderen Gebieten die bürgerliche Autorität sich argwöhnisch zeigen und die Priester von den Geschäften ausschließen, hier ist es nöthig, sich an den Priester zu wenden, denn man hat ihn nöthig, der Religionsunterricht in der Volksschule ist durchaus seine Sache. Wie werden Sie nun diese Mitwirkung erreichen? In anderen Staaten fordert man sie, der Staat befiehlt der Kirche oder absorbirt sie, der Priester ist nur ein Beamter, welcher der bürgerlichen Autorität gehorcht. In Belgien haben Sie ihm eine andere Stellung ge-

geben, die Verfassung von 1831 hat die Kirche vom Staat getrennt, sie unabhängig erklärt und gesagt, daß der Priester keine Befehle vom Staat zu empfangen hat. Bemerken Sie wohl, Sie haben 1831 zwei Grundsätze aufgestellt, die Freiheit des Unterrichts und die Unabhängigkeit der Kirche. Diese beiden Grundsätze muß man gleichmäßig berücksichtigen, der Clerus kann seine Mitwirkung weigern, er kann sich isoliren, er kann sich auf die Unterrichtsfreiheit zurückziehen. Diese beiden Grundsätze konnte man 1831 bestreiten, heute sind sie Bestandtheile der Verfassung. Also die Mitwirkung der Geistlichkeit ist uns nothwendig, sie kann nicht gezwungen sein wie in anderen Ländern, sie kann nur freiwillig sein, und um frei gewährt zu werden, muß sie ehrenhaft und wirksam sein. Das ist die Mitwirkung, welche nach unserer Auffassung der Gesetzentwurf begründet."

Die Discussion dieses großen Gesetzes, welche in dem mir vorliegenden Wiederabdruck des Moniteurs mehr als 1000 Seiten füllt, war eine der bemerkenswerthesten in der parlamentarischen Geschichte Belgiens; es gelang Nothomb, das Gesetz vom 23. September 1842 in der Kammer mit 75 Stimmen gegen 3, im Senat einstimmig durchzubringen. Man hat dem Gesetz ungerechte Vorwürfe gemacht, vornehmlich, daß die Bischöfe collectiv und aus eigener Autorität interveniren; von einem solchen collectiven Einschreiten steht nichts im Gesetz, die Mitwirkung bei der Ernennung der Lehrer, welche die Herren Bischöfe forderten, weigerte Nothomb bestimmt. Der einzige schwache Punkt scheint mir, daß den Geistlichen und den Delegirten der Bischöfe das Recht gegeben wird, die Schule jederzeit zu inspiciren; indem die Inspection nicht im Auftrag des Staates amtlich, sondern von der Geistlichkeit aus eigenem Recht geübt wird, muß der Lehrer von ihr abhängig werden und dagegen ist die Inspection durch Central- und Provinzial-

inspectoren kein genügendes Correctiv. In der That ist denn auch die Volksschule in Belgien unter den fast unbedingten Einfluß des Clerus gekommen. Indeß selbst solche, die, wie Rolin-Jacquemins, eine Revision des Gesetzes im Sinne wirklicher Trennung von Kirche und Staat forderten, geben zu, daß das Gesetz große Dienste geleistet hat*) und daß es nur durch die immer weiter gehenden Ansprüche der katholischen Partei unhaltbar geworden. Jedenfalls hat es den Volksunterricht in Belgien mächtig gefördert: die Ausgaben dafür, welche 1843 nicht 3 Millionen betrugen, waren 30 Jahre später auf mehr als 15 gestiegen.

Im Fortgang der Zeit wurde es Nothomb immer schwerer, die Majorität in der Kammer zu behaupten; 1845 bei der Discussion des Budgets stellte er die Vertrauensfrage, in den Debatten, die 20 Sitzungen ausfüllten, entfaltete er, wie ein Gegner sagt, sein ganzes Talent**) und siegte noch einmal, aber in den Wahlen desselben Jahres wurde er geschlagen. Der Nuntius Pecci, heute Leo XIII., suchte ihn zu bewegen, sich mehr der katholischen Partei anzuschließen und ihr Zugeständnisse zu machen. Nothomb lehnte dies entschieden ab und trat zurück. „Wenige Männer," sagt von ihm ein katholischer Publicist, dessen Gerechtigkeit auch seine Gegner anerkennen, Thonissen, „werden eine dauerndere Stellung in der Geschichte der nationalen Dynastie hinterlassen. Unermüdlich in der Arbeit, von stets bewährtem Muth, durch ernste Studien lange vorbereitet, vereinte er mit dem raschen und gleichzeitig sichern Blick, der eine der kostbarsten Eigenschaften des Staatsmannes ist, ein bemerkenswerthes rednerisches Talent. Ruhig und würdig

*) Revue de droit internat. 1875.

**) Vandepeereboom, Hist. du gouvernement représentatif en Belgique: „M. Nothomb remporta ici son suprême triomphe".

inmitten der heftigsten und peinlichsten Debatten, energisch und doch maßvoll in seiner Sprache, stets Meister seines Gedankens und Wortes, stieg er niemals zur Invective herab. Bei allen Ereignissen seit der Revolution betheiligt, kannte er die Verkettung aller parlamentarischen Probleme, die Geschichte jedes seiner Collegen; und seine Reden bei bedeutenden Gelegenheiten boten das Interesse eines historischen Gemäldes. Stets der Fahne von 1830 treu, ganz den Institutionen ergeben, die er hatte schaffen helfen, unerschütterlich in der Vertheidigung einer Politik, die er für die Entwickelung der Hilfsquellen des Landes nöthig hielt, besaß er jenen Bürgermuth, jene Männlichkeit des Charakters, die persönliche Gefühle da zu opfern weiß, wo die Interessen und die Zukunft eines ganzen Volkes auf dem Spiele stehen." Dies Lob ist verdient, Nothomb wußte die Popularität zu verachten, er wußte, daß der sie am leichtesten verliert, der ihr nachjagt und daß sie schließlich dem von selbst zufällt, der furchtlos seiner Ueberzeugung folgt. „J'ai rencontré plus d'une fois," schrieb er später, „sur mon passage au coin d'une rue cette grande prostituée qui offre ses faveurs au premier venu et je l'ai éconduite." In der Rede vom 18. März 1843 zeichnete er seine Stellung: „In der Krisis, die mich an diese Stelle geführt hat, habe ich meine Freunde verloren, aber nicht meine Grundsätze; es sind meine Freunde, welche den gemeinsamen Boden verlassen, auf dem wir zusammen zehn Jahre gestanden. Mit welchem Recht verlangen Sie, daß ich allen Wandlungen Ihres politischen Genies folge? Ich kann mich geirrt haben, klagen Sie meine Einsicht an, aber nicht mein Gewissen. Sie, meine alten Freunde, haben jetzt diejenigen für sich, welche 1833 gegen Sie waren, ich habe die Majorität für mich, auf welche Sie sich für alle großen Acte Ihrer Laufbahn gestützt haben. Es giebt im Leben schmerzliche Tage, aber der politische Mann

muß sie hinnehmen; das ist der Tag, wo Fox und Burke sich trennen. Es ist der Tag des großen Widerstreits zwischen der politischen Mission und persönlichen Freundschaft."

Nach Nothombs Rücktritt versuchte Van de Weyer nochmals ein unionistisches, aber mehr liberales Ministerium zu bilden, scheiterte indeß rasch; seitdem war ein auf die alte Union gestütztes Regiment unmöglich. Nothomb hat später mehrmals den Antrag des Königs abgelehnt, ein Cabinet zu bilden, da er sich weder mit der katholischen Partei, noch mit der liberalen identificiren konnte. „Die Politik wie das Leben," pflegte er zu sagen, „ist die Wissenschaft des Möglichen; ich bin als Minister nicht mehr in Belgien möglich."

Er hat nach seinem Rücktritt noch lange die gewohnten Erregungen der Tribüne und der öffentlichen Debatten entbehrt, und entschloß sich erst 1848, sein parlamentarisches Mandat niederzulegen; aber, sagte er: „Que voulez-vous? J'étais trop raisonnable et rien n'est plus déraisonnable que de prétendre d'avoir raison contre tout le monde. Rien n'est plus impopulaire que le bon sens, quoiqu'on l'appelle le sens commun." Da für ihn in Belgien keine fruchtbare Wirksamkeit mehr offen stand, trat Nothomb mit dem Range eines Staatsministers in die Diplomatie zurück; er ward am 5. August 1845 zum Gesandten am preußischen, sächsischen und hannoverschen Hofe ernannt, blieb bei allen dynastischen und politischen Wechselfällen 36 Jahre auf diesem Posten, und sah Berlin, das 1845 noch keine Großstadt war, zur Hauptstadt Deutschlands und zum Mittelpunkt der europäischen Politik werden. Nothomb war ein vorzüglicher Diplomat; scharf beobachtend*) war er stets wohl unterrichtet,

*) Unfehlbar war Nothomb natürlich nicht und hat sich nie dafür ausgegeben. 1839 schrieb er von London: „A un bal où j'ai

wozu seine umfassende persönliche Bekanntschaft mit fast allen europäischen Staatsmännern*) und sein weit verzweigter Briefwechsel**) viel beitrugen. Seine umfassenden Kenntnisse, seine praktische Erfahrung als Minister ließen ihn bei jeder Sache sofort den springenden Punkt erkennen; niemals brauchte er zum Abschluß von Handels-, Post-, Literarverträgen „Sachverständige", wie sie den Diplomaten gewöhnlichen Schlages geschickt werden müssen, wenn es sich um Fachfragen handelt, er besorgte das allein, und war einem Delbrück und Philipsborn in Tariffragen vollständig gewachsen. Bei den Verhandlungen über den französisch-deutschen Handelsvertrag war Nothomb es, der den Gesandten, Latour d'Auvergne, dazu bestimmte, zu fordern, daß Preußen den Entwurf unterzeichne, ohne die Zustimmung der übrigen Zollvereinsstaaten abzuwarten, um letztere vor eine vollendete Thatsache zu stellen, der gegenüber sie zwischen Annehmen oder Ablehnung mit Auflösung des Zollvereins zu wählen hätten; eine Stellung, auf die Graf Bernstorff nach einigem Zögern einging und die erfolgreich gegen Oesterreich und die Coalition durchgeführt ward.

été cette nuit (chez le Marquis de Northampton) j'ai vu le prince Louis Bonaparte, personnage qui m'a paru fort insignifiant et auquel le gouvernement français a eu bien tort de donner de l'importance."

*) Nach einem Lever in London im April 1839 konnte er sagen, daß er jetzt die bedeutendsten dortigen Persönlichkeiten kenne: Grey, Palmerston, Peel, Wellington, Aberdeen, Durham, Melbourne, Reschid Pascha, „Pozzo di Borgo, qui Samedi ne m'a pas dit mot a été aujourd'hui très-aimable". 1844 meldet er: „J'ai eu hier la visite de Palmerston avec qui j'ai eu une conversation de $1^1/_2$ heures sur le passé, le présent et l'avenir; c'est un homme de 62 ans, plein d'activité, de vie et d'ambition."

**) Hier stand seine vertraute Correspondenz mit König Leopold, der seine Briefe und die Depeschen über deutsche Fragen stets dem Prinzen Albert mittheilte, natürlich in erster Linie.

1863 unterzeichnete er mit Preußen und den Hansestädten die Verträge über die Ablösung des Scheldezolles.

Hatte Nothomb einen Vertrag zu verhandeln, so trat er, falls nicht besondere Umstände dies unrathsam erscheinen ließen, mit einem fertigen Vertragsentwurf hervor; „damit," sagte er, „sichert man sich stets gewisse Vortheile, selbst wenn ich viel nachgeben muß, so bleibt doch meist mehr von dem stehen, was ich gewollt". Zu statten kam ihm dabei, daß er des Deutschen vollständig mächtig war, während von den französischen Gesandten, die ich in Berlin gekannt, Moustier, Fürst Latour und Benedetti, kein Wort Deutsch verstanden. Von Nothomb lernte ich auch, wie man Zeitungen lesen muß; aus den zahlreichen Blättern, die er hielt, schnitt er sofort alles Bemerkenswerthe aus und classificirte diese Ausschnitte nach den Gegenständen in gesonderten Heften. Die zahlreichen Verträge, die Nothomb nicht nur mit Preußen und anderen deutschen Staaten während dieser 36 Jahre geschlossen hat, können hier nicht aufgezählt werden, und wie manche Verträge hat er entworfen und verhandelt, welche Andere unterzeichnet haben! Erwähnen wollen wir nur, daß er 1850 mit seinem russischen Collegen, Baron Meyendorff, den ersten Vertrag Belgiens mit Rußland schloß, das damals wegen der polnischen Officiere, die in der belgischen Armee dienten, noch keine diplomatischen Beziehungen mit dem Brüsseler Hofe unterhielt; so war das Eis gebrochen, und bald nach dem Staatsstreich von 1851 gelang es der geschickten Vermittelung Sir Hamilton Seymours, in Petersburg gegen Entlassung der polnischen Officiere die Beglaubigung eines russischen Gesandten in Brüssel herbeizuführen, das fortan ein besonders wichtiger Beobachtungsposten für das napoleonische Frankreich ward: dort gründete die russische Diplomatie 1856 ihr europäisches Organ, den „Nord".

Nothomb wußte durch seine Gaben bald eine bedeutende

Stellung zu gewinnen. Mochten legitimistische Vorurtheile dem Minister der revolutionären und liberalen Monarchie entgegentreten, junkerlicher Dünkel auf den bürgerlichen Diplomaten herabsehen, der Theilhaber einer großen Steingutfabrik in Mettlach war: die Macht der Dinge wie der Persönlichkeit war stärker und sein Reichthum setzte ihn in stand, stets offenes Haus zu halten, in dem nicht nur die Diplomatie, der Adel und die hohen Beamten, sondern auch alle bedeutenden Fremden wie die Gelehrten und Künstler Berlins verkehrten. 1859 ward er auch preußischer Gutsbesitzer, indem er die Herrschaft Cunersdorf bei Görlitz erwarb, wo er die späteren Sommer- und ersten Herbstmonate zubrachte; und die Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Freiherrn v. Zedlitz, jetzt General in Kassel, brachte ihn in unmittelbare Beziehung zum preußischen Adel. Seine Kenntnisse, sein politischer Blick und seine Erfahrung ließen ihn bald zum Rathgeber seiner Collegen werden, welche wußten, daß sie sich auf seine Discretion verlassen konnten, während er auf diese Weise mehr erfuhr als viele Gesandte mit geschäftigem Umherlaufen und Aushorchen. „In allen Geschäften giebt es," pflegte er zu sagen, „nur wenige wirklich Wissende und Handelnde, die den Gang der Dinge bestimmen; mit diesen muß man Umgang pflegen und sich nicht viel mit den Uebrigen aufhalten." Dem Club des Casinos, wo viele Diplomaten sich täglich in den Nachmittagsstunden trafen, um auszutauschen, wollte er nie angehören; „ich würde mich compromittiren, ohne viel mehr zu erfahren, als ich auf directem Wege höre", sagte er. Die Diplomatie aber füllte ihn nicht aus, daneben setzte er seine Studien auf allen Gebieten, die ihn interessirten, fort; er schrieb ganze Geschichten der verschiedensten Länder und Völker,*) lediglich um seine Studien

---

*) Juste in seinen „Souvenirs" giebt ein Beispiel davon in

über dieselben zusammenzufassen, und sein erstaunliches Gedächtniß bewahrte, was er einmal wußte, zu stets freier Verfügung. Besonderen Werth legte er dabei auf die Karten, die er selbst anfertigte. „Wie viele Fehler," sagte er einmal, „würden in der Politik vermieden, wenn die Diplomaten die Geographie kennten! Bei den Verhandlungen mit Lord Grey und Lord Palmerston über die Grenzen Belgiens war meine Stärke, daß ich die historische Geographie meines Landes genau kannte und sie nicht." Wenn man solche geschichtliche Skizzen Nothombs las, konnte man sicher sein, alles Wissenswerthe auf dem betreffenden Gebiete zu kennen. Ebenso gründlich bereitete er sich für die Reisen vor, welche er fast alle Jahre unternahm und über die er ein genaues Tagebuch führte, das er hernach ausarbeitete. So bereiste er nicht nur alle europäischen Länder außer Rußland, sondern auch Kleinasien, Algerien, Aegypten, wo er Gast des Khedive Ismail war. Er nannte das einen Ausflug: „je ne dis pas voyage, ce mot a perdu de sa valeur"; von da aus besuchte er auch Palästina: „J'ai vu les points principaux, c'est tout ce que je voulais. Désormais la Bible est pour moi un livre de voyage. Quelque incrédule que l'on puisse être, on ne peut visiter Jérusalem sans émotion, on en emporte une ineffaçable impression." —

Es würde zu weit führen, die deutsche und europäische Politik, soweit sie Nothomb berührte, während seines langen Berliner Aufenthaltes zu verfolgen; nur einige Hauptpunkte mögen angedeutet werden.

Wie schon früher erwähnt, kam Nothomb bereits mit der festen Ueberzeugung nach Berlin, daß dort die Entscheidung über Deutschlands Zukunft fallen werde. Damals fand er

---

einem Tableau de la république de Carthage depuis sa fondation jusqu'à sa destruction (890—146 a. Chr.).

Preußen vor allem durch die Verfassungsfrage bewegt; er erlebte den Vereinigten Landtag, den er stets als die bedeutendste parlamentarische Versammlung bezeichnete, welche Deutschland gehabt, und war dann Zeuge der Revolution von 1848 wie der Reaction von 1850—58. Belgien war in dem sog. tollen Jahre neben Rußland und England fast der einzige Staat, der nicht aus dem Geleise geworfen ward. König wie Nation waren stolz darauf, und man wird mit Interesse den folgenden Brief Leopolds I. an Nothomb lesen, in dem er sich darüber ausspricht:

Bruxelles; le 18 Avril 1848.

Mon cher ministre!

J'espère que Vous, qui avez contribué avec un dévouement si inébranlable à l'indépendance et à l'existence politique de la Belgique, êtes fier de Votre œuvre; l'attitude de notre cher pays est admirable, et je vois avec bonheur que dans toute l'Europe, je n'excepte nullement la France, il n'y a là-dessus qu'un sentiment, qui est celui de la plus sincère estime et approbation. Rester seuls honorablement debout dans une catastrophe aussi épouvantable, c'est là donner la preuve qu'on mérite d'être nation, et que désormais on ne peut plus effacer le nom de la Belgique dans les arrangements Européens. J'aurais voulu Vous faire jouir de la vue de la précieuse démonstration du 9 Avril; la Garde civique était nombreuse et animée comme je ne l'ai jamais vu, cela on pourrait dire tient au désir des classes qui possèdent, à maintenir l'ordre; mais il y avait aussi le peuple et le peuple le plus pauvre largement représenté à cette réunion, et rien ne saurait Vous donner une idée de son affectueuse bienveillance, j'ai été longtemps et à plusieurs reprises entièrement entouré du peuple qui devrait faire les émeutes, qui me gardait en quelque sorte comme mon escorte et qui m'aurait, j'en suis sûr, défendu contre qui que ce fût. Vous Vous souviendrez que j'ai toujours eu depuis 1831 une grande sympathie pour le peuple et il m'en a bien recompensé, quel contraste

avec les autres pays de l'Europe! car même en Angleterre, ou la loyauté de la ville de Londres s'est glorieusement montrée, on a pourtant dû faire de vastes armements contre le genre de peuple qui la veille, le 9 Avril ici faisait ma garde du corps et se pressait contre mes genoux. Je dois dire que la Belgique se conduit noblement, et généreusement, et puisse le ciel défendre ce bon peuple de toute calamité, pour moi je le défendrai et le protégerai de toutes mes forces.

En France le parti peu nombreux au fond de la terreur, est fort ennuyé de cette attitude, ils n'osent cependant pas trop prononcer le mot incorporation, mais ils disent que c'est la forme républicaine qui conviendrait le mieux à la Belgique. Je puis dire en toute vérité que ce que le pays a voulu véritablement ne rencontrera jamais d'opposition de ma part, mais le fait est incontestable que nous sommes ici à mille lieues en avant de la liberté Française comme on la pratique dans ce malheureux pays dans ce moment-ci avec le refrain éternellement répété „si l'assemblée Nationale ne fait pas telle ou telle chose que nous voulons, elle sera massacrée“.

Daß Nothomb während der Herrschaft der kleinen aber mächtigen Partei nicht besonders bei den Machthabern beliebt war, ist begreiflich, besonders verargte man ihm seine Beziehungen zu Heinrich von Arnim, die doch so natürlich waren, da derselbe lange Gesandter in Brüssel gewesen; aber er wußte seine Stellung mit Würde zu wahren, indem er die Ereignisse zwar scharf verfolgte, sich jedoch niemals durch Einmischung in Angelegenheiten, die ihn nicht unmittelbar betrafen, compromittirte. 1852 nahm er auf wiederholtes Andringen seines Königs den Freiherrntitel an, ohne auf denselben Werth zu legen; „es sei, wenn man einmal an einem Hofe lebe, nützlich“, sagte er. 1853 empfing er seinen Souverän, als dieser mit seinen beiden Söhnen den ersten Besuch am preußischen Hofe abstattete. Unter der neuen Aera stand er mit Auerswald, Schleinitz, Pourtalès in regem Verkehr, ohne sich über

die Schwäche ihrer Politik zu täuschen, ebenso nüchtern beurtheilte er später den Conflict; er war der unzweifelhaft richtigen Ansicht, daß derselbe hätte vermieden werden können und von der Militärpartei absichtlich herbeigeführt sei, um das liberale Ministerium zu stürzen, daß aber sachlich in der Frage der Heeresorganisation die Krone ebenso im Rechte sei, wie sein eigener Souverän in der Frage der Befestigung Antwerpens. Die damalige liberale Opposition fand er durchaus unfähig; als wir eines Tages zusammen auf der Tribüne einem jener heftigen parlamentarischen Kämpfe beiwohnten, in denen Gneist und Twesten das Ministerium hart angriffen, sagte er im Weggehen: „Ces gens là ne sont pas forts, ils ne renverseront pas le ministère.“ Als mit Bismarcks Ernennung der Conflict in die Krisis trat, begrüßte er den neuen Minister mit den Worten: „Wir werden sehen, ob er Richelieu oder Alberoni sein wird.“ Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege und dem erfolgreichen Frieden neigte er bereits zur ersteren Alternative: „Cet homme a osé agir, lorsque les autres n'ont fait que parler, il a joué toute la diplomatie européenne,“ sagte er, und verfolgte nun mit lebhafter Spannung den sich entwickelnden Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen. Von den Staatsmännern des ersteren hatte er eine geringe Meinung, aber es schien ihm anfangs fast unglaublich, daß Napoleon III. Bismarck in der Absicht, den Conflict bis zum Kriege zu treiben, nicht nur gewähren lassen, sondern begünstigen sollte. Eine lange Unterhaltung mit Benedetti auf einem Empfange desselben, nachdem die übrigen Gäste sich verabschiedet, klärte ihn darüber auf. Mit seiner gewohnten Präcision ging er sofort auf den Kern der Sache und stellte den Botschafter vor das Dilemma: „Que ferez-vous de l'Autriche victorieuse et de la Prusse vaincue, que ferez-vous de la Prusse victorieuse et de l'Autriche vaincue?“

Darauf wußte Benedetti, der wie sein Souverän vielleicht vornehmlich die Einheit Italiens im Auge hatte, keine bestimmte Antwort zu geben und meinte, Frankreich werde immer in der Lage sein, das Schiedsrichteramt zu spielen. „Möglich,“ erwiderte Nothomb; „aber man muß bei einem Kriege alle Möglichkeiten erwägen,“ und wiederholte seine erste Frage, ohne eine bestimmte Antwort zu erhalten. Nothomb wußte jetzt, daß man sich auf den Krieg einzurichten hatte und erwog natürlich als belgischer Patriot und Diplomat in erster Linie die Folgen, welche derselbe für sein Land haben könnte. Von seinen Londoner Verhandlungen mit Palmerston kannte er Frankreichs Absichten auf Belgien nur zu gut, sein Brief an Lamartine über diesen Punkt ist oben mitgetheilt. „In meiner Laufbahn,“ sagte er später, „bin ich nur zwei Franzosen begegnet, welche die Unabhängigkeit Belgiens ehrlich gelten ließen, Louis Philipp*) und Guizot**), darum hielt sie auch Niemand für französisches Vollblut. Man nahm sie als Ausländer; wie hätten sie sonst die Rechte Anderer achten können?“ Persigny, der 1849 kurze Zeit Gesandter in Berlin war, suchte ihn für das Kaiserreich zu gewinnen; scherzend sagte er ihm einmal: „Sie sollten eigentlich an meiner Stelle Frankreichs Vertreter in Berlin sein.“ Nothomb wies das bestimmt zurück, er täuschte sich nicht darüber, daß Belgien seit dem Staatsstreich unter dem Schwert des Damokles lebte und sich nur durch eine ebenso feste als maßvolle Politik halten könne. Bei dem heran=

*) Selbst von diesem ist das nach den neuesten archivalischen Aufschlüssen Hillebrands zweifelhaft.

**) Von diesem schrieb er mir bei dessen Tode, 15. Sept. 1876: „C'était le moins français des Français, homme assez incomplet du reste, car les notions générales du gouvernement lui manquaient, hors de l'histoire le monde des affaires était fermé pour lui, il n'était ni économiste ni financier.“

ziehenden Entscheidungskampf zwischen Oesterreich und Preußen und der Connivenz Napoleons mußte er sich fragen, ob nicht vielleicht Belgien der Preis derselben werden könne? Eine wirkliche Gefahr indeß sah er nur in einem geschriebenen Pact und wußte, daß Bismarck zwar die Handschrift Anderer sehr liebt, aber mit der seinigen nicht freigebig ist. Er sondirte Benedetti, indem er ihm geradezu sagte: „Wenn Sie nichts Geschriebenes haben, haben Sie nichts." Als der Botschafter schwieg, wußte er, woran sich zu halten. Nach der Luxemburger Angelegenheit fragte ihn Benedetti niedergeschlagen: „Sind Sie jetzt überzeugt, daß ich keinen schriftlichen Pact hatte?" „Parfaitement, aussi vous avez tiré la courte paille," war Nothombs Antwort. Die ungeheuren Siege Preußens überraschten ihn wie alle Welt; als Benedetti aus Nikolsburg zurückkehrte, und ihm die Geschichte seiner Unterhandlung erzählt hatte, sagte Nothomb mir: „Cet homme ne se doute même pas de sa défaite." Aber er begriff, daß der gefährlichste Moment für Belgien erst bei dem nun unvermeidlichen Conflict zwischen Deutschland und Frankreich kommen werde und war überzeugt, daß für sein Land nur in einer Anlehnung an Preußen Heil zu finden sei. Er hatte schon früher seinem König für den Herzog von Brabant eine Ehe mit der Prinzessin Louise von Preußen, späteren Großherzogin von Baden, vorgeschlagen; er faßte jetzt eine solche für den Grafen von Flandern mit der Prinzessin Marie von Hohenzollern ins Auge und brachte dieselbe auf einem Besuche in Brüssel in Anregung. Die Königin von England übernahm die Vermittelung durch eine Anfrage bei dem König von Preußen, der sofort zustimmte; „ceci dérange quelque peu les plans des amateurs de compensations", schrieb Nothomb, als er mir die Sache mittheilte. Die Hochzeit ward im Juli 1867 in Berlin gefeiert, Nothomb erhielt bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des

Rothen Adlerordens in Brillanten. In gleichem Sinne trat er auch der Idee Beusts entgegen, Napoleon das Zugeständniß eines Zollvereins mit Belgien zu machen, den er mehr als je für unverträglich mit der Unabhängigkeit seines Landes hielt. Nothomb war es dann, der bei Ausbruch des Krieges von 1870, als ihm zuerst vom Staatssecretär v. Thile der vielberufene Vertragsentwurf Benedettis über Belgien in dessen eigener Handschrift mitgetheilt ward, seinem König den Vorschlag zu dem Londoner Doppelvertrag machte, welcher die Neutralität Belgiens für die Dauer des Krieges noch speciell garantirte. Leopold II. schrieb an die Königin von England, Lord Granville acceptirte den Gedanken, Bismarck stimmte sofort zu und Frankreich mußte folgen, um keinen Verdacht gegen sich aufkommen zu lassen. Aber Nothomb begnügte sich nicht mit diplomatischen Bürgschaften; auf das dringendste rieth er seiner Regierung, keine Kosten zu scheuen und die ganze Armee sofort mobil zu machen, da ihre Neutralität doch nur sicher sei, wenn sie dieselbe eventuell auch selbst zu vertheidigen wisse. In der That, wer weiß ob Frankreich dieselbe bei Sedan respectirt hätte, wenn nicht eine belgische Armee von 40,000 Mann an der Grenze gestanden hätte? In demselben Sinne wurde sofort bei Ausbruch des Krieges trotz der Klagen der Lütticher Fabrikanten die Waffenausfuhr verboten, alle französischen Flüchtlinge bei ihrem Uebertritt entwaffnet. Fürst Bismarck anerkannte wiederholt die trefflichen Rathschläge, die Nothomb seiner Regierung gegeben und erwies ihm nach dem Frieden die seltene Ehre eines Besuches. „Avouez," sagte Nothomb mir, „que j'ai raison d'être fier; Bismarck après son retour n'a fait que deux visites, à moi et à Richard Wagner, il m'a placé sur la même ligne avec le grand homme." Mehr noch durfte ihn ein Brief erfreuen, den König

Wilhelm Zeit fand ihm am 6. Septbr. vom Hauptquartier zu Rheims zu schreiben:

„Ich erinnere mich mit Vergnügen, Herr Baron, daß Sie an meinem Hofe seit dem 8. Septbr. 1845 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs der Belgier beglaubigt sind. Ich habe immer vollkommen die erleuchtete Sorgfalt gewürdigt, mit der Sie die freundschaftlichen Beziehungen zweier Länder gepflegt haben, die durch so viele Bande vereinigt sind und ich bin erfreut, die Gelegenheit des 25. Jahrestages ihres Amtsantrittes benutzen zu können, um Sie zu beglückwünschen, daß Sie sowohl das hohe Vertrauen gerechtfertigt haben, welches König Leopold I. glorreichen Andenkens und Se. Maj., der jetzt regierende König, Ihnen stets bezeugt haben. Mein Staatssecretär der Auswärtigen Angelegenheiten wird Ihnen, Herr Baron, mit diesem Briefe mein Bildniß, auf einer Porcellanvase gemalt, überreichen, das ich Ihnen bestimmt habe, als einen Beweis der Gefühle des Wohlwollens und besonderer Hochachtung mit denen ich bin Ihr wohlgeneigter Wilhelm."

Bereits nach der Schlacht von Weißenburg sagte Nothomb die Bedingungen des Friedens für Frankreich voraus. „Ce sera une paix qui détruira l'histoire de France à partir de Richelieu, c'est le retour à la France de Henri IV." Ueber die Commune schrieb er mir am 2. Juni: „Die Worte fehlen mir, um Ihnen von Paris zu reden. Ich lese jetzt das ziemlich weitläufige Buch von Ternaux: Geschichte der Schreckensherrschaft. Mêmes acteurs, mêmes actions. On a trop grandi ces scélérats. Ce qui leur a donné des imitateurs. L'histoire de la première révolution est à refaire pour l'éducation des Français." Von dem Vertrage von Frankfurt sagte er: „La France n'a été jamais plus bas;" er besuchte dann die französischen Schlachtfelder, später auch die böhmischen,

und ging im November nach Paris. Thiers bat ihn damals, den Pariser Posten anzunehmen; nach einer Besprechung mit dem König in Brüssel lehnte er ab. „Die Unterhaltung mit den Franzosen," schrieb er mir am 27. September, „ist sehr schwierig geworden. Ich will ihnen gerne mein Theil Mitleid gewähren, aber ich kann nicht zugeben, daß das Geschick für sie ungerecht gewesen. Was sie jetzt erfahren, ist eine der verdientesten Sühnen der Geschichte, so sehr, daß es den Glauben an eine Vorsehung befestigen muß. Frankreich hat keine wirkliche Regierung und kann sich keine geben. Die monarchische Partei ist die ungeheuere Mehrheit, aber mit drei Candidaten. Man gebe Frankreich eine unbestrittene Regierung und es wird sich rasch erholen, trotz der Abtretung von Elsaß-Lothringen und selbst trotz der fünf Milliarden. Die neutrale Präsidentschaft von Thiers ist nur ein negativer Zustand, ein Interim, dem außerdem sein hohes Alter vielleicht nur kurze Dauer verspricht. Uebrigens zeigte sich Thiers wohlwollend, geistreich, besonnen bis zur Bescheidenheit. „Ich bin," sagte er unter anderem, „der Massenverwalter eines großen Bankerotts, ich suche das Haus wieder flott zu machen, ich bezahle Schulden, mache keine Geschäfte, ich weiß nicht, wann das Haus wieder solche machen kann, meine Diplomatie ist negativ, ich mische mich in nichts draußen. Ich warte und besorge die Liquidation." Die Heilkraft, welche dann Frankreich nach so schweren Schlägen und bei einer solchen politischen Verwirrung entwickelte, erstaunte Nothomb wie alle Welt. „La France est un fou, qui administre supérieurement sa fortune," schrieb er.

Ueber Nothombs öffentliches Wirken in den letzten Jahren seines Lebens ist nicht viel zu sagen. Cherbuliez und Juste haben darüber einige Mittheilungen aus seinen Briefen an sie gemacht, die nicht sehr discret und doch sehr unvollständig

sind;*) ich könnte leicht aus der reichen Sammlung von Briefen, die ich von Nothomb bewahre, diese Notizen berichtigen und vervollständigen. Aber der Augenblick ist um so weniger dafür geeignet, als es sich meist um Urtheile des Verfassers über lebende Staatsmänner handelte.

In seinem sonst so glücklichen Familienleben blieben ihm herbe Schläge nicht erspart; 1866 verlor er seinen jüngsten Sohn, kurz darauf ward der zweite in der Fülle seiner Jugend in Florenz vom Typhus hinweggerafft. Erschütternd war der Brief, in dem er mir die Angst seiner Reise dorthin und die Rückreise mit der Leiche schilderte; als wir uns sechs Monate darauf in Cunersdorf wiedersahen, fiel Nothomb, der sonst alles eher als demonstrativ war, mir stille weinend um den Hals. Aber wenn diese schweren Schläge ihn wohl beugten, so konnten sie seine geistige Elasticität nicht brechen; er blieb weltfreudig, stets zum Schauen und Handeln aufgelegt. „Ich gehöre zu denen," schrieb er, „für die Arbeit das Leben ist. Wenn ich mich ausruhen werde, so werde ich eben todt sein. Das große Schauspiel der Welt interessirt mich übrigens mehr als jemals. Niemals wird Entmuthigung in mein Herz einziehen, das die Wechselfälle des Lebens wohl bewegen, aber nicht erschüttern können."

---

*) So ist die Darstellung Justes über eine versuchte Vermittelung im preußischen Kirchenstreit unrichtig; eine derartige Einmischung in fremde Angelegenheiten widersprach Nothombs Grundsätzen ganz. Er erzählte mir vielmehr nach seinem letzten Besuch in Rom, daß er absichtlich nicht dem ihm persönlich wohl bekannten Papst Leo XIII. seine Aufwartung gemacht, um nicht in eine Unterhaltung verwickelt zu werden, welche ihn hätte compromittiren können. Zu erwähnen dagegen ist, daß Nothomb vertraulich der luxemburgischen Regierung rieth, den Betrieb ihrer Eisenbahnen von der französischen Ostbahngesellschaft auf die Verwaltung der elsaß-lothringischen Bahnen zu übertragen.

So fuhr er in seiner amtlichen Thätigkeit wie in seinen Reisen und Studien fort, die fast alle Gegenstände des menschlichen Wissens berührten; nur die eigentliche Philosophie und die Poesie lagen seiner auf das Positive gerichteten Natur ferner. Ich entsinne mich noch seines Erstaunens, als er mich einst Grimms Märchen lesend fand: „Comment vous lisez ces choses là?“ fragte er.

Im Frühjahr 1880 hatte er eine schwere Lungenentzündung durchzumachen, er erholte sich nach einer Kur in Ems, und als er mich im Herbst in Straßburg besuchte, fand ich ihn ganz den Alten. Aber in seinen Jahren hatte er den Stoß doch nicht verwunden, seine Briefe wurden seltener, von seiner Gattin hörte ich, daß er sichtlich abnehme. Noch konnte er den Festen beiwohnen, mit welchen im August 1880 die fünfzigjährige Unabhängigkeit Belgiens gefeiert wurde. Im September 1881 war er im Begriff, sich zu dem Doppelfest der silbernen Hochzeit des Großherzogs von Baden und der Vermählung von dessen Tochter mit dem Kronprinzen von Schweden zu begeben; wir hatten nachher eine Begegnung in Baden-Baden geplant, als ich plötzlich das Telegramm empfing, welches mir seinen Tod mittheilte: in seinem Arbeitszimmer zu Berlin hatte ihn der Schlag gerührt.

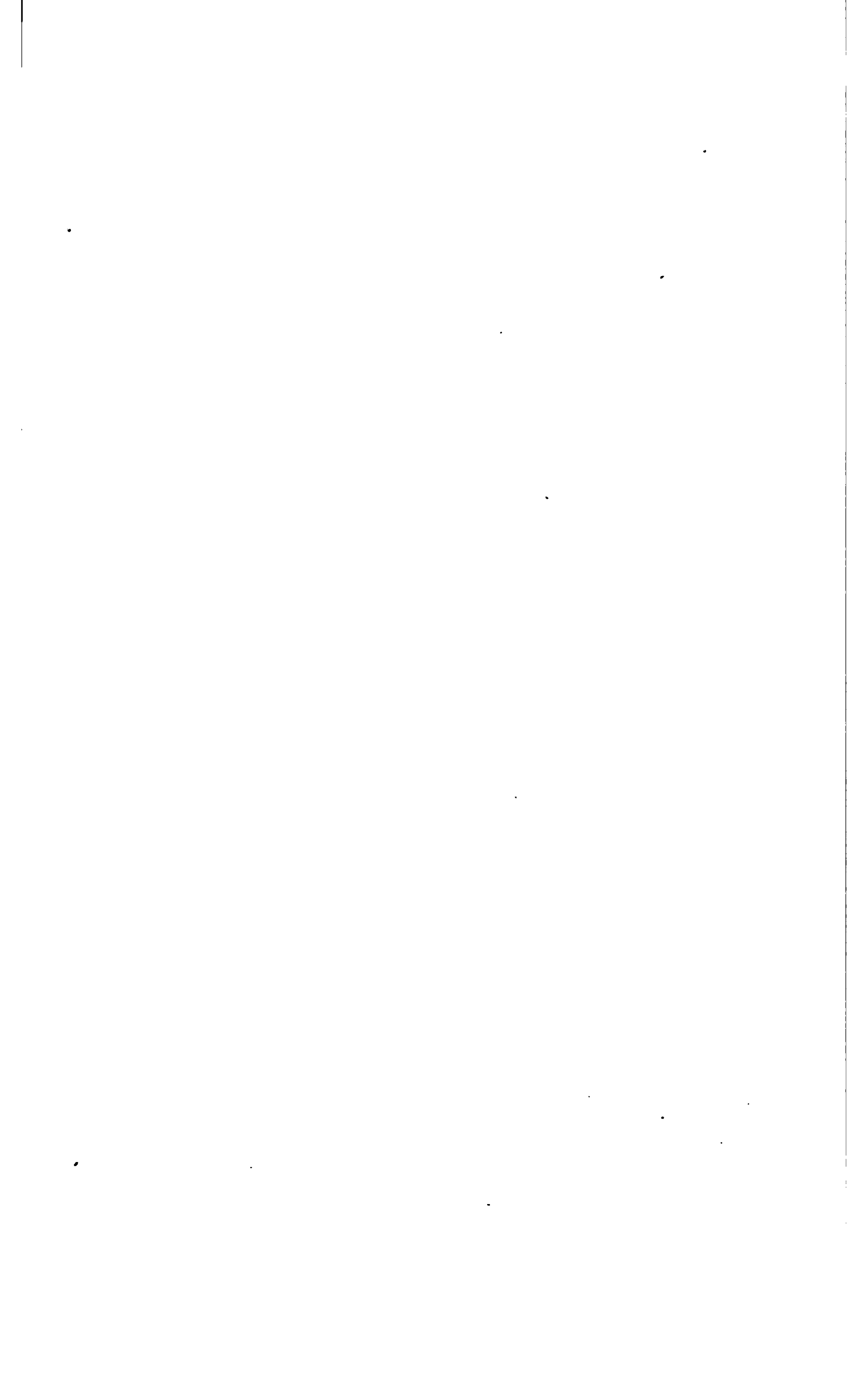
Was Nothomb seinem Lande gewesen ist, habe ich anzudeuten gesucht. Leopold I. schrieb ihm bei der Uebersendung des Großkreuzes seines Ordens: „De tous les hommes politiques du pays vous êtes celui qui n'a jamais désespéré de son avenir, qui n'a jamais changé de sentiment et qui m'a témoigné le dévouement le plus vrai et le plus constant, que jamais le plus petit nuage n'a obscurci. Je n'oublie pas des choses de cette nature et j'aime à vous les rappeler.“

Wenige Staatsmänner werden ein solches Lob verdient

haben. Was seine Familie an ihm verloren, entzieht sich der Würdigung Anderer; was er seinen Freunden war, weiß ich aus fünfundzwanzigjährigen intimen Beziehungen. Niemals zählte man auf ihn vergebens, wo er helfen oder doch rathen konnte; er war der Freund seiner Freunde. Und wie reich war seine Unterhaltung! Kein besseres Mittel gab es, selbst über einen Gegenstand zur Klarheit zu kommen, als sich mit ihm zu unterhalten, der Allem auf den Grund zu kommen suchte und das Ergebniß in präcise Formen zu fassen wußte. Verwaist steht nun das schöne Cunersdorf, in dessen Park ich so oft stundenlang mit ihm wandelte, ohne daß das Gespräch einen Augenblick stockte; er selbst ruht in der Gruft der Familie seiner Gattin zu Septfontaines in Luxemburg. Friede seiner Asche!



Graf und Gräfin Circourt





Le comte de Circourt, son temps, ses écrits. Madame de Circourt. Son salon, ses correspondences. Notice biographique offerte à leurs amis par le Colonel Huber-Saladin. Paris 1881.

Dies Buch, durch das Oberst Huber zwei seltenen Menschen für den Kreis überlebender Freunde ein Denkmal gesetzt hat, ist nicht im Buchhandel erschienen, aber es enthält werthvolle Beiträge zur Zeitgeschichte, die einem weiteren Kreise nicht unzugänglich bleiben sollten. Ich will daher versuchen, kurz davon Rechenschaft zu geben und das Mitgetheilte aus den eigenen Erinnerungen zu ergänzen, die ich aus der langjährigen Freundschaft bewahre, welche mich mit diesem so eigenartig ausgezeichneten Ehepaar verband.

Graf Adolf von Circourt, aus einem alten lothringischen Geschlecht stammend, war 1801 in der Nähe von Besançon geboren. Sein Vater, der mit Napoleon die Militärschule besucht hatte, focht unter Condé für die Bourbonen, wanderte aus und kehrte nach dem Sturze des Directoriums nach Frankreich zurück, wo er sich mit Fräulein von Sauvagney verheirathete, die ihm schon vor der Revolution verlobt war. Beide Eltern starben früh; Adolf kam zu einer Tante in Besançon und besuchte das dortige Lyceum. Schon als Knabe

hatte er eine erstaunliche Begabung für die Studien gezeigt und mit 15 Jahren sämmtliche Preise davon getragen, mit 16 ging er, um die Rechtsschule zu besuchen, nach Paris, wo er zahlreiche Verwandte hatte, denen es nach Vollendung seiner Studien leicht ward, ihn in die Verwaltung zu bringen. Er trat 1822 mit 1500 Frcs. Gehalt in das Ministerium des Innern und ward 1829 Cabinetschef von Labourdonnais. Als dieser Minister seine Entlassung gab, folgte ihm Circourt und verzichtete zugleich auf eine Pension, die ihm der König persönlich verliehen hatte. Dies Beispiel von Unabhängigkeit bei einem so jungen Manne, der durch seine Gaben wie eine erstaunliche Arbeitskraft*) alle Aussicht auf eine glänzende Laufbahn hatte, erregte Aufsehen, und als Polignac das letzte Ministerium der Bourbonen bildete, nahm er ihn ins Auswärtige Amt, eine Stellung, die Circourt freilich nur kurze Zeit bekleidete, denn als überzeugter Royalist trat er, der bereits zum Gesandten in Athen bestimmt war, sofort nach der Julirevolution ins Privatleben zurück und ging zunächst nach Genf. Bereits zuvor in Paris hatte er die Bekanntschaft einer jungen Russin, Fräulein von Clustine, gemacht, die mit ihrer Mutter, einer geborenen Gräfin Tolstoi, Westeuropa bereiste. In Genf, wo die Damen sich nach einer längeren Reise in Italien für einige Zeit niederließen, trat er ihr näher und vermählte sich

*) Graf Circourts Bruder theilte mir in dieser Beziehung folgendes Beispiel mit: Eine verwickelte Angelegenheit schleppte sich seit zwei Jahren zwischen dem Ministerium des Innern und der Marine hin, Labourdonnais bat C., die Sache aus der Welt zu schaffen, dieser arbeitete sie durch und begab sich zu dem Marineminister, der ihn verdrießlich empfing, weil er gerade ausreiten wollte. C. bat ihn, sein Pferd nicht wegführen zu lassen, da er nur eine halbe Stunde brauche, um ihm alles Nöthige zu sagen; ungläubig begann der Minister ihn anzuhören, aber vor Verlauf der halben Stunde war die Sache erledigt.

mit ihr. Gräfin Circourt kann nie schön gewesen sein; aber sie war im höchsten Grade anziehend durch die Vereinigung von Herz und Geist, die sich schon in ihrem leuchtenden Auge ankündigte. Sie hatte als Mädchen einen Aufsatz über die damalige russische Literatur für die „Bibliothèque Universelle“ geschrieben und war in Rom von der Akademie der Arkaden als Corinna Borysthenida gekrönt; es war begreiflich, daß Circourt, in dem sich ein unermeßliches Wissen mit der Gabe glänzender Mittheilung verbunden fand, sie anzog, um so mehr, als sie eine begeisterte Anhängerin der Legitimität war. Das junge Paar begab sich zunächst auf jahrelange Reisen, während derer Circourt seinen Durst, Alles zu kennen und selbst zu sehen, befriedigen konnte und auf denen er sein Wissen immer mehr ausdehnte. Für dasselbe ist in der That der Ausdruck unermeßlich keine Hyperbel, wie Alle bezeugen werden, die den Grafen näher gekannt; er war, wie Hillebrand sagt, ein receptives Genie. Mit Alles umfassendem Interesse vereinigte er die wunderbarste Leichtigkeit nicht nur das Wesen der Dinge, sondern auch scheinbar unwichtige Aeußerlichkeiten festzuhalten. Er war mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit in Berührung gekommen, erinnerte sich jedes Umstandes ihrer Laufbahn und jeder Unterhaltung, die er mit ihnen gehabt. Er war in der literarischen Welt zu Hause wie in der politischen, in der Gesellschaft Londons wie Roms und Berlins; sein Gedächtniß überstieg alles Glaubliche und kann vielleicht nur mit dem Mezzofantis verglichen werden; er hat mir selbst gesagt, daß er in seiner Jugend kein Buch gelesen, das er nicht auswendig wußte. In seinem 19. Jahre wußte er nach dem damaligen Stande der Wissenschaft ungefähr Alles, was Humboldt in einen „Kosmos“ hätte bringen können, und in diesen Grundeinschlag verwebte er Alles, was er aus seinen ferneren Studien sich zu eigen machte. Dantes göttliche Komödie hatte

er von der ersten bis zur letzten Strophe im Kopfe, die verwickelsten Genealogien sagte er auf die erste Frage ohne Anstoß her, die europäischen Galerien kannte er wie ein Catalog. Er beherrschte fast alle lebenden und todten Sprachen und erstere selbst in ihren Dialecten, wenn er auch mit starkem Accent sprach. Er konnte mehrere Zeilen zugleich lesen, und lesen, während er an einer Unterhaltung theilnahm; so füllte er, wie Lamartine sagte, seine Urne zugleich mit mehreren Wasserstrahlen, und dem verdankte er auch seine Gabe einen fremden Schriftsteller, fertig französisch vorlesen zu können. Eines Abends las er bei Freunden auf dem Lande Hamlet französisch vor. „Ich wußte nicht," sagte die Frau vom Hause, „daß ich in unserer Bibliothek eine so gute Uebersetzung hätte." Indem sie den Band aus seiner Hand nahm, sah sie, daß er nur das Original vor sich gehabt. Ich erinnere mich, wie er 1855 bei einem gemeinsamen Besuch in Dampierre, dem Sitz des Herzogs von Luynes, sich auf einen von diesem wahrhaften Mäcen der Wissenschaft neuerworbenen phönicischen Sarkophag stürzte und zu unserer großen Heiterkeit rief: „Wie Sie sehen, gleicht die Schrift sehr der samaritanischen!" — An der Tafel Friedrich Wilhelms. IV. setzte er 1848 einen Missionar, der aus Südafrika zurückgekehrt war, durch seine Kenntniß des Landes so in Erstaunen, daß derselbe rief: „Aber, Herr Graf, Sie müssen dort Jahre zugebracht haben!" „Keineswegs," erwiderte Circourt, „ich habe nur in meiner Jugend viel die Berichte der portugiesischen Missionare gelesen und weiß, daß seitdem dort wenig Neues entdeckt worden ist!" Ein großer Gelehrter hielt ihn zuerst für einen Schauspieler, der sich sorgfältig vorbereite, um dann seine Zuhörer mit dem Umfang seines Wissens zu blenden, er wollte ihn entlarven, las in einem sehr seltenen Buche über ältere Genfer Geschichte und brachte dann die Unterhaltung auf diesen Gegen-

stand, aber er hatte in jenem Buche nichts gefunden, was Circourt nicht wußte. Als er Prescott bei höchster Anerkennung seiner Geschichte Philipps II. auf einige Ungenauigkeiten aufmerksam machte, erwiderte dieser: „Ich freue mich freilich nicht, so viele Irrthümer begangen zu haben; wohl aber, einen Freund zu besitzen, der sie zu entdecken wußte. Dieser Gegenstand ist Ihnen wie von ungefähr aufgestoßen und er scheint Ihnen so vertraut, als ob Sie ihn zu ihrer Specialität gemacht hätten." Lamartine sagt in seinen Denkwürdigkeiten von ihm: „Dieser Mann hat Studien gemacht, die das Leben mehrerer Menschen ausgefüllt hätten und für ihn nur Zerstreuungen waren. Sprachen, Racen, Geographie, Geschichte, Philosophie, Reisen, Verfassungen der Völker seit der Kindheit der Welt bis auf unsere Tage, von Thibet bis zu den Alpen, er hatte Alles sich einverleibt, über Alles nachgedacht, Alles behalten. Man konnte ihn über alle Thatsachen und Ideen befragen, aus denen die Welt besteht, ohne daß er, um zu antworten, nöthig hatte andere Bücher als sein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen. Der Ausdehnung seines Wissens entsprach die Tiefe; man kam bei ihm weder auf den Grund noch an die Grenzen, er war eine lebendige Weltkarte der menschlichen Kenntnisse." Dies Lob, das Circourt bescheiden als ein vom übertriebenen Wohlwollen gezeichnetes Bild ablehnte, war in der That zutreffend; vielleicht mit der einzigen Einschränkung, daß er kein großes Interesse für abstracte Philosophie und Finanzfragen hatte. Mit dieser Ausnahme umfassen die zahlreichen Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften verstreut sind,*) fast das ganze Gebiet des menschlichen Wissens; jeder derselben erschöpft auf engem Raume sein

*) Ein Verzeichniß derselben, sowie der hinterlassenen Manuscripte giebt Huber in annähernder Vollständigkeit.

Thema nach dem dermaligen Stande der Wissenschaft. Und dies stets schlagfertige, wie in einem großen Fachwerk classificirte Wissen war keine tote Gelehrsamkeit; bei Circourt traf das Wort Graf Schlaberndorfs nicht zu: „Wissen auf Wissen gesäet dörrt Geist aus“ — er sprudelte vielmehr von Gedanken und seine Unterhaltung war noch seiner Feder überlegen durch die Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit, mit der er jede Frage behandelte, auf alle Fragen und Einwürfe antwortete; man erfuhr von ihm Dinge, von denen in Büchern nichts zu finden ist. Für unsere Spaziergänge legte ich mir meist ein Thema zurecht, das er dann, während wir im Geschwindschritt liefen, methodisch entwickelte, und ich war schließlich sicher in nuce Alles erfahren zu haben, was man zur Zeit darüber sagen konnte. Der Eindruck, den seine Unterhaltung hervorrief, fand einst in einer Vereinigung mit Heidelberger Professoren seinen originellsten Ausdruck in der Bitte eines der Herren ihm seinen Schädel zu vermachen. Diese wissenschaftliche Form eines Complimentes ergötzte Circourt höchlich, aber wahrscheinlich hätte allerdings die Anatomie in seinem Gehirn in phänomenaler Steigerung den Sitz der ihm verliehenen Fähigkeiten gefunden. So wunderbar seine natürlichen Gaben waren, so war der Gebrauch, den er davon machte, und die Entwickelung, die er ihnen durch methodische Ausbildung gegeben, vielleicht noch bemerkenswerther und sein eigenes Verdienst. Alles stand bei ihm im engsten Zusammenhang, Thatsachen und Daten waren stets eng verkettet; auf die Bitte um eine geschichtliche Auskunft antwortete er nie ohne darzulegen, wie das, was man wissen wollte, zu stande gekommen und welche Folgen sich daraus ergeben. Seine Unterhaltung konnte so die ermüden, welche über die Sache nicht so viel wissen wollten, aber fesselte die, welche sich wirklich unterrichten wollten, und diente ihm selbst, sich Alles wieder zu vergegenwärtigen. Er bewahrte bei der

wohlwollendsten Kritik seine Unabhängigkeit auch gegenüber den größten Meistern von Fach. Der einzige Schatten bei dieser Vielseitigkeit war, daß er nie sich auf ein größeres Werk zu concentriren wußte.*) Augustin Thierry sagte einst von ihm: „Wenn Circourt sich zur Aufgabe stellen wollte, eine dunkle Partie der Geschichte zwischen dem 6. und 18. Jahrhundert zu behandeln, würde er uns Alle hinter sich lassen.“ Aber dazu fehlte ihm die Geduld; er schrieb so schnell, wie er sprach, und zu rasch fesselten ihn stets neue Gegenstände; oft ließ er auch umfangreiche Aufsätze ungedruckt liegen, weil das Publicum ja doch für Alles gleichgiltig sei, was es nicht unterhalte. So hat er auch nie einer der großen wissenschaftlichen Körperschaften Frankreichs angehört, freilich sich auch niemals darum bemüht, während er Alles in Bewegung setzen konnte, um einem Freunde zu einem Sitz in denselben zu verhelfen. Ebenso hat er nie einen Orden erhalten oder gesucht. Auf einem Empfangsabend an einem deutschen Hofe beauftragte die Souveränin einen Kammerherrn ihr Circourt zuzuführen und erwiderte, als dieser bemerkte, er kenne den Grafen nicht: „Suchen Sie die einzige Person, die keinen Orden trägt, dann sind Sie sicher sich nicht zu irren.“ Und doch konnte Circourt sich wie ein Kind über eine Auszeichnung oder Beförderung seiner Freunde freuen. Die Uneigennützigkeit seines Wissens war in der That ein besonderes Verdienst bei ihm; wie Viele haben mit seinem Kalbe gepflügt, ohne daß die Welt es geahnt! Lamartine schrieb ihm: „Sie sind ein immer volles Becken, Jeder kommt daraus zu schöpfen, beklagen Sie sich nicht darüber.“

*) Nur unter den nachgelassenen Schriften finden sich größere Arbeiten, namentlich über die weltliche Macht des Papstthums, mit einem Anhang: Ueber die gallicanische Kirche, geschrieben 1871 und 73, über die orientalische Kirche, 1864, und ein geschichtlicher Commentar über die Göttliche Comödie.

Und wie hat gerade Lamartine sich diese Fülle zu Nutze gemacht. Wenn er eine große Rede halten wollte, wandte er sich zuvor an seinen gelehrten Freund, der ihm in wenigen Stunden ein dickes Manuscript brachte, aus dem der Dichter den nöthigen Stoff für seine oratorische Leistung zog. Ebenso lieferte er später, als derselbe in die Vielschreiberei fürs Brot fiel, ihm die materielle Unterlage für die glänzende Inscenirung, mit der der Verfasser der „Girondisten“ seine Leser stets zu fesseln wußte. Eines Morgens zeigte er mir einen Brief Lamartines, der ihm schrieb, er habe einen Vertrag mit dem Verleger der „Presse“ für eine Biographie Julius Cäsars geschlossen, und nur hinzufügte: „ayez la bonté de me fournir les matériaux nécessaires“. Und Circourt setzte sich und schrieb in drei Morgen vor dem Frühstück ein Leben Cäsars, das der Dichter dann zu dreißig Feuilletons verarbeitete, wie man einen Ducaten flach schlägt, bis man einen Reiter damit vergolden kann. „Les poëtes furent toujours affranchis du travail de beaucoup apprendre“ sagt Huber. Lamartine nennt Circourt in der angeführten Stelle einen Mann, der ganz Kopf und dessen Kopf auf der Höhe aller Wahrheiten war. Das ist richtig, aber nicht, wenn er hinzufügt, daß er „gleichgiltig zwischen den Systemen stand, wie ein Wesen, das nur Intelligenz und mit der menschlichen Natur einzig durch Beobachtung und Neugierde verbunden war“. Es ist wahr, daß die Unparteilichkeit, mit der er alle Fragen behandelte, oft den Zweifel erwecken konnte, ob er selbst eine bestimmte Ansicht habe, aber Circourt war keineswegs gleichgiltig, noch weniger herz- oder charakterlos; er war von großer Güte, besonders für Kinder, die ihm selbst versagt blieben, von fanatischer Gefälligkeit für seine Freunde, und bedurfte für sich wenig außer seinen Büchern, seinem Thee und den billigsten Cigarretten. Nach seinem Tode schrieb mir eine edle, ihm in

Freundschaft verbundene Frau: „Ce qu'aucun biographe n'a pu dire, c'est sa bonté tendre et touchante, sa complète abnégation, son dévouement à toute épreuve à ses amis, c'est son amitié qui seule m'a soutenue et sauvée du désespoir lors de la perte de ma fille.“ Circourt war kein Kosmopolit, sondern guter Patriot, aber frei von nationaler Befangenheit, wollte er nicht Frankreichs Ruhm und Größe auf Unrecht gegen seinen Nachbarn gründen; er blieb stets überzeugter Legitimist, wenn er auch die Illusionen seiner Gesinnungsgenossen nicht theilte, und gläubiger Christ bei aller Weitherzigkeit in religiösen Dingen. Aber er fühlte selbst, daß er nicht für die praktische Politik geschaffen war, und hat sich deshalb von derselben mit Ausnahme seiner kurzen, noch näher zu erwähnenden Mission in Berlin, fern gehalten. Er war eben wegen seiner Vielseitigkeit und Beweglichkeit kein Geschäftsmann, und hätte wahrscheinlich über ein neues gelehrtes Werk den Abgang des Couriers oder die Stunde des Ministerraths versäumt. Dies that seinem Scharfblick in politischen Fragen keinerlei Eintrag; er besaß vielmehr in hohem Grade die Kunst, solche in knapper und präciser Form darzulegen, eine Gabe, die Napoleon III., der durch sein schwarzes Cabinet zur Kenntniß von derartigen Briefen gelangt war, die höchste Anerkennung entlockte. Circourt sagte mir einmal, er habe sich selten in seinen politischen Prophezeihungen getäuscht, aber meist über den Augenblick, wo das vorhergesagte Ereigniß eintreffen sollte. Ich will dies dahingestellt sein lassen, aber seine Irrthümer hingen jedenfalls mit seiner lebhaften, oft sprühenden Einbildungskraft zusammen, die manchmal wunderbare Blasen warf; so erinnere ich mich, daß er einst in kleinem Kreise uns 1855 die voraussichtliche Wiederherstellung des Rheinbundes ausmalte und dem damaligen preußischen Gesandten in Paris,

Grafen Hatzfeldt, in Aussicht stellte, Senator des Königreichs Westphalen zu werden.

Dieser eigenartig bedeutende Mann fand nun eine ebenso eigenthümliche Ergänzung in seiner Gattin, sicher eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit. Sie verband eine seltene geistige Begabung und vollendete Beherrschung der gesellschaftlichen Formen mit echter Weiblichkeit, tiefer Frömmigkeit*) und reinster Herzensgüte. Obwohl sie so sehr Französin geworden war, wie dies überhaupt für eine Fremde möglich ist**), so blieb ihr von ihrer Abkunft doch etwas Weltbürgerliches; sie sprach außer ihrer Muttersprache und dem Französischen deutsch, englisch und italienisch mit gleicher Geläufigkeit; aber sie erinnerte in keiner Weise an den Typus sonstiger vornehmer russischer Damen, von denen Bonstetten sagte: „Ces âmes vont flottantes, par ce qu'elles n'ont jamais senti le lest de la nécessité.“ Dazu war sie zu tief durchgebildet, und ihr immerhin bescheidenes Vermögen führte sie von vornherein zur Nothwendigkeit, eine gute Hausfrau zu sein. Ihr kleines Heim war vorzüglich aufgezogen, und ließ bei der angeregtesten Geselligkeit und ausgedehntesten Gastlichkeit nie die Stricke des Wolkenwagens sehen. Man sagt, daß sie als Mädchen etwas vom Blaustrumpf hatte; jedenfalls war dies als Frau nicht der Fall. Corinna Borysthenida schrieb als Gräfin Circourt nicht mehr und sammelte ihre ganze Kraft für die Armen, ihre Freunde, ihr Haus und ihren Salon.

*) Frau v. Circourt trat 1843 zum Katholicismus über, wohl unter dem Einfluß ihrer gleichfalls Convertitin gewordenen Landsmännin Mme. Swetchine und des späteren Cardinal Bonnechose. Circourt war hiermit keineswegs einverstanden; er stand thatsächlich, obwohl er der katholischen Kirche bis zu seinem Tode angehörte, mehr auf protestantisch-positivem Boden.

**) „Jamais française n'a été si française que ma Moscovite“ schrieb ihr Sismondi.

Letzterer war in der That einzig in seiner Art. Als Circourts nach ihren Reisen sich 1837 in Paris niederließen, fanden sie den Julithron befestigt, die politische Umgestaltung war vollzogen, das Bedürfniß der Geselligkeit machte sich bei denen geltend, welche nicht die Invasion englischer Sitten und des Sports in die Clubs oder die Speculation in die Börse trieben. Aber die Politik trennte auch die Salons; während in denen der Fürstin Lieven, der Gräfin Castellane und Madame de Boigne Guizot, Molé und der Herzog Pasquier herrschten, trauerte Chateaubriand in dem Madame Recamiers über seine gefallene Größe und schloß das Faubourg St. Germain sich streng gegen den Usurpator ab, dessen Hof mit seiner bürgerköniglichen Einfachheit wenig in der großen Welt zählte. Nur auf dem neutralen diplomatischen Boden der österreichischen und der sardinischen Botschaften begegneten sich die Anhänger der gefallenen und der herrschenden Monarchie unter dem schützenden Tact, mit dem die Gräfin Apponyi und die Marchesa Brignole-Sales ihre Gäste zu empfangen wußten. Aber das Bedürfniß eines ungezwungenen und allgemeinen Austausches machte sich doch geltend.

Was ein Salon sei, ist nicht so leicht zu sagen als es scheint. Zwar die Frau eines Börsenfürsten, welche schön geputzt in prächtigen Zimmern eine Schaar elegant gekleideter Leute empfängt, wird nicht ermangeln, mit Selbstgefühl von ihrem „Salon" zu sprechen; aber die, welche die wahren Salons kennen, werden nur ein mitleidiges Lächeln für sie haben. Ein Salon hat nichts gemein mit jenen Festen, wo man eine Menge mehr oder weniger glänzender Toiletten zusammenbringt, die sich kaum kennen und noch weniger sich wirklich etwas zu sagen haben, wo man sich deshalb im Schweiße seines Angesichts nebeneinander herschiebt, bis die Stunde des Soupers kommt und ein Sturm auf das Buffet beginnt, als ob es gelte gratis

zu speisen. Ein Salon ist eine vertraute Vereinigung, wo man sich kennt und sucht, wo man erfreut ist, sich zu begegnen. Die Frau vom Hause bildet den Mittelpunkt und das Band zwischen den Gästen, und je ausgezeichneter sie ist, desto mehr werden Leute von Geist wünschen, ihr Haus zu besuchen und durch sie mit anderen bedeutenden Personen bekannt zu werden. Vor allem aber fordert ein Salon ähnliche Gewohnheiten, verwandte Ideen, gleichen Geschmack und jene Intimität, die gleich entfernt von Hochmuth wie von Familiarität, ungezwungen eine Unterhaltung anzuknüpfen und abzubrechen weiß und jedem Gedanken eine feine Form giebt. Der wahre Salon muß eine kleine Republik sein, wo die einzige Gleichheit herrscht, die auf Erden keine Chimäre ist, die Gleichheit der Intelligenz, des Wissens- und der Bildung, und wo die natürlichen Gegensätze nur dazu dienen, den Austausch zu beleben; eine Republik, in die Niemand aufgenommen wird, der nicht werth wäre, mit den Ersten und Besten in Berührung zu treten, und wo nur ein Souverän, der Geist anerkannt wird. Die feine Plauderei, das savoir causer, durch seinen Geist dem Geiste des Anderen Funken zu entlocken, das ist das Doctordiplom des Salons. Materieller Genuß bleibt fern, man hat eben vorher gespeist. Der Glanz der Gemächer thut nichts zur Sache, im Gegentheil, aller ideenloser Luxus stört; nur ein gewisser Comfort ist erforderlich und je feiner und sinniger derselbe ist, je mehr die Zimmer kunstliebende, gebildete Inwohner zeigen, desto rascher werden die Gäste sich heimisch fühlen.

Paris ist — das wird Niemand leugnen können — die Heimat der Salons; die Pariser Salons allein haben eine Geschichte, die mit dem Hotel Rambouillet beginnt und — freilich stark bergabsteigend — bis auf unsere Tage fortgeht. Diesen Salons, den Leuten, welche sie gebildet, den Werken, welche sie angeregt, verdankt Frankreich zum großen Theil seinen

Einfluß auf die höheren Stände Europas; ohne sie hätte es wohl seine Pascal, Corneille und Bossuet, aber keine La Rochefoucauld, Labruyère, Vauvenargues, keinen Fürsten von Ligne, der, obwohl Belgier von Geburt, der Typus eines französischen grand seigneur des 18. Jahrhunderts war. Daß das Ueberwuchern des Salons gewisse Schattenseiten hat, liegt auf der Hand; wenn man vor allem geistreiche Wendungen und epigrammatische Spitzen sucht, wird leicht die eingehende Tiefe der Betrachtung vernachlässigt und nicht immer fördert es die Lösung eines Problems, wenn man folgenschwere Erscheinungen in einem spielenden Witzwort zu bändigen sucht. Aber doch wird Niemand, der feinere Geistesbildung zu schätzen weiß, sich dem Zauber eines wahren Pariser Salons entziehen. Was in der That kann vollkommener sein als die Art, wie dort die Frau vom Hause ihre Gäste empfängt? Für jeden hat sie ein verbindliches Wort, indem sie jenen begrüßt, stellt sie diesen vor; ein Wort genügt, um auf gleiche Interessen, gemeinsame Bekanntschaften hinzuweisen, Erinnerungen anzuregen; ihr Theetisch bleibt der Mittelpunkt, an dem ein Gast den anderen ablöst, an verschiedenen Punkten des Gemachs bilden sich Gruppen um andere Damen, jede Sonne hat ihre Trabanten. Auf den Kamin gelehnt, entwickelt dort ein Maler seine Ansicht über moderne Kunst; hier bespricht ein Dichter leise den Erfolg seines soeben vollendeten Dramas; auf jener kleinen Ottomane beräth sich ein junger ehrgeiziger Politiker mit seiner Beschützerin, was am besten für seine Beförderung zu thun sei. Diese Frau läßt sich von verschiedenen Candidaten für den erledigten Sessel der Akademie den Hof machen, drüben in der Ecke erklärt ein ergrauter Diplomat einem aufstrebenden Legationssecretär die politische Lage, eine gefeierte Schönheit rauscht im Ballkleide durch das Zimmer, ehe sie sich in die Tuilerien begiebt. — Ueberall ist Leben, Bewegung, nirgend

Lärm und Gedränge; man kommt leise und verschwindet ohne Abschiedsfeierlichkeiten, um Anderen Platz zu machen. Gegen Mitternacht leeren sich die Zimmer, nur vertrautere Freunde bleiben, man rückt am Theetisch zusammen, und dann beginnt oft erst das interessanteste Gespräch. Ein hervorragender Mann nimmt das Wort, ein anderer antwortet, ein dritter wirft eine Bemerkung dazwischen, Rede und Gegenrede wechseln in rascher Folge und man bemerkt die Flucht der Zeit nicht.

Ein solcher Salon war der der Gräfin Circourt. In den zwei kleinen niedrigen Zimmern eines Zwischenstockes der Rue des Saussayes fand sich Alles zusammen, was Paris an ausgezeichneten Männern und Frauen aufweisen konnte; denn was ihre Geselligkeit auszeichnete, war, daß sich bei ihr die verschiedensten politischen Glaubensbekenntnisse und Nationen begegneten. Neben der Blüthe des legitimistischen Adels fand man zur Zeit der Julimonarchie Mignet, Cousin, St. Aulaire, Tocqueville, Salvandy,*) Molé, zur Zeit des Kaiserreichs M. Chevalier, Parieu, Mérimée, Kergorlay, Drouin de Lhuys; kaum ein ausgezeichneter Fremder berührte Paris, der nicht dort vorsprach, Humboldt, Ranke, Bancroft. Prescott, Ticknor, Stanley, Grote waren oft gesehene Gäste. Wer die gute Gesellschaft suchte, wünschte auch ihr vorgestellt zu werden, wer sie einmal gesehen, hätte sie gerne täglich wiedergesehen, ihre Unterhaltung konnte ein wahres Geistesfeuerwerk sein; aber keine Frau wußte so wie sie die Funken des Geistes derer, die mit ihr sprachen hervorzulocken. Sie legte sich selbst Zurückhaltung auf, um dem Geist ihrer Besucher freie Bahn zu geben, sie

*) Louis Philipp, der dies nicht gerne sah, fragte denselben einmal: „On me dit, Monsieur de Salvandy, que vous voyez souvent des gens qui ne sont pas de mes amis?“ — „Sire,“ antwortete der Minister, „les portefeuilles passent, mais les amitiés restent.“

lenkte die Unterhaltung auf einen Gegenstand, der ihr Gegenüber fesselte, dann hörte sie zu, lächelte bewundernd und warf nur hier und da ein Wort dazwischen, um dem Feuer des Andern neue Bahnen zu geben. Als Thiers einst aus ihrem Salon kam, rief er: „welch' liebenswürdige Frau!" und doch hatte er die ganze Zeit allein geredet und sie nur wenige Worte gesagt, die ihm zeigten, daß sie ihn verstand. Derart zurücktreten, um Andere glänzen zu lassen, konnte nur eine Frau von Herz und Kopf. Wenn man bedenkt, mit welchen Huldigungen sie bei ihrem ersten Auftreten in der Welt, in Genf, Rom und Neapel von Bonstetten, Candolle, Sismondi, Visconti, Rosmini, Filangieri umgeben wurde, wie alle Verehrer von Frau von Staël sie als Corinna begrüßten, so gehörte für eine junge Frau einiges Verdienst dazu, sich davon nicht blenden zu lassen und zu erkennen, daß ihr literarisches Talent nicht ausreiche, um das zu erfüllen, was es zu versprechen schien, daß vielmehr ihre reichste Aufgabe darin liege, als Band zwischen den Geistern zu dienen und uneigennützig das Talent Anderer ausbeuten zu helfen. In dieser Kunst ward sie eine vollendete Meisterin; aus Jedem, in dem überhaupt etwas war, wußte sie herauszubringen, was er geben konnte, der Verlegenste fand sich bald bei ihr behaglich, der Uebermüthigste fühlte sofort, daß es ihr gegenüber Grenzen gebe, die er nicht überschreiten dürfe; Keiner, der seinen Gegner in ihrem Hause traf, hätte gewagt denselben herauszufordern. Vielleicht konnte nur eine Fremde so verschiedenartige Elemente auf einem Boden vereinigen;*) und welche Mühe gab sich die Gräfin, ihre Schaar zusammenzuhalten und neu zu recrutiren! Zahlreiche kleine Billets ließ sie täglich ausflattern, um ihre Empfangsstunden in Erinnerung

*) Es ist merkwürdig, daß, wie Huber bemerkt, neben ihr auch in den beiden bedeutendsten anderen Salons Russinnen herrschten, Madame Swetchine und die Fürstin Lieven, freilich eine Baltin.

zu bringen; hier eine Einladung, dort eine Einlaßkarte zur Empfangssitzung eines Akademikers für ihre Schützlinge zu erbitten, oder die Unterstützung eines Einflußreichen für ein noch unerkanntes Verdienst, einen Artikel im „Journal des Débats" oder der „Revue des deux Mondes" für einen Autor nachzusuchen; wie vielen jungen Anfängern hat sie die stützende Hand gereicht, wie manchen Entmuthigten wieder gehoben, zahlreiche bedeutende Männer und Frauen verdankten ihr die erste Einführung in die Gesellschaft. Sie sah dabei weder auf Rang noch Vermögen, Bildung und Geist waren die einzigen Diplome, die in ihrem Salon galten; Emporkömmlinge der Börse und Trabanten der Tagesmacht, die wohl gelegentlich suchten dort Zutritt zu erlangen, weil dies ihrer gesellschaftlichen Stellung förderlich sein könne, fanden bei der Gräfin zwar eine vollkommene, aber kühle Höflichkeit, welche sie bald den Rückzug antreten ließen. Ihr Genius der Versöhnung wußte die größten Gegner friedlich an einen Tisch zu bringen; wagte sie es doch sogar 1856, den verabscheuten Cavour mit seinen größten Feindinnen in ihrem Zimmer sich begegnen zu lassen, obwohl derselbe damals erst in den Anfängen seiner berühmten Verbrechen stand. Die Sache gelang vollkommen; sie rechnete, wie Huber sagt, mit Recht auf die Neugier, die das Ungeheuer einflößen würde. Freilich gehörte Cavour zu ihren ältesten Freunden; zu der Zeit, da er noch als junger Mann in Paris erschien und als Lebemann und starker Spieler von den Politikern des Tages nicht ernsthaft genommen wurde, war sie die Vertraute seines Strebens und seiner Pläne, und blieb es bis an sein Ende.*) Huber sagt, daß seine Briefe sich in ihrem Nachlaß nicht vorgefunden, sie hat dieselben seinem Schüler

---

*) Von der Gräfin erfuhr ich im August 1858 unter dem Siegel des Schweigens Cavours Besuch in Plombières.

Nigra vermacht, hat mir dieselben aber früher zur Einsicht gegeben, und ich habe daraus gesehen, wie klar Cavour seine künftige Politik bereits in früheren Jahren ins Auge gefaßt hatte; obwohl mit den italienischen Patrioten jener Tage genau bekannt, wollte er sich niemals einer Partei unterordnen, sondern seine eigene machen. Der folgende Brief wird nicht ohne Interesse sein.

„Madame! Ich schätze mich glücklich, daß der Herzog von Broglie der Bitte zuvorgekommen ist, die ich an ihn in Ihrem Namen richten wollte, und mich in stand gesetzt hat, Ihnen ein Exemplar seines Berichtes über die Lage der französischen Colonien und die Abschaffung der Sclaverei zu überreichen.

„Ich wage Ihnen lebhaft das Studium dieses umfangreichen Berichtes zu empfehlen, nicht nur weil ich weiß, daß Ihre hohe Einsicht sich lebhaft für die unermeßliche Menge von Thatsachen und tiefen Gedanken, die er enthält, interessiren wird; sondern vor allem weil ich hoffe, daß, indem Sie ihn lesen, Ihr großmüthiges Herz eine wahre Sympathie für den berühmten Staatsmann fühlen wird, der sich über die kleinlichen Dünkel der Popularität und des politischen Ehrgeizes erhebt, ohne sich durch die Hindernisse und zahlreichen Enttäuschungen entmuthigen zu lassen, welche die Gesittung in ihrem aufsteigenden Gange erleidet und der mit ebenso viel Festigkeit als Klugheit fortdauernd daran arbeitet, die großen Grundsätze der Gleichheit und Vervollkommnungsfähigkeit auf der ganzen Erde, ohne Unterschied der Breitengrade und Racen zu verbreiten. Ich wünschte Sie meine Gefühle für den Herzog von Broglie theilen zu lassen, damit, wenn ein neues Beispiel des schimpflichen Wankelmuthes unserer Politiker Sie betrüben sollte, Sie in Ihrem Geiste die zerstörenden Spuren dieses traurigen Wechsels auslöschen können, indem Sie an seine unerschütterliche Beständigkeit in der Bahn des Fortschritts denken.

„Ich bitte Sie, meinen declamatorischen und provinzialen Ton zu verzeihen und nicht zu sehr über mich zu spotten, wenn Sie über den Mißklang zwischen meinem Briefe und meinen Lehren nachdenken. Es ist wahr, daß es noch nicht Mittag ist und Sie für mich mehr sind, als die liebenswürdigste Frau der Welt.

C. Cavour."

Auch mit Circourt war Cavour eng befreundet; nach des Letzteren Rücktritt in Folge der Präliminarien von Villafranca trafen Beide sich im Herbste in Genf. Circourt schrieb mir darüber bald nachher:

„Die Rüstungen Oesterreichs und die Warschauer Zusammenkunft hatten offenbar Cavours ruhige Heiterkeit gestört; er sagte mir: Wir müssen uns auf harte Prüfungen, vielleicht auf den Verlust von mehr als einer Schlacht gefaßt machen, aber unser Unternehmen hat im italienischen Volke zu feste Wurzeln, um im Blut wieder erstickt werden zu können. Ich bin meiner Sache gewiß, wenn man uns nur bis zum Frühjahr zu unserer Organisirung Zeit läßt. Nach einer Pause schwermüthigen Nachdenkens setzte er hinzu: Napoleon hatte einen Bundesstaat oder Staatenbund mit dem Papste als Ehrenpräsidenten vorgezogen; früher wäre das vielleicht ausführbar gewesen, jetzt ist diese Idee ganz unpraktisch. Es bleibt uns keine Wahl übrig, die Lage Italiens erheischt gebieterisch Einheit, das ist nicht mehr zu bestreiten. Der Vorwurf einer macchiavellistischen, alles Recht mit Füßen tretenden, revolutionären Politik rührt mich wenig. Ich appellire an die Nachwelt, man lese die Geschichte, es giebt keine große Umwälzung, wo nicht in gewissen Perioden die Staatsraison das Uebergewicht über Verträge und über das strenge Recht gehabt hätte. Der erste Theil unserer Aufgabe, die Paralysirung der demagogisch-revolutionären Freunde Garibaldis, der ein Degen, aber kein Kopf ist, ist vollkommen gelungen. Ich bin in einem höheren Sinne Widersacher der revolutionären Grundsätze, als man in Europa Wort haben will. Schrieb nicht schon Capodistrias an Graf de Maistre nach der Herstellung des Königreichs Sardinien: „Votre prince est placé et pourra monter à cheval sur l'Italie . . .?“.“

Doch kehren wir zur Rue des Saussayes im Jahre 1848 zurück. Circourt hatte vorausgesagt, daß aus den Februarbanketten eine Revolution hervorgehen werde; nach dem Sturz des Julithrons sagte er Huber: „die politische Revolution ist beendet, die sociale beginnt“. Seine Verbindung mit Lamartine führte ihn in die Politik und machte den Legitimisten zum Ge-

sandten der Republik. Lamartine legte mit Recht Werth darauf, König Friedrich Wilhelm IV. über die friedlichen Absichten der neuen Regierung zu beruhigen, Circourt hatte zahlreiche Verbindungen in Berlin, vor allem war er intim mit Heinrich von Arnim, preußischen Gesandten in Paris. [Er nahm, da man von ihm kein republicanisches Glaubensbekenntniß forderte, im patriotischen Interesse die Mission an, ohne förmlich beglaubigt zu werden, da Niemand auf den Bestand der Republik oder eines preußischen Ministeriums bei den sich überstürzenden Ereignissen rechnen konnte, und die kitzlichsten Fragen auf der Tagesordnung standen, um so mehr, als er nur die allgemeine Instruction hatte, die guten Beziehungen zu Preußen zu pflegen, und Lamartine ihm übrigens gesagt: „Vos instructions sont toutes dans votre caractère." Das Manifest der provisorischen Regierung vom 2. März sprach von den unterdrückten Nationalitäten, deren Herstellung Frankreich interessire. Der Minister des Auswärtigen, Baron Canitz, fragte, welche Nationalitäten gemeint seien? Der Name Polens war nicht zu umgehen; inzwischen brach die Revolution in Berlin aus. Am 21. März erschien eine Deputation aus Posen unter Führung des Erzbischofs, welche um die Wiederherstellung der polnischen Krone unter dem König oder einem Prinzen des Hauses bat. Friedrich Wilhelm IV. lehnte diese Forderung, die zum Kriege mit Rußland führen mußte, ab; versprach Posen aber Autonomie. Von allen Seiten trafen polnische Ausgewanderte oder Verbannte ein, die von dem Gesandten Frankreichs Förderung ihrer Pläne hofften; nach dem Aufstand waren die polnischen Gefangenen von 1846 freigelassen und wurden laut gefeiert, dazu kamen mehr oder weniger geheime Agenten der propagandistischen Partei in der provisorischen Regierung. Man drängte Circourt, sich mit den Führern des ausgebrochenen Aufstandes in Verbindung zu

setzen, Adressen und Deputationen zu empfangen, andererseits bereitete sich die deutsche Bevölkerung der Provinz zum energischen Widerstande, bald standen beide Theile in offenem Kampfe. Eine einzige Schwäche seinerseits hätte damals den Frieden zwischen Preußen und Frankreich gefährden können. Circourt blieb fest und sagte dem Fürsten Czartoryski, der die Wiederherstellung Polens verlangte, er sei gesandt, um Aufstände zu vermeiden, nicht um sie zu ermuthigen; er wußte, als nach der Discussion über Polen in der Nationalversammlung er den Auftrag erhielt, der preußischen Regierung Vorstellungen zu machen, denselben die Spitze abzubrechen. Die Emigration griff seine Haltung erbittert an, aber er blieb auf seiner Linie und arbeitete mit dem Minister gewordenen Baron Arnim und dem General von Willisen daran, eine ethnographische Scheidung des deutschen und polnischen Gebietes von Posen herzustellen, wobei er seine erstaunlichen Specialkenntnisse zeigte. Die Niederwerfung des bewaffneten Aufstandes vereitelte diesen Plan und Circourt ward abberufen, seine Haltung entsprach nicht den Leidenschaften des Augenblickes; aber die preußische Regierung und besonders Friedrich Wilhelm IV. blieben ihm stets für seine tactvolle Haltung in schwierigen Umständen dankbar, er wurde mit der Gräfin vor seiner Abreise nach Sanssouci zur Tafel geladen, und später sandte ihm der König sein Bildniß mit den Worten: „Das Bildniß stammt aus meiner Fabrik, aber der Rahmen nicht und Sie schulden mir 3 Thaler dafür. Ich will nicht, daß Sie mich anklagen, ich habe gesucht, Sie zu bestechen.“ Ueber seine Berliner Sendung hat er einen Bericht von 600 Seiten mit vielen Actenstücken hinterlassen, der vom höchsten Interesse ist und ihm wie dem König gleich Ehre macht. Lamartine schrieb ihm: „Sie haben unsere Erwartungen übertroffen, kein Anderer hätte unsere Absichten so ausführen können.“ Vor

allem ist bemerkenswerth die Entschiedenheit, mit der er erklärt, Frankreich müsse seiner alten Politik entsagen, Deutschland schwach und getheilt zu erhalten, die Zeit für dessen Einigung sei gekommen, und man solle den König Friedrich Wilhelm in seinen Bestrebungen dafür unterstützen, bei dessen Grundsätzen Frankreich nichts zu fürchten habe. Bereits im April 1848 sagte er das Scheitern der Frankfurter Versammlung voraus, aber setzte hinzu, dieselbe werde die Cadmuszähne säen, aus denen einst die Einheit Deutschlands hervorgehen müsse, und wenn Frankreich sie hindern wolle, werde sie gegen dasselbe gemacht werden. Noch mehr, sein letzter Bericht legt dar, durch welche Mittel diese Einigung sich vollziehen werde, wenn ein Mann kommen werde „à l'esprit clair et résolu", der das gescheiterte Werk Frankfurts wieder aufnehme; ja, er sagt, daß dies wohl Bismarck sein könne, den man damals als Ultrareactionär verspottete, weil er eben klar und entschlossen sei, und erklärte Radowitz, der damals eine so große Rolle spielte, für einen Ideologen.

Circourt begab sich über Dresden, wo er den ihm längst bekannten Prinzen Johann besuchte, nach dem Rhein und von dort nach Paris zurück. 1852 ging er mit mehreren Freunden nach Frohsdorf, wo er den Grafen von Chambord, den er schon 1835 als Knaben in Prag gesehen, zum Manne gereift fand. Der Fürst übte auf Circourt die persönliche Anziehungskraft aus, die nach allgemeinem Urtheile keiner der Bourbonen seit Heinrich IV. in so hohem Grade besessen haben soll. „Sich ihr entziehen," schrieb der Graf, „ist nicht leicht; die Widerstrebendsten unterliegen ihr und bleiben unter ihrem Eindruck lange nachdem dieser offene und durchdringende Blick, diese Würde, die einem wohl macht, indem sie die Grenze fühlen läßt, ohne sie zu ziehen, nicht mehr durch ihre Gegenwart wirken." Dabei bewahrte jedoch der eifrige Royalist

seine Unabhängigkeit. Wenn er die Standhaftigkeit bewunderte, mit welcher der letzte Bourbon an seinen Grundsätzen festhielt und entschlossen war, seine Restauration, die er nicht als Ziel seines Ehrgeizes, sondern als eine Pflicht betrachtete, deren Erfüllung er vielleicht stets gefürchtet hat, nicht durch Zugeständnisse zu erkaufen: so konnte ein so tiefer Geschichtskenner wie Circourt doch nicht die Lehren der Vergangenheit verkennen. Wenn auch seine persönliche Anhänglichkeit unerschüttert und er selbst im Briefwechsel mit dem blieb, den er als seinen König betrachtete, so konnte er von dieser Passivität, die, wie Lord Normanby in seinem Tagebuch von 1848 schreibt, jedesmal die besten Gründe hat, den Augenblick zum Handeln als nicht gekommen zu erachten, wenig erwarten. Traurig kehrte er nach Paris zurück, wo er einen Theil der Legitimisten und vor allem der hohen Geistlichkeit zum Kaiserreich übergegangen fand; wie unter Napoleon I. war die Curie bereit, mit dem Usurpator auf den Ruinen der gallicanischen Traditionen Frieden zu machen; um so mehr zog er sich ganz ins Privatleben zurück. Er hatte das Kaiserreich kommen sehen, aber war von Anfang an überzeugt, daß es trotz aller Erfolge und selbst bei den besten Absichten schließlich kraft seines Ursprungs im Kriege untergehen werde, und wurde in dieser Ansicht nur bestärkt durch die einzige Unterredung, die er mit dem Präsidenten gehabt. „Napoleon III.," sagte er mir später, „weiß vortrefflich zuzuhören und zu fragen; aber, wie Tocqueville bemerkt hat, er weiß nicht zwischen Träumen und Denken zu unterscheiden." So gespannt er die Ereignisse verfolgte, so blieb er ihnen, wie dem ganzen neuen Regiment doch fern, wenn er auch mit den besseren Anhängern desselben im Verkehr war, vor allem dem kaiserlichen Hausfreund Mérimée, welcher nach wie vor den Salon der Gräfin besuchte, der bald bedeutender als vor 1848 ward.

Frau von Circourt wünschte nach ihrer Rückkehr einen bescheidenen Besitz für den Sommer und Herbst und fand denselben in einer Cottage auf der Celle de St. Cloud, an der Grenze der Waldung von Malmaison. Sie verstand es, Haus und Garten zu einem idealen Landsitz zu machen. Die Einrichtung war sehr einfach, aber von gediegenem Comfort, der große Salon zu ebener Erde voll Licht und gefüllt mit Erinnerungen von Reisen und berühmten Personen; die Bibliothek hatte den besonderen Reiz, daß die meisten Bücher Geschenke der Verfasser waren, der Garten, der allmählich vergrößert ward, und die anstoßenden Wälder, die sich bis zur kaiserlichen Meierei von Ville d'Avray hinzogen, boten schattige Spaziergänge. Der Aquäduct von Marly begrenzte die weite Aussicht. Die Gräfin hatte neben ihrem Salon nur ein bescheidenes Schlafzimmer. Circourt wohnte im ersten Stock, daneben befanden sich drei Fremdenzimmer oder vielmehr chambres d'amis, wie die Gräfin sagte, deren eines im Sommer fast ständig ihr alter Hausfreund Graf Belvèze einnahm, einer der geistvollsten Franzosen, die ich gekannt, der mit allen Gefühlen des ancien régime und der Unabhängigkeit des vornehmen Mannes das feinste Verständniß für die Gegenwart, die beste französische Liebenswürdigkeit und einen sprudelnden Humor verband, den stete Kränklichkeit kaum dämpfen konnte. Allen, welche die Gastlichkeit dieser befriedeten Oase, der die Gräfin den Namen „les Bruyères“ gegeben, in dem Treiben des kaiserlichen Paris gekannt haben, wird dieselbe unvergeßlich bleiben; man nahm den Kaffee auf seinem Zimmer und versammelte sich erst 10½ Uhr zum Frühstück, die Zeitungen wurden gelesen, Briefe mitgetheilt, die Tagesereignisse besprochen; hernach schickte sich Circourt gewöhnlich zu einer größeren Wanderung an, auf der ihn die Gäste begleiteten, die sich nicht scheuten, ein wenig Hitze für die Belehrung seiner

sprudelnden Unterhaltung in Kauf zu nehmen. Der Vier-uhrzug brachte aus Paris gewöhnlich Besuch zu Tisch. Das Speisezimmer hielt kaum zehn Personen, aber welche Feste des Geistes sah es, wenn Tocqueville, Mignet, M. Chevalier, Grote, Ranke, Ticknor, Stanley, Madame Blaze de Bury und so viele andere seine Gäste waren! Zu ihnen zählte später auch Thiers, der mit seiner unvergleichlichen Unterhaltung Alles hinriß, und nach seinem ersten Besuche auf die Frage, was er von dem Hause halte, erwiderte: „Un salon d'acclimatation qui donne bon exemple.“

Das Glück, aber nicht der Friede dieses schönen Kreises wurde getrübt durch einen schweren Unfall der Gräfin im Sommer 1855, der nach langen Leiden schließlich ihrem Leben ein Ende machen sollte. Ich hatte sie an einem Freitag in St. Germain getroffen, wo damals Lady Elgin*) mit ihrer Tochter Lady Augusta Bruce, spätere Gemahlin des Decans von Westminster und genaue Freundin der Königin Victoria, verweilte, und es war verabredet, daß ich Sonntags Ranke, der damals für seine französische Geschichte in den Archiven des Auswärtigen Ministeriums arbeitete, nach den Bruyères geleiten solle. Aber als ich mit unserem berühmten Geschichtschreiber in der Hitze der Augustsonne die Höhe der Celle de St. Cloud erklommen hatte, fanden wir die Gräfin nicht. Am Abend zuvor hatte beim Auskleiden die Flamme einer Kerze eine Spitze in ihrem Haar ergriffen, die auf ihre Schulter fallend dort eine tiefe Wunde machte. Die unsäglichen Leiden, welche dieselbe ihr brachte, trug sie ohne ein Murren der Ungeduld, mit einer muthigen Ergebung, welche alle Aerzte er-

*) Eine Frau von merkwürdiger Begabung, die mit 80 Jahren noch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte war und sich dabei nur beklagte, daß sie nicht mehr wie sonst schwierige mathematische Aufgaben lösen könne.

staunte, aber welche nur die recht würdigen konnten, welche sie nahe kannten. Ferner Stehende ahnten nicht, welche Schmerzen sie erduldete, die sie ihren Gästen gegenüber unter immer gleicher Liebenswürdigkeit verbarg. Als sie mir 1858 ihr Bild sandte, schrieb sie dabei die Worte von Madame Swetchine: „Un mal avec lequel il faut vivre est tout autre chose qu'un mal dont il faut simplement mourir et celui-là me frappe dans toutes les habitudes de ma vie.“ Aber ihre Freunde ließ sie dabei nichts entbehren, für alle leibliche und geistliche Noth hatte sie Trost und Hilfe, die sie in der zartesten Weise zu gewähren wußte. Wenn schon in gesunden Tagen dieselbe Frau, die am Abend ihren glänzenden Geist spielen ließ, am Morgen wie eine barmherzige Schwester die Hütten der Armuth aufsuchte, so diente der Schmelzofen der Trübsal nur dazu, die Wärme ihres Herzens zu steigern, ohne daß sie dadurch einem krankhaften Mysticismus anheimfiel. Für alle Leiden des Körpers mußte sie der geistige Verkehr, mündlich wie schriftlich, entschädigen; ihre Handschrift ward undeutlicher, aber ihre Briefe wurden nicht seltener, Freunde und Gäste kamen wie zuvor, und sie fanden bei der Kranken dieselbe Empfänglichkeit und thätige Theilnahme wie zuvor bei der Frau, voll von Leben und Gesundheit; als sie schon nicht mehr schreiben konnte, dictirte sie ihrem Manne Empfehlungsbriefe für arme Gelehrte, ihr letztes Werk war eine Sammlung für die darbenden Arbeiter von Rouen. Endlich unterlag der vielgeprüfte Körper, der schon lange nur durch die Kraft des Geistes zusammengehalten war; die Gräfin starb im März 1863, erst 53 Jahre alt. St. Beuve schrieb damals im „Constitutionnel“:

„Wir kommen so oft auf die Salons der alten französischen Gesellschaft zurück und bedauern, daß sie nicht mehr da sind; es ist nur gerecht, die ebenso schmerzlich zu beklagen, die wir besitzen und die ein unerwarteter Tod schließt. Frau Gräfin Circourt ist soeben

der Pariser Gesellschaft und ihren Freunden aus allen Ländern genommen. Alle, die sie gekannt haben und an den Schätzen ihres Herzens und Geistes theil nehmen durften, werden den Umfang dieses Verlustes und die Lücke, die sie läßt, zu würdigen wissen. In ihrem Salon gab die Intelligenz Bürgerrecht. Keine Voreingenommenheit, kein Vorurtheil hielt diese sonst so fromme und in ihrem Glauben feste Frau befangen, sobald sie fühlte, daß sie mit einem Geist von Werth und einem Manne von Talent zu thun hatte. Von welchem politischen Ufer man auch kam, welches philosophische Dogma man bekannte, man begegnete sich mit Freundschaft und Sympathie an dem Lehnstuhl, an den sie seit Jahren grausame Schmerzen fesselten, die sie mit der größten Liebenswürdigkeit und unveränderlicher Kunst der Geselligkeit verbarg."

Mit ihrem Tode schloß sich ein Haus, das in Paris wie vielleicht überhaupt einzig in seiner Art war, denn nicht leicht wird man ein Ehepaar finden, das sich so in glänzenden wie soliden Eigenschaften ergänzte und das so wußte andere Geister, welche sie verstanden, um sich zu sammeln.

Circourt gab nun seine Wohnung in Paris auf, und theilte sein Leben zwischen unermüdlicher Arbeit in den Bruyères und Reisen, die ihn in Berührung mit seinen auswärtigen Freunden hielten. Die Politik brachte ihm nur Kummer. Er war, wie erwähnt, zu gerecht und zu geschichtlich gebildet, um das Vorurtheil so vieler seiner Landsleute zu theilen, als ob Frankreich ein Recht darauf hätte, seine Nachbarn schwach und getheilt zu erhalten; er beobachtete den Niedergang des Kaiserreichs seit dem mexicanischen Abenteuer und sah den Krieg von 1870 mit trauriger Entsagung kommen. Nach dem Frieden schien ihm wie allen seinen Freunden die Möglichkeit der Restauration näher gerückt wie je zuvor; aber der Graf von Chambord bewährte aufs neue sein Talent, die besten Aussichten zu verderben. Er erklärte, wie mir Circourt schon Ende 1871 schrieb, über zwei Dinge werde er nie mit sich handeln lassen: die weiße Fahne und die Wiederherstellung

der weltlichen Macht des Papstes! Sein unglücklicher Brief vom 25. October 1872 vernichtete auch die Hoffnungen, die auf die Aussöhnung mit dem Grafen von Paris gebaut waren. Die Trauer über diese Wendung ließ Circourts Feder nicht erlahmen; aus dieser Zeit stammt eine Uebersetzung der „Geschichte der Allianz Frankreichs und Amerikas für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten" von Bancroft in drei Bänden mit Anmerkungen, die Mignet für ein Originalwerk ersten Ranges erklärte. Am 19. November 1879 ward er auf der Heimkehr von einem Besuche bei Freunden von einem Gehirnschlage getroffen und kam nicht wieder zu sich.

Sein Tod erregte wenig Aufsehen in dem lauten Treiben des modernen Babylons, aber um so mehr Leidwesen bei seinen Freunden. Er erlosch in der Stille, wie er nie den Lärm des Tages suchte; er war keiner der Männer, die ihrer Zeit den Stempel ihres Wesens aufdrücken; er gehörte zu jenen Nebensonnen, die geräuschlos ihren Kreislauf umschreiben, aber von allen Seiten das Licht sammeln, um es uneigennützig wieder nach allen Seiten auszustrahlen.



G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.) Naumburg a/S.





